Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothri...

Strassburg (Germany). Historisch-Littera...

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXIV. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1908.

Inhalt.

Seite

I. Gedichte von Christian Schmitt 1

II. Johann Friedrich Oberlin von E. M. Mit Silhouette . . 4

III. Ein angebliches Blutrecht oberelsässischer Grundherren vor der französischen Revolution von Alfred Jacoby 6

IV. Streit zwischen Tugenden und Lastern. (Eine mittelhochdeutsche Handschrift.) Mitgeteilt und übersetzt von Heinrich Hemmer 19

V. Der Zug Straßburgs gegen Graf Philipp III. von Hanau-Lichtenberg 1526 von Dr. Johannes Beinert 33

VI. Sagen aus dem krummen Elsaß, gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion, veröffentlicht von Kreisschulinspektor Menges . . . 40

VII. Wibelsbach. Ein Beitrag zur Geschichte der elsässischen Oedungen von Theobald Walter 50

VIII. Die Spiele der Jugend aus Fischarts Gargantua cap. XXV von Heinrich A. Rausch 53

IX. Das Tagebuch des cand. theol. Magisters Philipp Heinrich Patrick aus Straßburg von Th. Renaud . . 146

X. Gedichte für A. M. Baron von Blobsheim, Kaiserl. Feldmarschallieutenant, mitgeteilt von E. Martin . . 225

XI. Meßti und Kirwe im Elsaß von Dr. Kassel in Hochfelden 228

XII. Chronik für 1907 336

XIII. Sitzungsberichte 338

Das Inhaltsverzeichnis zu Bd. 13—24 kann erst im Bd. 25 gegeben werden.

I.

Gedichte.

Von

Christian Schmitt.

Isola bella.

(Lago maggiore.)

I.

Was wollt ihr mich, ihr schwärmenden Gedanken,
Zur blauen Ferne schmeichlerisch entführen?
Wie linde Südluft will es mich berühren,
Und schaukelnd wiegt mich sanftes Wellenschwanken.

So fuhr ich auf der Flut, der sonntagblanken,
Hin durch die hochgebauten Felsentüren.
Den frühlenzfrischen Duft noch kann ich spüren
Von der umgrünten Ufer Blütenranken.

Aus Intra trägt das Schiff uns rauschend weiter.
Pallanza glänzt, wie weiße Rosen leuchten,
Am See die Perle, rein und ewig heiter.

Entzückt und staunend will der Blick sich feuchten,
So holde Bilder sind der Fahrt Begleiter.
O daß sie Pflicht und Sorge nie verscheuchten!

II.

Auf breiter Bucht, drin Kuppe sich an Kuppe
Weißhäuptig spiegelt unterm Strandwegsaume,
Schwimmt, wie gebannt von einem Märchentraume,
Der ruhmumkränzten Inseln Dreizahlgruppe.

Ein Jungvolk kommt in treibender Schaluppe
Von Madre her, umblitzt vom Ruderschaume,
Zum Fischereiland, laut auf engem Raume
Begrüßt von der Gespielen buntem Truppe.

Auch uns jauchzt zu der barfußmuntre Haufe,
Da sich an Deck schon jeder nach Gefallen
Bemüht, wie er den freisten Blick erkaufe.

Und sieh, nun wächst mit frischumlaubten Hallen,
Verjüngt im Schimmer reichster Sonnentaufe,
Glanzvoll herauf die Herrlichste von allen!

III.

Versonnen steht an dunkeln Staffelhängen
Lorbeerumhegt das Schloß der alten Grafen,
Die still in kühler Hauskapelle schlafen,
Müd von des Lebens buntverwirrten Gängen.

Dem Weltstreit fern und seinen Haderklängen
Fand ihre Sehnsucht hier den sichern Hafen,
Wo sie noch ungestörten Frieden trafen
Und Ruh für ihres Herzens dunkles Drängen.

Kunstreich erstand in breitgebauten Massen
Die Burg, und weite Wandelgärten stiegen
Aus Fels und Flut in wachsenden Terrassen.

Solch edle Pracht hilft jeden Schmerz besiegen.
Die trüben Schatten in der Brust verblassen,
Und vor dem Licht muß alles Leid verfliegen.

IV.

An dieser Wunderstätte, wo den Toten
Einst Stärkung floß aus himmlischen Gefäßen,
Sind viele Tausende seitdem genesen
Von Wunden, die ihr Innerstes bedrohten.

Wer zählt die Feuer, die geheim verlohten
Auf diesen Dämmerpfaden, auserlesen
Zur Heilung allem kranken Sinn und Wesen
Und unsichtbar bewacht von Götterboten?

Die Muschelgrotten dort sahn, vor den Blicken
Des grellen Tags gedeckt, im Sturz der Tränen
Wie oft den Aufschrei tiefsten Wehs ersticken!

Und auf den Wassern, die sich friedlich dehnen,
So manchem Kummer brachten süß Erquicken
Des Trostes Engel in der Hoffnung Kähnen.

V.

Ich auch, ich trank mit heiß erregten Zügen
Aus Duft und Kühle, die sich rings ergossen,
Und aus der Schönheit, um mich aufgeschlossen,
Voll starken Muts ein innigstes Genügen. —

Längst kam ich heim von meinen Wanderflügen.
Nur auf der Phantasie zaumfreien Rossen
Erreich' ich noch den Ort, wo ich genossen
Den Trunk des Glücks aus unerschöpften Krügen.

Doch bin ich auch in Sorgen hier und Plagen
Verwoben neu ins Netz des Alltagwebens,
Von reinstem Dank ist all mein Tun getragen.

Erinnrung weiht die Wege meines Strebens,
Und froh der Frucht aus weit entrückten Tagen
Grüß' ich die schöne Insel meines Lebens.

II.

Johann Friedrich Oberlin,

dessen Silhouette wir Herrn Kunstmaler Theodor Knorr verdanken, ist nach seinem Leben und Wesen so allgemein bekannt, daß wenige Worte genügen werden, um sein geistiges Bild wieder beim Leser hervorzurufen. Oberlin ist der Wohltäter des Steintals. 1740 zu Straßburg geboren, lebte er als Pfarrer in Waldersbach von 1767 an bis zu seinem Tode 1826. Seine geistliche Wirksamkeit im Sinne eines tätigen Christentums begründete er durch eine weitschauende, allseitige Fürsorge für die sittliche und wirtschaftliche Entwickelung seiner Pfarrkinder, wobei er auch nach anderen Gegenden hin durch Beispiel und Rat Einfluß übte. Landwirtschaft, Obstzucht, Wegebau förderte er unermüdlich. Vor allem aber sorgte er für die Erziehung der Jugend. Da er das von den Bauern allein gesprochene romanische Patois als ein besonderes Hemmnis für den geistigen Fortschritt ansah, ließ er die Bauernkinder von früh an durch Lehrerinnen im reinen Französisch unterrichten. Diese Einrichtung ist dann später durch die salles d'asyle auch in deutschsprechenden Gegenden verwendet worden und hat sehr zur Ausbreitung des Französischen im Elsaß beigetragen. In der Revolutionszeit setzte Oberlin seine Tätigkeit fort, indem er seine Kirche in einen Klub verwandelte und hier als Bruder Redner auftrat. In den Kriegen der französischen Republik verlor er seinen ältesten Sohn. Unter der Schreckensherrschaft angeklagt, kam er nach deren Sturz in alter Weise seinem Amte nach. Er fand mehr und mehr in weitesten Kreisen Anerkennung, auch bei den Angehörigen anderer Konfessionen. Kaiser Alexander, auch das wiederhergestellte Königtum in Frankreich ehrten ihn. In der blühenden Industrie des Steintals hat Ober-



lins Werk seine Fortsetzung gefunden, auch seine religiöse Auffassung hat sich teilweise hier erhalten; in dieser hatten ihm Lavater und Jung Stilling besonders nahe gestanden. Der unglückliche Dichter Lenz suchte bei Oberlin Zuflucht gegen den über ihn hereinbrechenden Wahnsinn; einen ergreifenden Bericht über seine Erkrankung sandte Oberlin an Goethes Schwager Schlosser, bei dem Lenz endlich Ruhe fand.

E. M.

III.

Ein angebliches Blutrecht oberelsässischer Grundherren vor der französischen Revolution.

Von

Adolf Jacoby

(Weitersweiler).

De Ferrières erzählt in seinen Mémoires [1] einen interessanten Zwischenfall der Verhandlungen der Constituante, der durch die Behauptungen einiger Abgeordneten über ganz unglaublich rohe Gewohnheitsrechte der feudalen Grundherrn einiger Gegenden des Landes hervorgerufen wurde. Es war der Abgeordnete der Franche-Comté, Lapoule, der unter anderm der Versammlung darüber berichtete, daß in gewissen Distrikten der Grundherr bei der Rückkehr von der Jagd zwei seiner Leibeigenen zu töten und ihnen den Bauch aufschlitzen zu lassen das Recht habe, um dann in die blutigen Leiber seine Füße hineinzustecken und sich so von der Müdigkeit zu befreien. De Ferrières, der diese Berichte als plumpen Betrug kennzeichnet, sagt, daß man natürlich Lapoule wie den Abgeordneten der Basse-Bretagne Le Guen de Kerangal, der ähnliche, wenn auch nicht ganz so ungeheuerliche Rechte geschildert hatte, mit gerechter und stürmischer Entrüstung aufforderte, für diese Behauptungen den Beweis anzutreten. Durch die Erregung der Versammlung eingeschüchtert, zog sich aber Lapoule, ohne weitere Mitteilungen zu machen, zurück.

[1] Vgl. Bd. I, S. 187.

Es gelang mir nur mit Mühe, den zweiten Gewährsmann für dieses «Recht», Dulaure, der sich in seinen Esquisses historiques des principaux évènements de la révolution française mit dem «Recht» beschäftigt, unter die Hand zu bekommen, während mir dessen Hauptquelle, das Buch von Clerget, von dem unten die Rede ist, leider unzugänglich blieb. Dulaures Buch, dessen zweite Ausgabe von 1825 ich benutzen konnte, schreibt im Anschluß an de Ferrières:[1] «M^r Lapoule, député de la Franche-Comté, succède à la tribune à M^r Legrand. Il fait comme le paysan bas-Breton (Le Guen) le tableau de divers genres d'oppression que les seigneurs de la province exerçaient sur les hommes, qui avaient le malheur d'être leurs sujets. Il parle «de la main morte, tant réelle que personnelle, de l'obligation imposée à quelques vassaux de nourrir les chiens de leurs seigneurs, et de cet horrible droit, relégué sans doute depuis des siècles dans les poudreux monumens de la barbarie de nos pères, par lequel le seigneur était autorisé, dans certains cantons, à faire éventrer deux de ses vassaux à son retour de la chasse pour se délasser, en mettant ses pieds dans les corps sanglans de ces malheureux . . . Des cris d'horreur et d'indignation interrompent l'orateur; on l'accuse d'exagération, d'imposture, et on lui demande la preuve de cette atrocité. Le tumulte en sens divers est si grand que M. Lapoule, intimidé, renonce à la tribune.»

In einer Anmerkung bemerkt nun Dulaure dazu: «Les notions que j'ai recueillies sur cette coutume abominable m'obligent à dire qu'elle a existé, mais qu'elle n'est pas ici exactement exposée. Elle parait n'avoir été en vigueur que dans quelques cantons de la Franche-Comté et de la Haute-Alsace, et ce n'était point au retour de la chasse ni pour se délasser, que les seigneurs se livraient à cet acte de cruauté; voici les faits.

Les comtes de Montjoie, les seigneurs de Mèches et quelques autres de ces cantons, lorsque suivis de leurs chiens et de leurs paysans serfs, ils chassaient pendant l'hiver, et qu'ils se sentaient les pieds froids, pouvaient pour se réchauffer, faire éventrer quelques-uns de ces paysans et placer leurs pieds dans leurs entrailles fumantes.

M. le curé Clerget, député de l'Assemblée constituante dans un ouvrage sur les droits féodaux, intitulé le Cri de la raison, publié à Besançon en 1789, est mon autorité. Voici ce qu'il dit (liv. 2 chap. VIII): «Il est des seigneurs qui se sont arrogé

[1] Vgl. Bd. I, S. 258.

le droit de faire, pendant l'hiver à la chasse éventrer leurs serfs pour se réchauffer leurs pieds dans leurs entrailles palpitantes.

M. le comte de . . . . . ajoute-t-il, plaidait au parlement, il s'agissait de plusieurs droits féodaux qui lui étaient contestés par ses sujets. Ceux-ci prétendaient que l'abonnement qui avait établi, en faveur du seigneur, les diverses prestations exigées par lui, n'avaient plus de valeur, parce que le terme de sa durée était expiré depuis long-temps. L'acte d'abonnement fut produit et sa date verifiée. On y vit avec horreur que les habitans de . . . . s'étaient soumis à des corvées à bras, et avaient promis de payer, dans le cours de soixante ans, des redevances en blé et en avoine, à condition que le seigneur, de son côté, renoncerait pendant le cours de cet abonnement à son droit de les conduire à la chasse et de les faire éventrer en hiver pour se réchauffer les pieds dans leurs entrailles.»

Le magistrat, rapporteur de ce procès, indigné à la vue de cette pièce, dit au comte, ajoute M. Clerget : J'ignore comment vos aïeux vous ont acquis un droit si étrange, mais je sais qu'il rend fort suspects à mes yeux vos autres droits seigneuriaux.»

Diese Vorgänge hat kürzlich O. Stoll, Professor der Geographie und Ethnologie an der Universität Zürich, zugleich Mediziner, in seinem wertvollen Buche «Suggestion und Hypnotismus in der Volkspsychologie»[1] behandelt und ist dabei, unter Annahme des wirklichen Geschehens dieser Greuel, zu dem Schlusse gekommen, «daß die Psychologie derartiger Erscheinungen ganz auf pathologischem Gebiet liege und zwar auf dem des sogen. «Sadismus», der Verbindung von Grausamkeit und Wollust.»

Es ist nicht zu leugnen, daß die Nachrichten über diese Greuel mit großer Bestimmtheit und dem Scheine unbedingter geschichtlicher Wahrheit auftreten. Aber die Geschichte des bekannten andern «Rechtes», des berüchtigten jus primae noctis, das selbstverständlich unter den Vorhaltungen, die Le Guen de Kerangal den Adligen macht, nicht fehlt und das doch, soweit wir sehen können, auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen kann,[2] erregt auch gegen die anderen Vorwürfe begründete Bedenken. Man wird, wo es sich um tief erregte Zeiten handelt, damit rechnen müssen, daß Uebertreibungen und Erfindungen nicht zu selten sind. Der oben erwähnte Dulaure hat anderwärts[3] den kennzeichnenden Satz geschrieben: «Auf

[1] Vgl. zweite Auflage 1904, S. 615ff.
[2] Vgl. Zeitschrift für Ethnologie XVI (1884), S. 18ff.
[3] Vgl. Kritische Geschichte des Adels, 1792, S. 235.

dem Lande hat eine mündliche Tradition das Andenken mehrerer Grausamkeiten dieser Art (es sind im Vorhergehenden geschildert u. a. das bekannte Verjagen der Frösche, das jus primae noctis, aber nicht das uns hier beschäftigende angebliche Recht) aufbewahrt; und die gehässigen Taten der adeligen Tyrannen machen bei den Bauern noch den Stoff ihrer Unterhaltungen aus.» Wer etwas Erfahrung hat, weiß, wieviel er durchschnittlich von solcher mündlichen Tradition und solchen Unterhaltungen zu halten hat. Vorsicht ist also jenen Nachrichten gegenüber gewiß am Platze.

Aber selbst wenn wir die Geschichtlichkeit jener berichteten Tatsachen annehmen müßten, würde die Geschichte dieses Blutbrauchs nicht sadistischen Neigungen des Adels zur Last fallen, sondern einer weitverbreiteten medizinischen Meinung der Vergangenheit.

Was von jenem «Recht» des oberelsässischen Adels und den Grundherren der Franche-Comté gesagt wird, steht in der Völkergeschichte nicht vereinzelt da. Es war für mich eine interessante Ueberraschung, als ich bei Gelegenheit ganz anderer Studien in der Geschichte der Mongolen auf die Erzählung von der Bekehrung des Mongolenfürsten Chutuktai Ssetsen und seines Oheims Altan Chaghan zum Lamaismus stieß. Die Ursache dieser Bekehrung soll eine Erscheinung des im Dalai Lama verkörperten Buddha gewesen sein, die unter den folgenden merkwürdigen Umständen vor sich gegangen sei:[1] «Unter der Regierung des großen Altan-Chan (der aus der sibirischen Geschichte bekannt genug ist) war anfangs die lamaische Lehre bei den westlichen Mongolen noch wenig ausgebreitet. Wegen der damaligen Unwissenheit wußte man nicht das Podagra zu heilen, womit Altan-Chan sehr geplagt war. Schamanen rieten ihm, einem Menschen lebendig den Leib aufschlitzen zu lassen und seine Füße in dessen warmen Eingeweiden zu bähen. Dieses grausame Mittel mußte allemal am Vollmondstage, abends, bei Aufgang des Mondes wiederholt werden. Einstmals als Altan-Chan solchergestalt seine podagraischen Füße im Eingeweide eines Mannes zur Linderung bähte, geriet er in eine Phantasie und vermeinte, im vollen Monde die Gestalt eines ansehnlichen Lama im vollen Ornat zu sehen, der zu ihm sprach: Chan! wir heilen dergleichen Schmerzen, ohne Menschen das Leben zu nehmen! sei nicht mehr grausam! Der Chan ließ sogleich den Körper wegnehmen und begraben, wusch seine Füße und ließ seine

[1] Vgl. Pallas, Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften II, S. 425.

zwei Lamen vor den Thronsitz berufen, deren einer von den Gelbmützen, der andere von der roten Sekte war und die nur zum Staat beim Hoflager unterhalten wurden. Der Chan fragte: Welcher unter euch ist von solchem Ansehen, wie mir erschienen ist? Samtschantschock antwortete: Dalai Lama Jondon-dschamzu ist von solcher Gestalt und Ansehn.» An diesen wird nun eine Gesandtschaft geschickt und er zum Hofe des Chan eingeladen. So soll es geschehen sein um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Köppen [1] fügt der auch von ihm erwähnten Erzählung hinzu, daß nach Ssanang Ssetsen, einem mongolischen Chronisten, für die Kur des Fürsten nicht Menschen, sondern Pferde geschlachtet worden seien. Man könnte in dieser Differenz von dem andern Bericht eine Abschwächung des ursprünglichen Tatbestandes sehen; in jedem Fall beweist sie, daß die Ueberlieferung nicht ganz übereinstimmt, was nicht gerade zugunsten der Glaubwürdigkeit spricht. Die ganze Geschichte hat das deutliche Aussehen einer frommen Legende.[2]

Doch wir begegnen einer analogen Erzählung noch einmal und zwar in dem türkischen Sittenroman von den vierzig Vezieren. Es handelt sich in dieser Schrift um einen der zahlreichen Erzählungszyklen, die in vielfacher Ueberarbeitung sich weit verbreitet haben. Er ist uns persisch, arabisch, türkisch und in der Bearbeitung, die vom König und den sieben Weisen redet, auch griechisch, lateinisch, französisch und deutsch erhalten. Der Ursprung dieses Zyklus ist im Orient, wohl in Indien zu suchen.[3]

In dieser Schrift lautet die Erzählung des zweiunddreißigsten Veziers in dem türkischen Erzählungstypus:[4] «Es ist überliefert worden, daß es vor Zeiten einen König gab, aus dessen Fuß eine beizende Flüssigkeit herausdrang, gegen welche kein Mittel aufzufinden war. Die Aerzte versammelten sich und wurden darüber einig, daß man einem Indianerknaben (d. i. einem indischen Kind) den Leib aufschlitzen und des Königs Fuß da hineinstecken sollte. Das, meinten sie, sei das einzige Mittel gegen dieses Uebel! Man

---

[1] Vgl. Die lamaische Hierarchie und Kirche, S. 135.

[2] Ob damit die Bekehrung und Heilung des Mongolenkaisers vom Aussatz durch Saskya-mâhâpandita im 13. Jahrhundert zusammenhängt, kann ich nicht feststellen, da mir A. Grünwedel, Mythologie des Buddhismus, 1900, nicht zugänglich war.

[3] Vgl. V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes VIII: Syntipas.

[4] Vgl. Behrnaner, Die Erzählungen der vierzig Veziere, 1851, S. 288—289.

suchte lange, aber es fand sich kein derartiger Knabe, bis man endlich zu einem in dieser Stadt lebenden indianischen Ehepaare kam und bei ihm den gewünschten Knaben antraf. Der König ließ dessen Eltern zu sich kommen und bot ihnen Gold an, indem er sprach: Verkauft mir euren Knaben! Sie erwiderten: O König, was wollen wir tun? Wir brauchen es gerade heute, denn wir haben nichts! Gut, wir wollen das Gold annehmen und dir dafür den Knaben überlassen. Gott wird uns schon wieder einen andern Knaben geben! Sie überließen hiermit dem Könige ihren Knaben, nahmen das Gold und gingen fort. Man brachte den Knaben vor den König, um ihm seinen Leib aufzuschlitzen. Da fing der Knabe an zu lachen. Auf die Frage: Warum in aller Welt lachst du, wo du weinen solltest? erwiderte er: Wie sollte ich jetzt nicht lachen? Wenn ein Knabe in Not und Gefahr gerät, so flüchtet er sich zu seinem Vater; hilft das nichts, so flüchtet er sich zu seiner Mutter; hilft das auch nichts, so flüchtet er sich zu der Obrigkeit; hilft auch das nichts, so flüchtet er sich zu den großmächtigen Gewalthabern und Königen. Wenn mich nun meine Eltern an den König verkaufen und dieser mich zur Heilung seines Leidens töten will, um dadurch im gegenwärtigen Leben gerettet zu werden, was wird er alsdann in jener Welt vor der Majestät des Höchsten zu seiner Verantwortung sagen? Da ich nun weder bei meiner Mutter Zärtlichkeit, noch bei meinem Vater Barmherzigkeit, noch bei dem Könige Gerechtigkeit und Billigkeit gefunden habe, wen soll ich dann noch bitten? Ich flüchte mich zu jenem Gott, der ein allmächtiger Rächer ist; er wird sich bestimmt wegen der mir zugefügten Ungerechtigkeit meiner annehmen und mir mein volles Recht angedeihen lassen! Als der König dies hörte, so überfiel ihn Furcht; seine Seele entbrannte vor Liebe zu dem Knaben und er ließ ihn frei. Vor heftiger Rührung vergoß er heiße Tränen; von diesen nahmen die Aerzte und rieben damit das Geschwür an seinem Fuße. Sogleich verlieh ihm Gott der Erhabene Genesung und er wurde wieder gesund.»

Zur literarischen Ueberlieferung dieser Erzählung ist zu bemerken, daß sie sich mit einigen geringen Varianten auch im «Rosengarten» des Sadi findet.[1] Dort sind die Aerzte G r i e c h e n genannt; die Heilung soll durch die Galle eines Bauernsohnes vollzogen werden. Die Krankheit sei so schrecklich gewesen, daß «es sich nicht ziemt, sie zu nennen». Aehn-

[1] Vgl. Uebers. von Graf, 1846, S. 45 ff. Sâdi Gulistan translated by Eastwick, S. 55.

liches enthält der «Vertraute Gefährte des Einsamen»,[1] nur soll da ein zehnjähriger Knabe über der Wunde des Königs geschlachtet werden, so daß das Blut über die kranke Stelle fließt. Für die literarischen Verhältnisse ist übrigens Chauvin[2] zu vergleichen.

Diese Varianten aber zeigen uns auch den Weg zum Verständnis dieser Geschichten. Sie gehen schließlich alle zurück auf das dunkle Gebiet des Blutaberglaubens. Das warme Blut spielte von jeher im Aberglauben die Rolle eines besonders wirksamen, freilich auch besonders wertvollen und nicht leicht zu gewinnenden Heilmittels. So tritt es uns schließlich auch in jenen Vorwürfen gegen den Adel entgegen: es belebt und nimmt die Müdigkeit hinweg.

Einige Mitteilungen aus der Geschichte dieses Aberglaubens mögen das noch klarer herausstellen. Schon Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte XXVI, 1, 5: «Die Aegypter wärmten für dieses eigentümliche Uebel (gemeint ist der Aussatz), das, wenn es den König traf, den Völkern gar verhängnisvoll wurde, in den Bädern die Badesessel zur Heilung mit menschlichem Blute.» Meines Wissens kennt freilich die ägyptische Medizin, die uns aus einigen zum Teil recht umfangreichen Papyri wie dem Papyrus Ebers und dem Papyrus Hearst bekannt ist, ein solches Mittel nicht.

Es ist nicht unmöglich, daß diese Behauptung ihren Ursprung in dem merkwürdigen Gebrauch der Medizin in den Jahrhunderten um die Wende unserer Zeitrechnung hatte, die Heilmittel mit den sonderbarsten, teilweise recht unheimlich klingenden Namen zu bezeichnen. So zitiert Kircher[3] nach Apuleius de plantarum proprietatibus Blut der Athena, des Kronos, des Ammon, Königsblut (dieses findet sich in mittelalterlichen Blutlegenden wieder), Titanenblut usw. Artemidor im Traumbuch IV, 22 ff. nennt den Tau Jungfrauenmilch und Sternenblut, schwarze Pfefferkörner aber beißende Mohren. Ein ganzes Verzeichnis solcher mystischen Geheimnamen enthält der Leydener Zauberpapyrus V col. 12 a, 13 a.[4]

Doch ist zu beachten, daß in der Tat ein alter jüdischer Midrasch eine Darstellung der Verfolgung der jüdischen Kinder durch den Pharao (2. Mos. 1) kennt, die auffallend mit des Plinius Nachricht übereinstimmt. Es heißt im Talmud Traktat Schemoth rabba 92 d. Targum jerusch. zu Exod. 2, 24: «und

[1] Vgl. Uebers. von Flügel, 1829, S. 7.

[2] Vgl. a. a. O., S. 179, (s. auch Hartmanns von der Aue Armer Heinrich hg. v. Wackernagel S. 203).

[3] Vgl. Oedipus aegyptiacus III, S. 68 ff.

[4] Vgl. Papyri Graeci musei ant. publ. Lugduni-Batavi ed. C. Leemans II, S. 38 f.

es starb der König von Aegypten das heißt er wurde aussätzig und ein Aussätziger ist gleich einem Toten; und es seufzten die Kinder Israels über ihrer Arbeit, und warum seufzten sie? weil die Zauberer Aegyptens sagen, es gibt für den König kein anderes Heilmittel, als daß er von den Kindern der Israeliten abends hundertundfünfzig und morgens hundertundfünfzig schlachten lasse und sich zweimal täglich in ihrem Blute zu baden.» Ist auch die Redaktion dieses Traktats spät — er gehört dem 11.—12. Jahrhundert an — (vgl. Haucks Realencyclopädie für prot. Theol. u. Kirche XIII³, 792, über das Targum a. a. O., III³, 108), so ist Stoff und Erzählung doch alt.

Nicht ohne Zusammenhang mit dieser jüdischen Legende ist jedenfalls die andere weit interessantere, die sich an den Namen des ersten christlichen Kaisers von Rom, Konstantin, geknüpft hat. Als dieser, so erzählt die Legende, noch Heide und ein Verfolger der Christen (wie Pharao ein solcher der Juden) war, strafte ihn Gott für sein Verhalten mit dem Aussatz. Alle Kunst der Aerzte ist dem Uebel gegenüber umsonst. Schließlich raten ihm die Priester des kapitolinischen Jupiter, in einem Teich von Kinderblut zu baden; dadurch würde er rein und gesund. Aber der Jammer der Mütter rührt den Kaiser und er verzichtet auf das grausame Mittel. Im Traume erscheinen ihm die Apostel Petrus und Paulus und weisen ihn an den Papst Silvester, der Konstantin bekehrt und heilt, indem er ihn tauft. Eine ganze Reihe von Berichterstattern bringen mit geringen Abweichungen diese Erzählung, die natürlich nicht eine Spur von geschichtlichem Untergrund aufzuzeigen vermag: Moses von Chorene, der armenische Geschichtsschreiber, dann die Byzantiner, Simeon Metaphrastes, Michael Glycas, Nicephorus Kallistus, Kedrenus, der Syrer Gregor Abulfaradsch, dann die Acta Sanctorum Surius, December in der Silvesterlegende, auch die Legenda aurea des Jacobus a Voragine ed. Graesse 71, eine deutsche Bearbeitung bei Von der Hagen, Gesamtabenteuer II, 577. III, CLII.

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß auch zwischen jener Bekehrungsgeschichte des Mongolenkhans und der des römischen Kaisers eine innere Verbindung besteht. Dazu darf man sich natürlich nicht auf das weit verbreitete Heilmittel, das menschliche Blut, berufen. Aber anders liegt es, wenn man bedenkt, daß beide Erzählungen in ihrem Ziele auffallend übereinstimmen; sie sollen beide die Bekehrung des Fürsten zu einem andern, stärkern Glauben erklären. Zu diesem Zwecke wird die Krankheit eingeführt. Soll ich weiter darauf aufmerksam machen, daß den beiden Fürsten ein Traum beziehungsweise eine Vision nicht das Heilmittel, aber den, der

heilen kann, angeben? Dort sind es freilich die Apostelfürsten, hier der Buddha, aber nicht zufällig wird es sein, daß die beiden Apostel, die Ratgeber und Weiser des Konstantin, ihr Gegenstück finden in den beiden Lamen am Hofe des Khans, die diesem seine Vision erklären und ihn zu dem Helfer weisen. Der Helfer selbst ist zwar der Buddha, aber der inkorporierte, der Dalai Lama, wie der Papst der irdische Vertreter der Gottheit. Gegenüber allen diesen Parallelen, deren bedeutsamste die Grundtendenz der Erzählungen ist, kommen die unwesentlichen Abweichungen, daß Konstantin seinen Blutbefehl zurücknimmt, der Mongole ihn aber bereits mehrfach ausgeübt hat, nicht auf. Die mongolische Erzählung ist jedenfalls nichts anderes als eine Nachbildung der Konstantinslegende.

Fragt man sich, wie das möglich sein soll, so mag daran erinnert werden, daß diese Erzählungsstoffe im Mittelalter internationales Gut gewesen sind und uns oft durch das örtlich weit getrennte Auftreten überraschen. Ich werde andere Proben solcher wandernden Geschichten, die in ihrer Isolierung auch ernste Forscher gelegentlich zu recht abenteuerlichen Vorstellungen geführt haben, gelegentlich an anderm Ort behandeln. Es genügt, zum Beweise auf die reiche Materialsammlung und glänzende Bearbeitung derselben in Benfeys Pantschatantra hinzuweisen. Das Auftreten des Bades im Kinderblut in dem chinesischen Roman Han-Kiou-Choan ou l'union bien assortie, roman chinois I, 5, auf das Von der Hagen[1] hindeutet, habe ich leider, da mir der Roman nicht zugänglich ist, nicht näher verfolgen können. Uebrigens wird ja wohl das Urteil, das der Prediger Weber auf dem zweiten internationalen Kongresse für allgemeine Religionsgeschichte in Basel 1904[2] über den Lamaismus gefällt hat, er habe gar manches Aeußerliche auch von der katholischen Kirche in sich aufgenommen und sei eine Verquickung des Buddhismus mit allerlei Unglauben und religiösen Gebräuchen aus der Nähe und Ferne, zu Recht bestehen.

Eine Mittelform könnte uns gerade in der 32. Erzählung des Buches von den 40 Vezieren gegeben sein. Es sei nicht weiter Wert darauf gelegt, daß von einem indischen Knaben geredet wird, was ja wohl nach Indien als Heimat der Geschichte weisen dürfte. Wichtiger ist vielleicht, daß in Sâdis Gulistan griechische Aerzte genannt sind, wie in der Konstantinslegende bei Nicephorus, während z. B. Kedren von jüdischen Aerzten redet, wozu das Abendland wieder seine Parallele kennt. Auch daß die Variante im «Vertrauten Ge-

[1] Vgl. Gesammtabenteuer, a. a. O.
[2] Vgl. Verhandlungen 1905, S. 88 ff.

fährten des Einsamen» ausdrücklich von einem zehnjährigen Knaben spricht, der geschlachtet werden soll, steht nicht vereinzelt, wir werden dem nocheinmal, ebenfalls im Abendlande, begegnen. Endlich wenn die Tränen des Königs, der wie Konstantin auf die Opferung des Knaben verzichtet, ihm Heilung bringen, so ruft das die Erinnerung an die Buße und Bekehrung und Taufe wach, die den Kaiser genesen läßt. In den Gesta Romanorum c. 94 (ed. Graesse) wird einer aussätzigen Prinzessin geraten, einen bestimmten Stein zu zerschlagen und die austretende Feuchtigkeit auf die Wunde zu streichen. Der Stein versinnbildlicht die menschliche Natur, die durch Reue und Glauben die Wunderkur vollbringt und reinigt.[1] Doch ist der Zug auch gut indisch bezeugt. Ein Sohn Açokas, der als ein neuer Hippolytos die Versuchungen seiner Stiefmutter zurückweist und auf deren Veranlassung geblendet wird, findet bei einem Asketen Heilung. Dieser befiehlt dem Volke, zu seiner Auseinandersetzung über das Gesetz Gefäße mitzubringen, um die Tränen, die sie bei seinen Worten vergießen würden, darinnen zu sammeln. Als der Asket das Gesetz nun verkündet, gerät die Menge in Schmerz und weint, er aber sammelt die Tränen und gießt sie dann in ein Goldbecken. Mit den Tränen wäscht er den Blinden und dieser sieht wieder.[2] Auch mit einer andern, gleichfalls dem Gebiet des Blutaberglaubens angehörenden Geschichte des Samyaktvakamundi, also einer indischen Erzählung, bietet die Erzählung des Veziers auffallende Berührungen.[3]

Doch verfolgen wir den Faden weiter. Im Jahre 1492 starb der Papst Innocenz VIII., der in der Geschichte durch sein Leben und seine Regierung — er war der Mann, der durch die berüchtigte Hexenbulle den unseligsten Aberglauben in der Kirche sanktionierte — nicht das beste Andenken hinterließ. Ihm sagte man nach, daß seine jüdischen Aerzte ihm Kinderblut verordneten, wozu drei zehnjährige Knaben geschlachtet wurden; aber der Papst nahm nach den Hauptberichten das Heilmittel nicht ein.[4]

Etwa zur nämlichen Zeit gingen die gleichen Gerüchte über den französischen König Ludwig XI. (1401—1483). Die Berner

---

[1] Darauf macht P. Cassel, Die Symbolik des Blutes, 1882, S. 174, aufmerksam.

[2] Vgl. Stanislas Julien, Voyages des pèlerins bouddhistes: Mémoires de Hionen-Thsang I, S. 161.

[3] Vgl. Weber in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1889, S. 741 ff.

[4] Vgl. Strack, Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit, 1900, S. 97.

Chronik des bekannten Valerius Anshelm sagt darüber:[1] «Als er nun fast krank war, ersucht und versucht er alles, insonders von wegen der Malacy vil Kinderblut.» Und Daniel[2] sagt nach seiner Quelle Gaguin (um 1498): «il avoit recours à tous les remedes naturels et surnaturels; et pour le guérir, dit un historien contemporain, furent faites de terribles et merveilleuses médecines. Un autre dit plus en particulier, qu'on luy fit boire du sang, qu'on avoit tiré à plusieurs enfans, dans l'esperance que cette potion pourroit corriger l'acreté du sien et retablir son ancienne vigueur.»[3]

Solche Erzählungen erläutern uns jenes Wort, das der große Anfänger des neueren philosophischen Denkens, der Großkanzler Bacon von Verulam in seiner Historia vitae et mortis c. 9 niederschrieb: «Es ist von alters her so angenommen, daß durch Baden in Kinderblut der Aussatz geheilt und das bereits verdorbene Fleisch wieder erneuert werde. Dergestalt daß einigen Königen solches beim Volke Haß brachte.»

Davon erfuhr etwas der König Ludwig XV. von Frankreich. Jene Gerüchte erneuerten sich stets wieder. Politisch aufgeregte und wirtschaftlich drückende Zeiten haben ja immer ein leichtgläubiges Volk, dessen Seele, wenn ein Gerücht das glimmende Feuer anfacht, sofort in lodernden Flammen steht. Allerlei unverständliche Vorgänge am Hofe mögen zu jenem Tumult geführt haben, der ein Vorzeichen der kommenden Revolution war und Paris in große Erregung versetzte. Er ist uns außerordentlich lebendig von Louis Blanc in seiner mehrfach aufgelegten, umfangreichen Histoire de la révolution française geschildert worden:[4] «Des bruits renouvelés d'un autre âge commencèrent à circuler parmi le peuple. On parlait de b a i n s d e s a n g h u m a i n prescrits à Louis XV comme un dernier moyen de rallumer sa vie.[5] Et pour accréditer l'affreuse rumeur, on s'appuyait sur la nature du pouvoir absolu, qui est de tout oser, se trouvant en des mains perverses. Est-ce que des excès n'avaient pas été déjà commis qui dépassaient la nature commune? Où étaient les lois protectrices du citoyen? Pourquoi un prince effréné dans ses plaisirs s'arrêterait-il, quand il serait question de son existence, devant des crimes contre lesquels on n'avait d'autre garantie que leur énormité même? On s'anime, on s'excite par ces discours à croire aux plus mon-

---

[1] Bern 1825 I, S. 320.
[2] Vgl. Histoire de France 1735, IX, S. 413.
[3] Vgl. Strack, a. a. O., S. 36 ff.
[4] Ich benutze die Ausgabe von 1847, Bd. I, S. 430 ff.
[5] Nach Lacretelle, Histoire de France pendant le XVIII[e] siècle, t. III, p. 180.

strueux complots; et voilà que soudain Paris se lève en tumulte. C'en est fait: des enfants ont été arrachés à leur mères; on en a la preuve; on cite des circonstances effrayantes; on rapporte des paroles étranges échappées à l'imprudence des ravisseurs. Les places publiques retentissent de clameurs furieuses, auxquelles se joint le gémissement d'une foule de mères éplorées. L'hôtel du magistrat, gardien de la cité, fut impétueusement envahi. Le lieutenant de la police dut s'enfuir par des jardins ,menacé' qu'il était d'être égorgé. L'émeute enfui ne se dissipa que devant un brutal emploi de la force. Mais la force, depuis, ne cessa de décroître, à mesure que s'exaltaient les colères. Un enlévement de vagabonds avait sufti pour causer cette épouvante; et qu'elle preuve plus frappante de la profondeur que le peuple apportait d'éjà dans ses défiances et dans sa haine?»

Wir sehen in diesen Worten die ganze Entstehung des Aufstandes deutlich vor uns. Mit Recht bemerkt der Historiker, daß die Behauptung von dem Blutbade des Königs in einer zähen Legende der Vorzeit wurzelt. Aber ein in die aufgeregte Masse hineingeworfenes Wort genügte, um der unglaublichen Mär Glauben zu schaffen und die Phantasie sorgt dann schon für die Einzelheiten, die den Beweis für die Wirklichkeit der vorgegebenen Tatsachen liefern sollen. Die ganze Geschichte ist ein prächtiges Beispiel für die Macht und Bedeutung der Suggestion im Völkerleben, die uns Stoll in seinem erwähnten Buch vor die Augen rückt.

Die Volkssage hat auch andern Königen den gleichen Vorwurf gemacht; Richard von England soll einem jüdischen Arzte das gleiche Rezept verdankt haben.[1] Es gibt ein reichliches Material zu diesem ganzen Blutaberglauben, das z. T. bei Strack und Cassel gesammelt ist, doch ließe es sich noch stark vermehren. Das Mittelalter sorgte für die weite Verbreitung solcher Erzählungen und bis in unsere Zeit hinein hat das Volk sich derartige Geschichten erzählt, die von den Sagenforschern aus dem Munde des Volkes gesammelt sind.[2]

In diesem Zusammenhang aber betrachtet, zerfließt auch jenes angebliche Recht des Adels in seine ursprünglichen Bestandteile. Es kann von Sadismus überhaupt keine Rede sein. Vielmehr handelt es sich um eine Verquickung von Volksglauben und Volksmedizin, die durch die Jahrhunderte hindurch zum Ueberlieferungsstoff gehörte und je und je an diese oder jene

---

[1] Vgl. Marbachs Volksbücher, Nr. 21, Hirlanda, S. 6.

[2] Vgl. z. B. Wolf, Niederländische Sagen, Nr. 434. Rochholz. Aargauer Sagen I, Nr. 14.

historische Persönlichkeit angeknüpft wurde. Wo der Haß und die Leidenschaft die Gemüter erregten, da sagte das Gerücht der verhaßten Gestalt jene unmenschliche Grausamkeit nach, die unser Legendenstoff uns offenbart hat. Es bleibt auf Königtum und Feudalismus genug historische Schuld, um solche Scheußlichkeiten ihnen nicht auch noch aufladen zu müssen.

Wer ähnliche Erscheinungen bis in die Neuzeit hinein verfolgen will, der denke an den berüchtigten Namen Rohlings oder an den Xantener Mordprozeß. Die Zähigkeit alten Aberglaubens und die suggestive Gewalt desselben auf erregte Köpfe sind in den Händen eines gewissenlosen Antisemitismus, der ebenso roh wie unwissend ist, furchtbare Waffen. Oft widerlegt und als eine grundlose Verdächtigung des Judentums nachgewiesen, findet die Behauptung des Ritualmordes stets wieder Gläubige und die Hetzer lassen es dann gewiß an den beglaubigenden «Tatsachen» nicht fehlen.[1] So können wir die Blutbeschuldigungen jener entlegenen Zeit noch in unserem Volke lebendig und wirksam beobachten und unsere Schlüsse auf die Vergangenheit aus den Erfahrungen der Gegenwart ziehen: das angebliche Blutrecht der oberelsässischen Adligen gehört ins Gebiet der nicht harmlosen Geschichtslegenden, erwachsen auf dem Grunde des Glaubens, den Mephistopheles in jenem Wort an Faust ausspricht:

«Blut ist ein ganz besonderer Saft.»

---

[1] Vgl. zu diesem Stoff H. Haym, Uebersicht der meist in Deutschland erschienenen Literatur über die angeblich von Juden verübten Ritualmorde, 1906.

IV.

Streit zwischen Tugenden und Lastern.

(Eine mittelhochdeutsche Handschrift.)

Mitgeteilt und übersetzt von

Heinrich Hemmer.

Durch Herrn Professor Martin wurden mir aus dem Privatbesitz des Herrn Dr. Forrer (Straßburg) zwei Pergamentblätter zur Verfügung gestellt. Sie scheinen aus einem Buch herausgeschnitten, also Teile einer Sammelhandschrift zu sein. Jedes Blatt ist etwa 30 cm hoch und 21 1/2 cm breit. Nur die Vorderseiten sind beschrieben, mit Versen in je zwei Spalten auf je 46 Linien. Je drei Verse sind zu einer Strophe vereinigt, zwischen den einzelnen Strophen sind leere Zwischenräume. Im Raume zwischen den beiden Spalten sind jedesmal in der Höhe der Strophen Kreise eingezeichnet mit ein- und umgeschriebenen Worten.

Die Entzifferung der Handschrift war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Die Schrift ist arg verblaßt und verwaschen, an manchen Stellen vollständig verschwunden. Auch die zahlreichen ungewöhnlichen Abkürzungen im Text erschwerten das Abschreiben in nicht unerheblicher Weise. Eine Handhabe bot mir eine von Herrn Professor Martin schon angefertigte diplomatische Abschrift. Immerhin gelang es mir mit Hilfe der Lupe das meiste zu entziffern, bezw. die Abschrift des Herrn Professor Martin zu bestätigen, im einzelnen auszuführen und zu ergänzen. Ganz verschwundene Stellen sind mit . . . . . bezeichnet, eigene Konjekturen werden durch eckige [ ], unklare Stellen durch runde ( ) Klammern angedeutet.

Unsere Handschrift ist eine Klosterhandschrift. Darauf deutet die Ueberschrift auf dem einen Blatt hin: Iste liber est fratris . . . . . Daß wir es aber nicht mit dem Original, sondern mit einer Abschrift zu tun haben, das lassen verschiedene Ungenauigkeiten (unklare Stellen, unmittelbare Wiederholung derselben Wörter, eingeschobene Wörter) fast mit Sicherheit vermuten. (S. die Fußnoten.) Wahrscheinlich konnte der Abschreiber manche Stellen im Original nicht entziffern und gab sie wieder, wie er sie sich zurechtlegte.

Der Inhalt der Handschrift ist ein Wettstreit zwischen Tugenden und Lastern. Auf dem einen Blatt (A) werden die Tugenden (8), auf dem andern (B) die entsprechenden Laster (7) aufgezählt. Und zwar so, daß in den schon oben erwähnten Kreisen eine Haupttugend bezw. ein Hauptlaster genannt wird und die unter diesen Hauptbegriff fallenden Tugenden bezw. Laster (gewöhnlich 6) jedesmal rechts und links vom Kreis mit je einem Vers angebracht sind. Die Namen der Tugenden und Laster sind in lateinischer Sprache angeführt.

Das Schema der Anordnung ist also folgendes: z. B. B III.

furtum	Swer stilt .		ich wil . .	usura
rapina	fremdez gut . . .	avaritia	ich sorge . Swaz ich	simonia
perdicio	den ich . .		swer . .	periurium

Der Dialekt der Handschrift ist das Alemannische, wie es um 1300 am Oberrhein gesprochen wurde.

Ueber die engere Heimat der Handschrift gibt vielleicht eine Inschrift am Schlusse des Blattes (A) Auskunft. Sie ist in hebräischen Schriftzeichen abgefaßt und lautet nach den von Herrn Professor Martin eingezogenen Erkundigungen: Thoma(s) von Ro(t)sheim. Vielleicht Rosheim — Kreis Molsheim? Jedoch ist sie nicht von unbedingt entscheidendem Wert, da sie vielleicht nichts anderes als der Namenszug eines zeitweiligen Besitzers der Handschrift sein kann.

Ueber die Art des in der Handschrift Mitgeteilten möge noch einiges gesagt werden. Wie schon angedeutet, liegt ein Klostergedicht vor, wie sie Anfang des 14. Jahrhunderts Hand in Hand mit der aufstrebenden Mystik in Männer- und Frauenklöstern verfaßt wurden. Zunächst wohl nur für die Ordensmitglieder bestimmt, dann aber auch für einen größeren Leserkreis. Daß unser Gedicht nur in einem Männerkloster (Dominikaner?) entstanden sein kann, dafür zeugt die schon erwähnte Ueberschrift auf Blatt A. Außerdem können Aeußer-

ungen wie etwa: Krieg und meineid ich gebir . . . usw. oder: ich flueche ze aller zît got . . . usw. B V. oder: So ich trunken gewesen bin, dennoch nach trinken stât mîn sinn B II. doch nur für Männer Geltung haben. Ueberhaupt ist der ganze Ton ziemlich derb und unverblümt.

Ein unsrer Dichtung verwandtes Werk liegt vor im «Geistlichen Streit, ein mittelhochdeutsches Gedicht» (hergestellt und erläutert von Fritz Hœpfinger, Straßburg 1907). Daß die Behandlung des Wettstreites zwischen Tugenden und Lastern überhaupt im Elsaß während des 13. und 14. Jahrhunderts sehr beliebt war, das zeigen die verschiedenen Fälle ähnlicher Darstellungen besonders in Skulpturen und Glasmalereien. Sie finden sich bei Hœpfinger in § 4 der Erläuterungen S. 76 ff zusammengestellt und können dort bequem nachgelesen werden.

Erstes Blatt (A), **Die Tugenden.**

Am Kopfe des Blattes, links und rechts über dem I. Kreis, befindet sich eine Art Ueberschrift:

jstum librum . . . . . de secto . . . . (links)
Jste liber est fratris (ch) [*christiani*] *de* (*uff*)[1] (rechts)

I. Kreis.

Innerhalb des Kreises vielleicht: [*castitas*]

Am Rande des Kreises steht nur: *swer*

Links vom Kreis in gleicher Höhe:

verecundia	*ein iglich hercz tůt . die scham rein und gůt*
(. . .)[1] custodia cordis	*Bewaren sol des herczen hut . daz der wek si gut*
pudicitia verborum	*Swer der bōse red huld hat . der ist woller missetat*

«Scham . . .	Ein jedes Herz macht die Scham rein und gut
Wachsamkeit des Herzens	Die Wachsamkeit des Herzens soll dafür sorgen, daß der (Lebens)-weg gut sei
Sittsamkeit in der Rede	Wer die böse Rede lieb hat, der ist voller Schlechtigkeit.»

Rechts vom Kreise steht nichts.

---

[1] Nicht zu entziffern.

II. Kreis.

Im Kreis: *castita*[*s*] «Keuschheit».

Rund um den Kreis:

Swer fliuhett unkuscheit dem wirt ein glanz cron bereit
«Wer die Unkeuschheit flieht, dem wird eine glänzende Krone bereitet.»

Links vom Kreis:

man schol got vor allen dingen lip haben.
«Man soll Gott über alles lieben»

Rechts vom Kreis:	Diese 3 Zeilen münden je in einen kleinen Kreis.
der tugent sacz [*ân*][1] *wan die bosen sinne toten kan*	*.holn..w..s .*
den lip man kestigen sol . so vertribt man die sund wol	*. matano . . .*
volgst du den heligen [*son*][2] *daz himelrich ist din lon*	*. . cam . .* [*ministe-rium*]
«Der Tugend Satz kann gewißlich die bösen Sinne töten	. . . . . .
Den Leib soll man kasteien. So vertreibt man die Sünde wohl	. . . . . .
Folgst du dem heiligen Sohn (?), das Himmelreich ist dein Lohn.	Gefolgschaft (Christi).»

III. Kreis.

Im Kreis: *abstinentia* «Enthaltsamkeit».

Um den Kreis:

der bose glust rastet alie die wil man vastet
«das böse Gelüste (hört auf) erstickt, wenn man fastet».

Links vom Kreis:

frugalitas	*der kuschlich leben wil der ezze niht ze vil*
. . . . . .	*daz fri ubiger begir . den Mut krenkel mir*
. . . . . .	*diu frâzheit ze helle ziuhet, den der si niht fliuhet.*

---

[1] Die Handschrift zeigt *ein*. Es ist anzunehmen, daß der Schreiber sich geirrt hat und es ist ân(e) einzusetzen, ân(e) wân = gewißlich.

[2] Die Handschrift läßt nicht genau erkennen, ob *san* oder *son* zu lesen ist. Vielleicht auch *frôn* = Herr? *sân* = *sâ* = sobald würde im Reim nicht zu lon passen.

«Mäßigkeit	Wer keusch leben will, der esse nicht zu viel.
. . . . . .	Die Freiheit eitler Begier kränkt mir die Seele
. . . . . .	Die Gefräßigkeit zieht zur Hölle den, der sie nicht flieht.»

Rechts vom Kreis:

mâze dich der lipnar so wirt lip und sel clâr	*cibi* [*modestia*]
die nuhterheit maht frut, libe und mut	*sobrietas*
uber drinken schadet sèr da hût dich vor: daz ist min ler.	*abstinentia potus*
«Sei mäßig in der Nahrung, so wird Leib und Seele klar.	Mäßigkeit im Essen
Die Nüchternheit macht verständig Leib und Mut.	Nüchternheit.
Zuviel trinken schadet sehr, davor hüte dich; das ist meine Lehre	Mäßigkeit im Trinken.»

IV. Kreis.

Im Kreis: *largitas* «Freigebigkeit».

Um den Kreis:

se din milit uf ertrich so sendstu sie ze himelrich.

«Säe deine Milde auf Erden aus, so sendest du sie zum Himmelreich».

Links vom Kreis:

[*mīa*] [*gravitas*]	*teil mit armen luten dinen solt . so ist dir got holt*
dandi	*Swer snel ist ze geben der dient das ewige leben*
contemptio mundi	*himel freud wert ewiclich . die welt ist alle zergenklich.*
. . . . (Höhe)	«Teil armen Leuten deinen Lohn mit, so ist dir Gott hold.
Nachdrücklichkeit des Gebens	Wer schnell gibt, der verdient das ewige Leben.
Verachtung der Welt	Himmelsfreude währt ewiglich, die ganze Welt ist vergänglich.»

Rechts vom Kreis:

die armut sol sichern sin, schâcher, vor den schlachim [?] *din*	*paupertas*
hast du durch got iht gezalt . er git dirz wider hundertfalt	*renumeratio*
umb gut solt du niht sorgen . du stribt heut oder morgen	*terrar*(?)... *abicias*

«Die armen Leute sollen sicher sein, Schächer, vor deinen Schlägen.	Armut
Hast du im Namen Gottes irgend etwas gezahlt, er gibt dir's hundertfach zurück.	Belohnung
Um Gut sollst du nicht sorgen, du stirbst heute oder morgen.	Verachtung der Welt(?)»

V. Kreis.

Im Kreis: (*Schrin*)? *diligentia* «Fleiß».

Um den Kreis:

ich will nimmer trêg sin . noch herzen den trêgen.
«ich will nimmer träge sein noch den Trägen lieb haben».

Links vom Kreis:

mentis hilaritas	*Er sol vrôlich wesen, der an sunde ist genesen*
laetitia spiritus	*dem geheizen ist daz himelrich, der freuwe sich billich*
. . . . . .	*du solt stellen dinen mut nah dem ewigen gut*

«Heiterkeit der Seele	Es soll fröhlich sein der, der von der Sünde genesen ist.
Freude des Geistes	Wer sich auf rechte Art freut, dem ist das Himmelreich verheißen.
. . . . . .	Du sollst deine Seele nach dem ewigen Gut richten.»

Rechts vom Kreis:

Du solt mit sinnen gutiu werk minnen	*fiducia ad bonum*
getrewen got man sol . so ûberwindt man die welt wol.	*fiducia in deo.*
gutiu werk vollend gar . so kumst du in der engel schar	*completio b . . . . .*

«Du sollst mit Verstand gute Werke lieben.	Vertrauen zum Guten
Vertrauen soll man auf Gott, so überwindet man die Welt wohl.	Vertrauen auf Gott
Gute Werke vollende ganz, so kommst du in der Engel Schar	Erfüllung»

VI. Kreis.

Im Kreis: *patientia* «Geduld».

Um den Kreis:

lidest du arbeit willichlich du gewinnest daz himelrich.

«Nimmst du willig Arbeit auf dich, so gewinnst du das Himmelreich»

Links vom Kreis:

longanimitas	*man lât sich niht wol an ein dink daz zergân sol*
. . . . . .	*der des herzcen wint verderben wil der hat guter ruw vil.*
mansuetudo	*die senften tragent schôn die engelische cron .*

«Langmut	Man tut nicht gut sich einem Ding hinzugeben, das vergehen soll.
. . . . . .	Wer den Sturm des Herzens unterdrücken will, der hat guter Ruhe viel.
Milde	Die Sanften tragen in schöner Weise die Engelskrone»

Rechts vom Kreis:

senfte red tût . die zornigen wol gemût	*lenitas verborum*
frid ist gut . Ich hazze crick und unmut	*pax cordis*
ich kan stillen . die missehellenden willen	*reconciliatio discord. . .*

«Sanfte Worte machen die Zornigen wohlgesinnt.	Milde der Worte
Friede ist gut. Ich hasse Krieg und Zorn.	Herzensfriede
Ich kann besänftigen die (verschiedenen) nicht übereinstimmenden Willen.	Versöhnung der Zwietracht.»

VII. Kreis.

Im Kreis: *caritas* «Liebe»

Um den Kreis:

[1] *on mich got nit lebs hat wan ich bin an missetat.*

«ohne mich Gott kein Leben hat, denn ich bin ohne Schlechtigkeit».

---

[1] Daß der Verfasser dieses Gedichtes von der Mystik (Meister Eckhart) beeinflußt ist, zeigt dieser Satz deutlich. «Gott ist nur Liebe und nur durch die Liebe».

Links vom Kreis:

[*harmonia*]	*ich kan allen gunst geben und machen bruderlich leben.*
concordia	*einmutik ist gût . und git dem mensch hohen mût*
amicitia . . .	*ze gesellen sprich ich wol . nah reden ich nieman sol.*
«Brüderlichkeit	Ich weiß allen Wohlwollen einzuflößen und ein brüderliches Leben zu bereiten.
Eintracht	Einmütig sein ist gut und gibt dem Menschen hohen Mut.
Freundschaft	Zu den Gefährten spreche ich freundlich. Ueble Nachreden werde ich gegen niemand führen.»

Rechts vom Kreis:

Der mensche sich frewen sol sin nehsten selden. daz stât wol.	*gaudium de bonis proximi*
man sol trosten den betrubten sân und in leides erlân	*compassio rebus.. a..*
mir ist leit daz ieman hat arbeit.	*compassio proximi*
«Der Mensch soll sich freuen über das Glück seines Nächsten. Das steht ihm gut an.	Freude über das Glück des Nächsten.
Man soll den Betrübten gleich trösten und ihm Leiden erlassen	Mitleid mit..
Mir ist es leid, daß jemand Mühe hat.	Mitleid mit dem Nächsten.»

VIII. Kreis.

Im Kreis: *humilitas* «Demut».

Um den Kreis:

diu hovart gar verdirbt . und swer nah ir wirbt

«Die Hoffart wird ganz und gar zunichte, auch der, der nach ihr strebt»

Links vom Kreis:

[*oboedientia*]	*mit herczen und mit sin ze gotes geboten ich gehorsam bin.*
. . . p . . l	*hofart sol man miden . so kumt man niht zu liden.*
taciturnitas	*Bosen rât ich miden sol . guten immer merken wol.*

«Gehorsam	Mit Herz und Sinn bin ich Gottes Geboten gehorsam.
. . . . . .	Hoffart soll man meiden, so zieht man sich keine Leiden zu.
Schweigsamkeit	Bösen Rat soll ich meiden, guten aber immer wohl beachten.»

Rechts vom Kreis:

ich kan niht liegen noch nieman triegen	*simplicitas*
ich lob mich niht ze (geschit)[1] *und mache kein lop ewig* (?)	*modestia*
er ist ein wiser man swer got erkennen kan.	*timor dei*

«Ich kann nicht lügen noch jemand betrügen	Einfalt
(ich halte mich nicht für übermäßig gescheit und zehre nicht ewig von einem Lob)	Bescheidenheit
Wer Gott erkennen kann, der ist ein weiser Mann.	Gottesfurcht.»

Am Schluß des Blattes (A) unten rechts finden sich folgende Schriftzeichen:

ד׳שאשרםמא עםת ער׳שחעם

Thoma(s) von Rot(s)heim (?)

Zweites Blatt (B), **Die Laster.**

I. Kreis.

Im Kreis: *luxuria* «Ueppigkeit».

Um den Kreis:

on er ich (bruch) (?) *sin*[2] *sol, daz ich der hurheit kan dienen wol.*

«Ohne Ehre werde ich . . . . sein, daß ich mich der Hurerei ungestört hingeben kann».

Links vom Kreis:

[*praecipitatio*]	*Swem ze gach ist . der hat bosen list*
amor sui	*umb mich sorge ich wol, gotes ich nit achten sol*
odium dei	*Ich wil die welt liep hân und von gots lieb stân.*

---

[1] «geschit» sehr selten in mhd. Texten. Ebenso die Wendung: *und mache kein lop ewig.*

[2] bruch? (kaum zu lesen). Das Wort «sin» ist zwischen «bruch» und «sol» eingeschoben.

«[Ueber-stürzung]	Wer zu ungestüm ist, der ist voll Verschlagenheit
Eigenliebe	Für mich sorge ich wohl, um Gott werde ich mich nicht kümmern.
Haß auf Gott	Ich will die Welt lieben und auf Gottes Liebe verzichten.»

Rechts vom Kreis:

Die sint an sinnen plint . die der hurheit diener sint	*cecitas mentis*
von unsteticheit bin ich (sind und unwert billich[1])	*incon-stantia*
Sne[ler]?[2] *als der wint*	
die warheit wil ich lan und wil der lugen bistan .	*inconside-rantia*

«Die sind an Sinnen blind, die der Hurerei ergeben sind	Blindheit des Geistes
Von Unstetigkeit bin ich	Unbe-ständigkeit
Schneller als der Wind	
Von der Wahrheit will ich abstehn und der Lüge zum Siege verhelfen.	Ver-blendung.»

II. Kreis.

Im Kreis: *gula* «Völlerei».

Um den Kreis:

daz ich der frâzheit [*mag*] *dienen wol . des ist min herze freud vol.*

«Daß ich mich der Gefräßigkeit ganz hingeben kann, des ist mein Herz voller Freude.»

Links vom Kreis:

multiloquium	*unwert er wesen wil der ze den sachen redz ze vil*
hebetudo	*der vol wint sin wil der hat tugent niht vil*
inmundi . . .	*mit lib und mit sêl bin ich ze der bosheit snel*

«Geschwät-zigkeit	Unangesehen der sein will, der zu den Dingen zuviel redet
Stumpfheit	Der voll Drang sein will, der besitzt nicht viel Tugend
. . . . . .	Mit Leib und mit Seele bin ich schnell zur Bosheit bereit.»

[1] Unverständlich.
[2] «Sne[ler]? als der wint» ist eingeschoben zwischen die zweite und dritte Zeile.

Rechts vom Kreis:

So ich trunken gewesen bin . dennoch nach trinken stât min sinn	*Ell . . . . .*
derzevil istfreudenrich . der wil gern triegen sich(?)	*pr . . . . tas*
daz ich vol werde . darumb lauf ich tâl und berge	*En . . . . tas*
«Wenn ich betrunken gewesen bin, dennoch nach Trinken steht mein Sinn	. . . . . .
Der zu reich an Freuden ist, der will gerne sich betrügen (?)	. . . . . .
Damit ich betrunken werde, darum laufe ich über Tal und Berge.»	. . . . . .

III. Kreis.

Im Kreis: *avaritia* «Geiz».

Um den Kreis: nichts.

Links vom Kreis:

furtum	*Swer stilt gern der muz (des muz[1]) des himel enbern .*
rapina	*fremdez gut ich gehalt . ich gibz niht wider on gewalt*
perdi(cio)?	*den ich verâten wil dem zeig ich falscher lieb vil*
«Diebstahl	Wer gerne stiehlt, der muß den Himmel entbehren.
Raub	Fremdes Gut behalte ich, ich gebe es nicht wieder, wenn man mich nicht dazu zwingt.
. . . . . .	Wen ich verraten will, gegen den heuchle ich viel Liebe.»

Rechts vom Kreis:

ich wil sorgen tegelich . daz ich von wucher werde rich	*usura*
ich sorge nit vil . und gots gab verkoufen ich wil	*simonia*
Swaz ich swer daz ist nit wâr . wann die eide prich ich gar	*periurium*
«Täglich will ich mein Augenmerk darauf richten, daß ich von Wucher reich werde	Wucher
Ich plage mich nicht viel; und Gottes Gaben will ich verkaufen	Simonie
Was ich schwöre, das ist nicht wahr; denn die Eide brech ich ganz und gar	Meineid»

[1] «des muz» unklar. Wiederholung von «der muz»? Ein Versehen des «Abschreibers»?

IV. Kreis.

Im Kreis: *accidia* «Nachlässigkeit».

Ueber dem Kreis: *trėy ich* (Fortsetzung im Kreis)

Im Kreis: *bin trurik ist min herzc und min sin* «träg bin ich; niedergeschlagen ist mein Herz und mein Sinn».

Links vom Kreis:

malitia	*ich wil darnach ringen wie ich schaden muge bringen*
Rancor	*der mir ein cleinz leit tut . dem tun ich (nīal)*[1] *kein gut*
pussilanimitas	*(Char)*[2] *dink ich sère clag . zagheit ich in herzcen trage .*
«Nichtswürdigkeit	Ich will danach trachten, wie ich Schaden bringen könnte.
Groll	Wer mir nur ein geringes Leid zufügt, dem tue ich nichts Gutes an.
Kleinmütigkeit	. . . . Zagheit trage ich im Herzen.»

Rechts vom Kreis:

zagheit ich vil hàn . von allen gedingen ich muz stàn	*desperatio*
heil und selden aht ich niht alle tugend ist ein wiht	. . . . . .
unsteter mut gevellet mir wol . trurekeit bin ich vol	. . . . . .
«Feig bin ich sehr, von allen Hoffnungen muß ich abstehn	Verzweiflung
Heil und Glückseligkeit schätze ich nicht. Jede Tugend ist ein Nichts	. . . . . .
Unsteter Sinn gefällt mir sehr, ich bin voll Traurigkeit.»	. . . . . .

V. Kreis.

Im Kreis: *ira* «Zorn».

Um den Kreis:

als ich tob in zorn so ist alls gut verlorn

«Wenn ich tobe im Zorn, dann ist alles Gut verloren».

Links vom Kreis:

rixa	*Krieg und meineid ich gebir daz ist mins herzen gir*
clamor	*Stille ich nit liden mag . unfrid ich in herczen trag*
indignatio	*die lûte ich smehen wil . ich aht ir nit vil.*

[1] In der Handschrift «m̄al»?

[2] Char?

«Rauferei	Krieg und Meineid verursache ich, danach begehrt mein Herz.
Geschrei	Die Stille kann ich nicht leiden. Unfrieden trage ich im Herzen.
Schmähung	Die Leute will ich schmähen, ich achte ihrer nicht sehr.»

Rechts vom Kreis:

der mir ein übel tut . dem tun ich nimer gut	*contumelia*
ich flueche ze aller zit got und den heiligen daz min sit	*blas-phemia*
der zorn ofte tůt, daz gekrenket wirt hoher můt	*timor . . . .*
«Wer mir Uebles antut, dem tue ich niemals mehr etwas Gutes an	Schimpf
(Zu jeder Zeit) Immer fluche ich Gott und den Heiligen; das ist meine Art	Gottes-lästerung
Der Zorn oft bewirkt, daß die Seele verdorben wird.	Furcht . . .»

VI. Kreis.

Im Kreis: *invidia* «Mißgunst».

Um den Kreis:

unglucke gân ich wol allen luten als ich sol.

«Unglück gönne ich allen Leuten aus ganzem Herzen».

Links vom Kreis:

odium	*ich sol neman liep hân . weder frauwen noch man*
detractio	*Waz gutes tut iederman . daz heiz ich allez ubel getân.*
discordia	*uz allen sachen kan ich arck machen.*
«Haß	Ich werde niemanden lieb haben, weder Frauen noch Mann.
Schmäh-sucht	Was ein jeder Gutes tut, das halte ich alles für schlecht.
Zwie-tracht	Aus allen Sachen kann ich Feindseligkeit machen.»

Rechts vom Kreis:

ich frewe mich mins nehste unseld ze dorf und ze feld	*gaudium in adversis*
so ich min nehsten unselk sihe . des frewe ich mich mêr (darumben[1]*)*	*. . . . . .*
heimlich schilt ich allz gut.daz man in der werld tut.	*f . . . . .*

[1] Unverständlich. Wahrscheinlich konnte der Abschreiber das Wort im Original nicht entziffern und machte selbst eine Conjektur.

«Ich freue mich über meines Nächsten Unglück zu Dorf und zu Feld	Freude im Unglück
Wenn ich meinen Nächsten unglückselig sehe, darüber freue ich mich mehr.(?)	. . . . . .
Heimlich tadle ich alles Gute, das man in der Welt tut.»	. . . . . .

VII. Kreis.

Im Kreis: *superbia* «Hochmut».

Um den Kreis:

So ich alle dink erviht dennoch gnuget mich nit.

«Wenn ich alle Dinge erkämpft habe, dennoch befriedigt es mich nicht»

Links vom Kreis:

inobœdientia	*Ungehorsam wil ich sin mit allen den sinnen min*
iactantia	*ich rûm mich grozer dinge die ich doch an mir niht vinde.*
[*h*]*ypocrisis*	*ich tun als ich helik si . doch wônt mir sunde bi .*
«Ungegehorsam	Ungehorsam will ich sein mit allen Sinnen mein
Prahlerei	Ich rühme mich großer Dinge, deren ich doch nicht fähig bin.
Verstellung	Ich tue so, als ob ich heilig wäre; doch wohnt die Sünde bei mir»

Rechts vom Kreis:

swaz daz best ist . daz hân ich vur ein mist	*contentio(?)*
hofeit bin ich vol . des glicht ich mich got wol	*praesumptio*
Swaz ich boses gedenke . da von ich nimmer wenke	*pertinacia*
«Was das Beste ist, das halte ich für Mist.	Widerspruch (?)
Eingebildet bin ich, so sehr, daß ich mich wohl Gott gleich machte.	Anmaßung
Wenn ich etwas Böses im Sinne habe, davon stehe ich nie mehr ab.	Hartnäckigkeit»

V.

Der Zug Straßburgs gegen Graf Philipp III. von Hanau-Lichtenberg 1526.[1]

Von

Dr. **Johannes Beinert.**

Die Untertanen des strengen und eigenmächtigen Grafen Philipp III. von Hanau-Lichtenberg hatten seit dem Bauernaufstand des vorhergegangenen Jahrs schwer zu leiden. Viele der Bedrängten flüchteten sich und ihre Habe in die freie Stadt Straßburg und erhielten hier ein menschenfreundliches Asyl. Einige wurden sogar zu Bürgern angenommen. Das ärgerte den Grafen. Die Stadt hatte ihn wiederholt zur Milde ermahnt und gebeten, doch den Vertrag, den er mit den Bauern während des Aufstands geschlossen hatte, zu halten. Er kehrte sich aber nicht daran, sondern verfolgte die Bauern aufs Härteste und legte ihnen schwere Schatzungen auf.

So erging es einem Untertanen Willstätter Amts, Jörg Hörter von Eckartsweier. Er hatte in Straßburg den Bürgereid geleistet und wollte aus dem Hanauerland in die Stadt ziehen. Der Willstätter Amtmann ließ aber den neuen Straßburger wegen Verachtung des kürzlich dem Grafen geschworenen Treueids im Turm des Schlosses einkerkern. Dort schmachtete er nun dritthalb Tage bei schmaler Gefängniskost.

[1] Auf Grund der «Akten und gerichtshandelung zwischen Graven Philipssen von Hanaw — und Meyster und Rath der statt Straßburg, den zug gen Willstetten . . belangendt». Archiv der Stadt Straßburg A A 1723.

Das bewirkte bei der Stadtbehörde keine geringe Entrüstung. Sie faßte die Tat als eine Beeinträchtigung ihres guten alten Rechts der Freizügigkeit in die Stadt auf und schrieb sofort, man möge Hörter unverzüglich herausgeben. Da der Brief aber an den Grafen gerichtet war, so schickte ihn der Amtmann von Willstätt mit einem Boten nach Westhofen und erwartete zugleich Antwort. Hierdurch erlitt die Angelegenheit eine unliebsame Verzögerung.

Die Straßburger Stadtoberhäupter regten sich über das Ausbleiben einer willfährigen Antwort noch mehr auf. Sofort ließen sie ihre Schöffen und den großen Rat bis gegen 300 Mitglieder zusammenkommen, um über den freventlichen Eingriff in die städtischen Freiheiten zu beratschlagen. Es wurde beschlossen, zur Gewalt zu schreiten, denn nach einem alten kaiserlichen Privileg durfte sich die Stadt gegen ihre Beschädiger und Betrüber mit eigener Tat schützen und schirmen, sie verwirkte keine Strafe, wenn sie sich zu Wasser oder zu Lande selbst half. Darauf gestützt, wollte sie ins Hanauische ziehen und ihren Bürger befreien. Noch in der Nacht wurden alle Vorbereitungen für einen reisigen Zug getroffen.

Am Morgen, so früh als das Metzgertor aufging, rückte die Straßburger Streitmacht zu Roß und zu Fuß etwa 600 Mann stark zur Stadt heraus und zog die Rheinstraße weiter. Voraus ritten vier Söldner und ein Trompeter, der an seinem Instrument ein Fähnlein mit dem städtischen Wappen trug. Dann folgten 40 schwere Reiter unter der Anführung Jörg Heimenhofers. Die Fußmannschaft mit den Handrohren bildete den Haupttrupp. Er wurde geführt von dem Oberbefehlshaber Altammeister Daniel Müh, einem «langen» Mann, und den Hauptleuten Hans von Matzenheim, Jakob Mayer und Bernhard Ottfriedrich.

Die Artillerie Alt-Straßburgs folgte zuletzt. Sie bestand aus zwei groben Geschützen, einer Feldschlange von ungeheurer Länge, bespannt mit sechs Hengsten, und einer Halbschlange mit vier Hengsten.

So gings über den Rhein die Willstätter Landstraße entlang. Die vor den einzelnen Abteilungen marschierenden Trommelschläger machten mit ihrem Trommeln und «Gebossel» einen solchen Lärm, daß die Einwohner in den Dörfern alle alarmiert wurden und zusammenliefen.

Bei Neumühl begegnete der Zug einem Amtsboten von Willstätt. Die Hauptleute hielten ihn an und fragten, wohin er wolle. Der Bote erklärte, daß er vom Amtmann geschickt sei und dem Städtemeister einen Brief zu überbringen habe. «Wir kennen dich wohl», antworteten Daniel Müh und sein

Begleiter, «fahr hin und lug, daß du den Brief dem Ammeister gebest». Damit brachen sie auf, ohne zu ahnen, daß der Amtmann in diesem Brief über den Jörg berichtete.

Zwischen Odelshofen und Kork kam der Willstätter Amtsschaffner Felix Icher zu Pferd des Weges daher und wollte nach Straßburg, um Zinsen zu entrichten. Jörg Heimenhofer ritt auf ihn zu, bot ihm die Hand und sagte:

«Gib dich gefangen, Schaffner!»

Dieser antwortete: «Wessen Gefangener bin ich?»

— «Meiner Herren von Straßburg.»

«Ich will ohnedies hinein gen Straßburg reiten.»

«Reit hin, meine Herren sind nit weit,» verabschiedete ihn Heimenhofer.

Als Icher zu den Hauptleuten beim Fußtrupp kam, sagte Bernhard Ottfriedrich:

«Schaffner, komm herum, du mußt mit uns gen Willstätt reiten.»

In Willstätt angekommen, begaben sich die Befehlshaber gleich vor das Schloß. Es war niemand darin als der Reiter Jörg, der Schloßvogt und seine Frau, eine arme Kindbetterin, ferner Hans vom Wald, der Willstätter Schultheiß und der Gerichtsbote, die sich der besseren Sicherheit halber hinter die Fallbrücke gestellt hatten. Der Amtmann war schon früh um vier Uhr nach Oberkirch geritten und hatte Jörg Hörter bereits aus dem Gefängnis entlassen.

Da trat Heimenhofer vor das Schloß und rief:

«Wie ist der Jörg herauskommen?» Der Schultheiß erwiderte darauf: «Liebe Herren, ich weiß es schier selbst nicht, ich glaube, er ist heute morgen herausgekommen. Die Amtleute sind gen Oberkirch. Jörg hat Urfehde schwören müssen, wie andere ledige Gefangene.»

«Er muß ledig sein, wie wenn er aus Mutterleib gekommen wäre!» riefen die Hauptleute. Sofort wurde ein Bote nach Eckartsweier abgeschickt; sie wollten den Jörg selbst sehen. Der Schultheiß aber wurde mit einer Nachricht nach Oberkirch abgefertigt. Inzwischen war die Artillerie in den Flecken eingefahren und hielt vor dem Schloß. Von da bis zum Eckentor lag der ganze Flecken voll Reisige, so daß man sich kaum in der Straße bewegen konnte. Sogleich wurden die Geschütze vor dem Schloßgraben aufgestellt und auf den festen Turm in der Front gerichtet.

Die Angelegenheit war so ziemlich erledigt. Die Straßburger warteten nur noch auf die Ankunft ihres Bürgers, Hörterjörg. Weil die Söldner alle einen guten Hunger und Durst von der frühen Reise mitgebracht hatten, so entstand aus dem Kriegs-

zug eine lustige Zecherei. Zu Gruppen von 10 oder 20 Mann begaben sie sich in die Häuser und Wirtschaften, wo ihnen die Bewohner Wein, Brot, Schinken, Käse, Butter und Eier reichen mußten. Daß es dabei lustig zuging und daß manche Stichel- und Prahlrede dabei geführt wurde, kann niemand wundern. Bei dem Wirt Simon Schwarz wurden allein bei 17 Ohmen Wein getrunken. Die Hauptleute hatten sich in das obere Stübchen der Wirtschaft Wolf Schütterlins, des einstigen Bauernführers, gesetzt und taten sich gütlich.

Als die Zeit verstrich und der Jörg immer noch nicht erschien, da entstand plötzlich vor dem Schloß ein großer Tumult. Eine Anzahl Söldner, die der Wein mit Kriegsmut erfüllt hatte, liefen nach dem Schloß. Reiter Jörg und Hans vom Wald lagen gerade auf den Lehnen der Fallbrücke. Da rief einer vom großen Geschütz ihnen zu, wenn jemand im Schloß wäre, der ihnen lieb sei, so sollten sie ihn heraustun, denn er werde kein Stein auf dem andern bleiben, die Herren hätten denn den gefangenen Stegjörgen.[1] Damit fing ein Schnellfeuer aus den Handrohren an, daß die Ziegel vom Dach des Neubaues rasselten und in den Graben fielen, daß die Fensterscheiben zersplitterten und das Getäfel im großen Saal beschädigt wurde. Unter einem Fenster der oberen Stube lagen viele Käse zum trocknen, dahin richteten manche ihre Gewehre, und es hat den Straßburgern besondere Freude gemacht, die Käse im Willstätter Schloß in tausend Stücke zu zerschießen. Die Kindbetterin war inzwischen vom Kellermeister in das Gartenstübchen in Sicherheit gebracht worden.

Als Felix Icher, der Schaffner, den Ueberfall auf das Schloß sah, ging er zu den Hauptleuten in der Herberge. Erzürnt fuhren diese auf und schrien in die Straße hinab, Einhalt zu tun. Alles rannte nach dem Schloß. Jetzt schwang sich der lange Daniel Müh aufs Pferd und galoppierte nach der Kampfstätte.

«Was macht ihr da?» rief er den Eifrigen zu, «ist das euch nicht in euren Eiden befohlen worden?» (Nämlich, nichts gegen den Befehl zu tun.) Dennoch schossen sie weiter.

Inzwischen hatten einige Söldner etwas anderes ausfindig gemacht. Im Schloßhof stand ein Taubenhaus, das voll junger, fetter Tauben war: Sie schlichen durch den Zwiebelgarten hinten in das Schloß hinein und begannen eine Attacke auf das Taubenhaus. Die Kugeln durchbohrten es und töteten viele Tiere. Darnach stiegen die Mutwilligen hinein, nahmen die Eier aus und warfen sie in den Hof. Was an jungen, un-

---

[1] So hieß Jörg Hörter im Volksmund.

flüggen Tauben drinnen war, fingen sie und drehten ihnen die Hälse um. Nach dieser Taubenschlacht sah man nicht weniger als 16 Paar dieser armen Tiere die Walstatt bedecken.

Mit Mühe gelang es den Hauptleuten, dem Treiben ein Ende zu machen und die Söldner in die Ordnung zu bringen. Jetzt wurde zum Aufbruch geblasen. Der Hörterjörg war auch angekommen, und als die Hauptleute vernahmen, daß er nur gegen Urfehde und das Versprechen, seine «Turnatzung» zu bezahlen, freigegeben war, so mußte der Schaffner Icher auf Antrag Jakob Mayers schwören, als Gefangener mit nach Straßburg zu ziehen und allda im Goldenen Schaf zu bleiben.

Vor dem Abmarsch mußte der Kornmeister Heinrich Oettel, ein «klein Männlin», durch den Flecken reiten und ausrufen, ob noch jemand da wäre, der an Bezahlung Mangel hätte. Derselbige soll erscheinen, so wolle man ihm alles erstatten. Neben ihm ging ein Soldknecht, der den Geldsäckel nachtrug.

Als nun beim Abschied am Schwanen die Frau des Schultheißen auch ihr Geld für die Zehrungen verlangte, sagte man ihr, man gebe ihr für diesmal nichts. Jetzt ordnete sich der Zug zur Abreise. Hörterjörg, den befreiten Straßburger Bürger, setzten sie auf die große Kanone und fuhren unter lautem Gejohle, Rufen und Singen aus Willstätt hinaus nach Straßburg. Vor dem kleinen Rhein machten sie Halt und ließen den Amtsschaffner beim Brückenhäuschen nocheinmal schwören, ihr Gefangener bleiben zu wollen und sich in der Herberg zum Schwanen, dies auf Wunsch Ichers, aufzuhalten. So war der denkwürdige Kriegszug gegen Hanau für diesmal beendigt, die Reisigen zogen vergnügt mit ihrem «Stegjörgen» in die Stadt ein.

Aber das böse Nachspiel sollte kommen. Der Graf Philipp und seine Amtleute waren über diesen Ueberfall und besonders über den Angriff auf das Willstätter Schloß sehr erbost. Sie beschuldigten die Stadt des Landfriedensbruches. Zudem wurde den Söldnern beleidigender Weise nachgesagt, sie hätten ihre Zechen gar nicht bezahlt. Das machte böses Blut. Die Straßburger wollten die Beschuldigung der Zechprellerei nicht auf sich ruhen lassen. Sie forderten den Schultheißen von Willstätt auf, die noch ausstehenden Forderungen an sie zu richten. Das machte nun zwei Pfund Pfennige und einige Schilling. Es ärgerte die Straßburger vor allem, daß er alle Kleinigkeiten sich bezahlen ließ und für eine «alte Fläsche» drei ganze Kreuzer forderte. Ein erzürnter Straßburger meinte im Verlauf des Prozesses, als gehässige Reden auf beiden Seiten ausgestoßen wurden:

«Die Einwohner zu Willstätt möchten wohl leiden und gern sehen, daß sie alle Monat oder alle Woche einen solchen Ueberzug hätten, da sie ihre faulen Eier auf keinem Markt hätten höher verkaufen können.»

Graf Philipp von Hanau klagte nun nach sorgfältigem Verhör beim Reichskammergericht auf Landfriedensbruch und Sachbeschädigung. Beiderseits wurden die besten Juristen aufgeboten. Der Straßburger Anwalt war Reiffsteck. Die Stadt stützte sich auf ihr altes Privileg der Selbstverteidigung: Der Graf habe sie an dem Recht der Freizügigkeit geschmälert. Das Reichskammergericht, das auf die mächtige, protestantische Stadt Straßburg nicht gut zu sprechen war, führte lange Verhandlungen 1527, 1532 und die nächsten Jahre, die wegen der Anwesenheit der Gesandten der Stadt ungeheure Summen verschlangen.[1] Endlich am 26. September 1537 wurde das Urteil «in Sachen des kaiserlichen Penalmandats, auch des Friedbruchs zwischen Herrn Philippsen, Grafen zu Hanau-Lichtenberg, Klägern eines und Meister und Rat der Stadt Straßburg Beklagten andern Teils» verkündet. Es lautete auf eine Strafe von 50 Mark Gold, zur Hälfte dem Reichskammergericht und zur anderen Hälfte dem Grafen zahlbar.

Die Stadt fand das Urteil unerhört, um so mehr als sie sich im Recht glaubte. Sie behauptete, die Strafe sei ungerecht, und die Kammerrichter wären parteiisch gewesen. Reiffsteck meinte, die geringfügigen Ausschreitungen der Söldner seien doch kein Landfriedensbruch gewesen, man solle nicht aus einer «Mucken» einen «Helffanten» machen und sich von dem hanauischen Anwalt keinen «ströhenen Bart» flechten lassen. Die Stadt gab sich darauf alle Mühe, das Urteil durch ein Syndikat umzustoßen. Sie schickte ihre Gesandten Bernhard Wurmser, Jakob Sturm und Martin Herlin auf den Städtetag nach Braunschweig (20. April 1538) und an die Fürstenhöfe und Kanzleien, um sich über das Reichskammergericht zu beschweren und für ihre Sache Stimmung zu machen. Der sächsischen Kanzlei händigte sie 100 fl. ein, 80 den Gelehrten und 20 den Schreibern, ebenso erhielten die hessischen und die lüneburgischen Kanzlisten je 50 fl., 40 die Gelehrten und 10 die Schreiber, für die Mühe, die Prozeßakten zu studieren und Gutachten abzugeben.[2] Die Stadt weigerte sich entschieden, die Strafe anzuerkennen und hinterlegte, um nicht der Ausflüchte wegen der 50 Mark Golds

---

[1] Vergl. auch Virck und Winkelmann «Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg» II, S. 41, Anm. 2 und I, S. 249.

[2] a. a. O. II, S. 472.

beschuldigt zu werden, 3000 Goldgulden bei dem Rat der Stadt Speier.

Die Stadt Straßburg drohte, wenn sie verurteilt würde, die Prozeßakten durch den Druck zu verbreiten und an die Reichsfürsten und Städte zu verschicken.[1] Das beantragte Syndikat wurde aber verschoben und am 27. Januar 1539 vom Kammergericht trotz aller Einwände der Befehl zur Ausführung des Urteils gegeben. Der Kurfürst von Mainz schrieb nun doch das Syndikat auf Drängen Straßburgs nach Speyer auf den 1. Mai 1539 wiederum aus. Von Basel sollte der berühmte Jurist Dr. Bonifazius Amorbach als Rechtsbeistand Straßburgs eintreffen. Am 1. März jedoch und am 8. verlangte die verurteilte Stadt nun ihrerseits selbst Aufschub des Syndikats und legte die Forderungen dem Kaiser vor, daß u. a. das Kammergericht mit unparteiischen Richtern zu besetzen sei und die Streitigkeiten auch betreffs des Willstätter Zugs einer Reichsversammlung vorgelegt werden sollten.[2] Allein von dem Frankfurter Städtetag traf die gegenteilige Nachricht ein (12. März), daß «die Willstettisch sach und fürgenommen syndikat» erst recht nicht aufgeschoben werden würde und somit nicht an die Reichsstände gelange. Straßburg schickte nun unter großen Kosten nicht allein die Ratsfreunde Bernhard Wurmbser und Martin Herlin samt den Anwälten nach Speyer, sondern lud auch die Fürsten und Kurfürsten und die protestantischen Reichsstädte unter vielen Bitten ein, nach Speyer zu kommen und Vertretungen zu senden. Als nun aber am 1. Mai die Freunde Straßburgs in Speyer ankamen, fanden sie nicht einen einzigen Menschen der Gegenpartei vor. Endlich am 6. Mai 1539 erschienen drei Richter und erklärten, daß der Reichskanzler nicht gewillt sei, wegen der Straßburg zuerkannten Strafe weiter zu verhandeln. Es blieb nun der Stadt Straßburg nichts anderes übrig, als den ganzen Verlauf und die Akten des Prozesses in einer Druckschrift zu veröffentlichen, was auch geschah. Am 8. Juni beteiligte sich Jakob Sturm an dem Tag in Worms, wo er den einzelnen Ständen Exemplare der Druckschrift aushändigte. Der Streit um den freien Zug wurde erst 1545 im Hagenauer Vertrag zwischen der Stadt und dem Grafen Philipp IV., dem Jüngeren, von Hanau-Lichtenberg beigelegt, wodurch Straßburg seine Wünsche erfüllt sah.

---

[1] a. a. O. II, S. 492.
[2] a. a. O. II, 560 Anm. 3.

VI.

Sagen aus dem krummen Elsaß,

gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion,

veröffentlicht von

Kreisschulinspektor Menges.

III. Aus dem Kanton Lützelstein.

184. Das wüste Loch im Tieffenbacher Wald.

Vor langer Zeit gingen drei Männer von Aßweiler nach Volksberg. Als sie im Tieffenbacher Wald an das sogenannte «wüste Loch» kamen, sahen sie auf einer lichten Stelle drei Pferde im Gras weiden, ein weißes, ein schwarzes und ein braunes. Sie waren alle drei aufgesattelt. Da sagte einer von den Männern: «Kommt, wir wollen drauf sitzen». Als sie auf sie zugingen, erhoben alle drei Pferde ein lautes Lachen, flogen in die Luft und verschwanden.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Aßweiler.

185. Der Feuermann von Hinsburg.

In der Umgebung von Hinsburg hielt sich früher ein Feuermann auf. Er begegnete des Nachts den Leuten und spielte ihnen gern einen Schabernack. Wer ihn um Hilfe bat, dem stand er bei; wer ihn aber neckte, den strafte er.

Einmal fuhr ein Mann von Hinsburg in der Nacht über den großen Mittelberg. Da ging ihm am Wagen eine «Liene»

heraus (Achsennagel, der das Abspringen des Rades verhindert). In der Finsternis konnte er ihn nicht mehr finden. Deshalb rief er dem Feuermann. Dieser kam sogleich und suchte ihm den Liene. Beim Zurückgeben bat er den Mann, ihm die Hand zu reichen. Dieser aber fürchtete sich und hielt ihm den Peitschenstock hin. Kaum hatte ihn der Feuermann angerührt, so verbrannte er zu Asche.

Ein andermal gingen zwei Männer des Nachts von Hinsburg nach Puberg. Unterwegs sahen sie den Feuermann von weitem. Da liefen sie, was sie konnten, in das erste Haus von Puberg und riefen zum Fenster hinaus:

«Fiirmann, Hawerstroh!
zeig, wie schnell bisch du do!»

Gleich darauf schlug es heftig an die Tür. Und als sie am anderen Morgen hinauskamen, sahen sie daran eine eingebrannte Hand.

Mitgeteilt von Lehrer Adam zu Straßburg, früher zu Hinsburg.

186. Die glühenden Kohlen und die Scherben.

Vor ungefähr 100 Jahren ging einmal ein Mann von Rosteig ins Katzental hinüber, um seine Wiesen zu wässern. Unterwegs stopfte er seine Pfeife und kam eben an den alten Klostergarten des früheren Klosters Kahlenburg. Dort brannte ein kleines Feuer. Er nahm eine Kohle, legte sie auf die Pfeife und schloß sie mit dem Deckel. Gewohnheitsmäßig saugte er nun an der Peife, ohne gleich zu bemerken, daß der Tabak nicht brannte. Endlich wurde er es doch inne und nahm den Deckel ab. Da lag auf dem Tabak ein goldenes Zwanzigfrankenstück. Nun ging er schnell an den Ort zurück, um noch mehr solcher Kohlen zu finden. Aber es war alles verschwunden.

Aehnlich erging es einer Frau. Sie sah an dem nämlichen Platz schöne Scherben liegen und nahm einen mit sich zum Spielen für ihr Kind. Als dieses damit spielte, war der Scherben plötzlich ein Goldstück. Ihr Suchen nach den andern Scherben war vergeblich.

Mitgeteilt von Lehrer Lavalette zu Rosteig.

187. Das Kind im Brunnen.

Um das Jahr 1845 arbeitete ein Mann von Rösteig mit seinen Kindern einmal auf dem Felde Kahlenburg, nicht weit

vom alten Kirchhof. Der Mann bekam Durst und schickte seine Tochter an die nahe Quelle, um Wasser zu holen. Diese Quelle soll der Klosterbrunnen gewesen sein, und es sollen die silbernen Glocken des Klosters darin liegen. Da das Mädchen lange ausblieb, schaute der Vater nach ihm. Er sah es vor der Quelle sitzen und rief ihm zu, es möge doch schöpfen. Doch das Mädchen kehrte mit leerer Flasche zurück und erzählte, es hätte ein schönes eingewickeltes Kind in dem Brunnen auf- und absteigen sehen. Man glaubte ihm nicht, und alle gingen zur Quelle. Das Mädchen sah das Kind wieder. Die andern aber konnten nichts bemerken. Kurze Zeit darauf starb das Mädchen im Alter von 21 Jahren.

Mitgeteilt von Lehrer Lavalette zu Rosteig.

188. Das wütende Heer.

In Reipertsweiler erzählen die Leute viel vom «Wideheer» oder von der wilden Jagd. Manche wollen zu bestimmten Zeiten in der Nacht ein Rosseln und Klingeln gehört haben, das sich wie Gesang und Musik anhörte. Dabei vernahmen sie oft den Ruf «Hotata!» Wer auf diesen Ruf Antwort gab, kam nicht ohne Schaden davon.

Mitgeteilt von der früheren Lehrerin Strub zu Reipertsweiler.

189. Der feurige Mann bei Reipertsweiler.

Früher haben die Leute von Reipertsweiler am Bühl oft einen feurigen Mann auf dem Felde gesehen. Dann haben sie gerufen:

Firiger Mann, Hawerstroh!
Komm doher un zing (zünde) mer do!

Wenn aber der feurige Mann kam und ihnen zünden wollte, haben sie die Tür vor ihm zugeschlagen. Dann hat er an die Tür geklopft. Und man hat die Spuren seiner feurigen Hand noch lange an der Tür gesehen.

Der feurige Mann hat immer einen großen Stein in der Hand getragen und gerufen: «Wo soll ich ihn hinstellen?» Einmal gab ihm ein herzhafter Mann die Antwort: «Dorthin, wo du ihn geholt hast!» Jetzt verschwand der feurige Mann und wurde nicht mehr gesehen.

Mitgeteilt von Lehrer Martzolff in Reipertsweiler.

190. Der Heiler an dem Totenberg.

Ein Mann von Reipertsweiler ging einmal nach Lichtenberg. Als er an den Totenberg[1] kam, lag da ein dicker eichener Heiler (Knüppel). Da dachte der Mann: Dich nehme ich mit! Je länger er ihn aber trug, desto schwerer wurde er ihm. Und als er unten an Lichtenberg an das Kreuz kam, sprang ihm der Heiler vom Rücken und klatschte in die Hände.

Mitgeteilt von Lehrer Martzolff zu Reipertsweiler.

191. Der goldene Becher.

Ein Mann von Reipertsweiler kehrte einmal in der Nacht zurück vom Lande. Als er oben an die Champagne bei Lichtenberg kam, war da ein lustiger Tanz. Eine bekannte Dame aus Buchsweiler reichte ihm ihren goldenen Becher. Er sagte: «Gesundheit!» Da war alles vor seinen Augen verschwunden. Den Becher aber hatte er noch in der Hand, und er nahm ihn mit nach Hause. Des andern Morgens in der Frühe kam von Buchsweiler ein Diener, um den Becher zu holen, damit der Mann jener Dame nicht dahinter komme.

Mitgeteilt von Lehrer Martzolff zu Reipertsweiler.

192. Die Blume beim Tierkirchlein.

Zwischen Lichtenberg und Ingweiler liegt mitten im Gebirgswald die Ruine einer früheren Kirche, Tierkirchlein genannt. Sie soll mit dem nahen Kloster Selhof durch einen langen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein. Im Volksmunde gehen noch allerlei Sagen vom Tierkirchlein.

a) Einst ging ein Wanderer zur Winterszeit an der Ruine vorbei und sah zwischen dem Gemäuer eine herrliche Blume blühen. Er vernahm von ihr die Worte: Brich mich ab! Brich mich ab! Aber er ging vorüber, ohne der Mahnung zu folgen. Als er eine kurze Strecke weiter war, hörte er hinter sich rufen: Hättest du mich gebrochen, so hättest du einen großen Schatz gefunden, der unter dem Steingeröll verborgen liegt!

Mitgeteilt von Lehrer Gary zu Lichtenberg.

---

[1] Der Totenberg ist der Bergabhang zwischen Lichtenberg und Reipertsweiler. Er soll seinen Namen deshalb tragen, weil in alter Zeit, als Lichtenberg noch keine Kirche und keinen Kirchhof hatte und seine Toten in Reipertsweiler begraben wurden, diese über den Totenberg hinunter getragen werden mußten.

b) Einmal waren Holzhauer aus Lichtenberg in der Nähe des Tierkirchleins beschäftigt. Zur Mittagszeit brieten sie sich Kartoffeln in der Asche eines Kohlenfeuers. Ein vierzehnjähriger Junge ging mit einem steinernen Krug hinab ins «Brüdertal» und holte am «Glockenbrunnen» frisches Wasser. Gemütlich den Weg wieder heranschlendernd, gewahrte er am Wegrand ein schönes Himmelsschlüsselchen. Gleich pflückte er es ab und steckte es in den Mund. Nach einigen Schritten nahm er den Krug zur Abwechslung aus der rechten in die linke Hand. Dabei geschah es, daß er unwillkürlich stark auf den Stiel des Blümchens biß, da war er durch. In diesem Augenblick stand eine weiße Dame vor ihm und sprach: «O! jetzt hast du den Schlüssel gebrochen, mit dem du zu großen Schätzen gekommen wärest!» Und Dame und Blume waren verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly in Eberbach.

193. Der Name des Dorfes Wimmenau.

Vor vielen hundert Jahren ritt einmal ein Krieger das Modertal hinauf. Manche sagen, es sei der Teufel gewesen. Der Reiter hatte Mühe, sein Pferd vorwärts zu bringen; denn der Weg war tief sandig, und ein heftiger Wind trieb große Staubwolken in die Höhe. Da, wo jetzt Wimmenau steht, wehte der Wirbelwind dem Reitersmann eine solche Menge Sand in das Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging. Ein Auge konnte er vor Schmerz gar nicht mehr öffnen. Er rieb es sich mit der Hand, indem er immer wieder rief: «Weh min Au! Weh min Au!» Daher hat der Ort den Namen Wimmenau erhalten.

Mitgeteilt von Lehrerin Loegel zu Offweiler,
früher zu Wimmenau.

194. Der geisterhafte Sack.

Ein Fuhrmann aus Wimmenau, der Holz gefahren hatte, sah auf der Heimreise zwischen Buchsweiler und Niedersulzbach einen Sack am Wege liegen. Da er noch gut war, hob er ihn auf, nahm ihn mit heim und legte ihn in den Hausgang. Als er aber der Frau den Sack zeigen wollte, sprang ein Mann die Treppe hinauf und klatschte in die Hände. Des Nachts hörten sie ihn oft.

Da verkauften sie ihr Haus und zogen nach Amerika, nahmen aber auch den Sack mit. Nachdem sie mehrere

Wochen dort waren, schrieben sie ihren Freunden, daß er ihnen auch in Amerika keine Ruhe lasse. Die Leute behaupteten, die Familie habe den Mann «gekauft», indem sie den Sack behielt.

Mitgeteilt von Lehrer North zu Ingenheim.

195. Der Geist unter dem Backofenfelsen.

In einem Hause zu Erkartsweiler war es früher nicht ganz geheuer. Die Bewohner hörten des Nachts lautes Jammern und Poltern. Da ließen sie einen Kapuziner kommen. Dieser nahm den Geist gefangen und setzte ihn unter den Stubenfelsen auf dem nahen Forlenkopf.

Drei Tage war nun in dem Hause Ruhe. Aber danach fing das Jammern und Poltern von neuem an. Der Kapuziner wurde abermals herbeigerufen. Er fragte den Geist, warum er nicht unter dem Stubenfelsen geblieben wäre, und erhielt zur Antwort: «Ich will weder Knecht noch Magd eines andern sein; denn unter dem Stubenfelsen wohnt schon ein anderer Geist».

Wieder fing der Kapuziner den Unruhestifter und führte ihn jetzt unter den Backofenfelsen im Moostal. Der Hausbesitzer ließ die Felsenhöhlung weiß austünchen, damit dem Geiste die neue Wohnung gefalle. Von der Zeit an hörte der Spuk auf.

Mitgeteilt von Lehrer Wanner zu Erkartsweiler.

196. Das Feuer mit der blauen Flamme.

Ein Bürger von Erkartsweiler, der einen Stelzfuß trug, ging beim Anbruch der Nacht neben einem Wagen voll Gras aus der Meisenbach herauf. Als er an den Platz kam, wo heute das Forsthaus Vorderkopf steht, sah er am Wege ein kleines Feuer mit blauer Flamme brennen. Er tat einen Schritt darüber und streifte dabei mit dem Stelzfuß einige Kohlenstückchen hinweg. Am andern Morgen fand man an der Stelle alte Geldstücke.

Mitgeteilt von Lehrer Wanner zu Erkartsweiler.

197. Die zwei weißen Frauen.

Zwei Brüder von Lützelstein begaben sich einmal morgens um zwei Uhr in ein Wiesental, um zu mähen. Als sie eine Strecke den Mühlweg hinunter gegangen waren, drehte

sich der ältere Bruder um und sagte zu dem jüngeren, der ihm folgte: «Siehst du nichts?» Dieser antwortete: «Ich sehe es schon lange!» Vor ihnen her schritten zwei weiße Gestalten. Sobald die Männer schneller gingen, beschleunigten auch die weißen Frauen ihren Schritt. Als sie an den Bärenberg kamen, bogen die Frauen in denselben ein. Die beiden Brüder aber gingen weiter. Da sprach der ältere zu dem jüngeren: «Jetzt wollen wir doch auskundschaften, was das ist!» Sie kehrten um und schlugen den nämlichen Weg ein. Aber von den Frauen fanden sie keine Spur mehr.

Mitgeteilt von Lehrerin Mugler zu Lützelstein.

198. Eine Holzfuhre und ihr Hindernis.

Ein alter Mann von Lützelstein fuhr als dreizehnjähriger Knabe einmal mit einem Knecht auf den Mittelberg, um Holz zu holen. Sie hatten zwei starke Ochsen und ein Pferd vorgespannt. Der Knecht lud ein halbes Klafter Holz auf. Als sie die «Kirschbamer Dele» herabfuhren, blieben die Tiere auf einmal stehen. Kein Zuruf konnte sie von der Stelle bringen. Da lud der Knecht die Hälfte des Holzes ab, umsonst! Auch jetzt zogen die Tiere keinen Strang an.

Nun ging der Knecht in ein Gebüsch, um einen Stock zu schneiden. Auf einmal erblickte er in einiger Entfernung ein altes Bettelweib. «So, bist du da, alte Hexe», rief er aus und tat mit einem derben Fluch einige Schritte auf das Weib zu. Dieses aber machte sich eiligst davon. Der Knecht kehrte zu seinem Wagen zurück. Das abgeladene Holz wurde wieder aufgeladen. Jetzt zogen die Tiere an, und ohne weiteres Hindernis fuhren sie nach Hause.

Mitgeteilt von Lehrerin Mugler zu Lützelstein.

199. Der Rentmeister im Finstertal.

Unweit des Mühlweihers von Eschburg öffnet sich ein enges, düsteres Waldtälchen, das Finstertal. In seinem Hintergrunde sprudelt im geheimnisvollen Schatten mächtiger Buchen eine klare Quelle aus dem weichen Waldboden hervor. Wenn im heißen Sommer die Sonnenstrahlen sengend auf dem gewaltigen Blätterdache lagern, sieht der einsame Wanderer hier eine große, dunkle Gestalt über das murmelnde Wässerlein gebeugt. Und vernehmlich dringen die eintönigen Worte an sein Ohr: «Ein Schoppen Wasser und drei Schoppen Wein

geben auch ein Maß». Dieses gespensterhafte Wesen ist der Rentmeister im Finstertal.

Früher war er der glücklichste Besitzer einer gut besuchten Gastwirtschaft. Er setzte aber seinem Wein ein gut Teil Wasser zu und betrieb ausgedehnte Geldgeschäfte, um rasch zu Reichtum und Ansehen zu gelangen. Den Geldgeschäften verdankt er seinen Namen. Und wegen der Verfälschung der edlen Gottesgabe hat ihn der liebe Gott zum warnenden Beispiel für alle Weinfälscher in das Finstertal verbannt. Hier muß er an dem klaren Wässerlein das Sprüchlein, das einst sein Leitstern gewesen, bis in alle Ewigkeit murmeln.

Mitgeteilt von Lehrer Erdmann zu Eschburg.

200. Der Vier-Gemeinden-Wald.

Vor langer, langer Zeit ging einmal ein Graf mit seiner Frau im Sommer spazieren. Es war so heiß, daß der Graf fast verschmachtete. Da erbot sich die Gräfin, ihm Kühlung zu verschaffen. Sogleich brach ein gewaltiger Sturm los. Er brachte ein furchtbares Hagelwetter, das die Bänne der vier Gemeinden Steinburg, Eckartsweiler, Ernolsheim und Dossenheim zerschlug.

Als diese später erfuhren, wer an dem Unwetter schuld war, forderten sie von dem Grafen Ersatz. Um sie zufrieden zu stellen, gab er ihnen auf dem rechten Zinselufer des Dossenheimer Tales einen großen Wald, an dem alle vier Gemeinden Teil haben und der darum der Viergemeindewald genannt wurde. Seine Frau aber ließ der Graf töten, weil er sie als eine Hexe ansah.

Mitgeteilt von Lehrer North zu Ingenheim,
früher zu Pfalzweier.

201. Der Räuber vom Hirteneck.

Ein besonderes Mitglied der Räuberbande von der «Diebesschelle» im Grauftal war ein junger Hirt, der im sogenannten Hirteneck wohnte, d. i. in den Felsen rechts von der Zinsel, wo die Hirten früher bei Unwetter Schutz suchten. Da er schön und angenehm war, schickte ihn der Räuberhauptmann hie und da aus seinem sicheren Versteck hinaus in die elsässische Ebene. Von dort lockte er durch sein einnehmendes Wesen zahlreiche Opfer in das Zinseltal, wo sie von den Räubern überfallen wurden.

Einmal gelang es ihm, eine vornehme Jungfrau zur Flucht zu betören. Sie verließ heimlich das Haus ihrer Eltern und zog mit ihm in die Berge. Er überlieferte sie aber nicht den Räubern, sondern behielt sie als Lebensgefährtin bei sich. Als der Hauptmann von diesem Ungehorsam erfuhr, ließ er beide ums Leben bringen.

Seither wandelt die Jungfrau oft trauernd im weißen Gewande und mit gesenktem Haupte vom Hirteneck hinüber nach der Pfalzburger Gegend. Auch andere Leidensgenossinnen halten sich im Hirteneck auf, kommen in der Nacht zusammen und sitzen auf den «Hexensesseln», den ausgewaschenen Sandsteinfelsen.

Mitgeteilt von Lehrer Ulrich zu Schaffhausen,
früher zu Grauftal.

202. Der schwarze Hund in Pfalzweier.

Im Jahre 1893 wurde in Pfalzweier der Kirche gegenüber ein kleines Haus abgerissen, in dem es nicht geheuer sein sollte. In dasselbe war ums Jahr 1815 der «Schnider-Jerri» (Schneider Georg) gezogen. Er war ein Ungar und im Kriege mit den Russen hierher gekommen.

Obwohl er lange Zeit «das Mensch» (der Geliebte) eines Mädchens war und ihm das Heiraten versprochen hatte, heiratete er doch eine andere. Als man nun in der Nacht noch beim Hochzeitsschmause saß, stellte sich ein großer, schwarzer Hund vors Fenster und ließ sich nicht vertreiben. Als die Tür aufging, sprang er hinein und setzte sich dem Hochzeiter zwischen die Füße. Diesem blieb nichts anderes übrig, als mit dem Hund hinaus unter den Schuppen zu gehen. Nachdem er ihn gestreichelt und ihm flattiert hatte, lief er wieder fort.

Von jener Zeit an sagten die Leute, beim Schnider-Jerri sei nicht alles richtig. Und jedermann gruselte es, wenn er einmal in das Haus mußte. Im Jahre 1834 wanderte der Schnider-Jerri nach Amerika aus.

Mitgeteilt von Lehrer North zu Ingenheim,
früher zu Pfalzweier.

203. Das Nonnenbrünnel.

Ungefähr in der Mitte des steilen Waldweges zwischen Schönburg und Grauftal sprudelt nicht weit von dem Weg eine kleine Quelle hervor, die das Nonnenbrünnel genannt wird.

Niemand geht hier gern vorbei, wenn es dunkel geworden ist. Denn jede Nacht führen die Nonnen des früheren Klosters Grauftal ihre geisterhaften Tänze auf. Wehe dem, der sie dabei stört! Sie eilen auf ihn zu, fassen sich an den Händen und führen einen Reigen um ihn auf. Dabei flattern ihre langen, weißen Gewänder um den Unglücklichen, so daß ihm zuletzt ganz schwindlich wird. Immer enger ziehen die Nonnen den Kreis, immer schneller werden ihre Bewegungen. Endlich packen sie ihn und stürzen ihn in den Abgrund.

Mitgeteilt von Lehrer Leininger zu Hohfrankenheim.

VII.

Wibelsbach.

Ein Beitrag zur Geschichte der elsässischen Oedungen

von

Theobald Walter.

Ein alter Zinsrodel des ehemaligen Basler Klosters Klingenthal,[1] der aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt, berichtet u. a. Diz ist daz gût ze Wibelisbach: Zem ersten in dem banne ze Wezelshein[2] fvnf schatze in Beckendal nebent Herrn Dietrichs Svnen von Blienswilr[3] vnd drie schatze ze Beche nebint Heinzeline von Blienswilre vnd ein schaz an dem Ergestal nebint Hern Dietriches von Blienswilr.

Diz sint die pfenning zinse ze Wibelsbach: Zem ersten Cůnrat von Wibelisbach drie schilling von sime Hof vnd eime garten, der dar zû horet. Heinrich Trunggellt drie schillinge von einre geteilde des vorgenanten Hofes vnd von eime garten vnd derselbe Heinrich einen schilling vnd ein Cappen von eime schaze nebint der Linde vnd von drien schazen an dem Wûst-

---

[1] Staatsarchiv Basel, H 3.

[2] Wettolsheim.

[3] Bliensweiler ist ein abgegangener Ort mit Wasserschloß zwischen Colmar und Heiligkreuz. Vgl. Straub. Les villages disparus en Alsace. — Dietrich von Bl. starb am 1. Febr. 1290 und liegt in Pairis begraben.

acker nebint des Kilchherren gût vnd aber Cûnrat von Wibelsbach eine gans von vier schatzen ze Mittelhvseren[1] nebent Heinrich in dem Wiger.

Der Name Wibelsbach ist heute in den Gemarkungen von Wettolsheim und Egisheim nicht mehr nachzuweisen; und dennoch bezeichnete er eine Siedelung inmitten der Rebhügel am Fuße der Dreiexen. Fügt doch eine spätere Hand etwa am Anfange des 16. Jahrh. zu obigem Gültenverzeichnis den Randvermerk: Dis Dorff ist zwischen Egißheim vnd Häusern gelegen gewest, jetzt zerstört.

Das alte Urbarbuch der Straßburger Kirche,[2] das ebenfalls Verhältnisse aus dem beginnenden 14. Jahrh. wiedergibt, kennt unser Wibelsbach auch. Auf Blatt 88 lesen wir nämlich: Item Cuntzeman von Andelah het ahte Schetze reben nebent dem kirsegarten zû Wibelsbach in Egensheim banne. Item ahte Schetze nebent der kalgmatten zû Wibelsbach vnd nebent der von Unterlinden. — Desgleichen waren dort begütert St. Kreuz im 14. Jahrh. und Marbach noch 1488.[3]

Merkwürdigerweise sind die Flurnamen Wüstacker, Linde, Kirchgarten und Kalkmatte, die zur genauen Bestimmung der Oertlichkeit beitragen könnten, nicht mehr vorhanden.

Daß der Ort auch seine Adelsfamilie besaß, beweist ein Schriftstück des Klosters Pairis.[4] Margreth von Wibelsbach, die Witwe des Edelknechtes Großberschin von Bliensweiler schenkte 1334 allerlei Güter an das Kloster im obern Weißtale; sie bewohnte Wibelsbach jedoch nicht mehr, sondern hatte ihr Heim in Egisheim prope portam inferiorem. Der vorgenannte Conradus von Wibelisbach gehörte wohl zu demselben Geschlechte. Wann der Ort, der nie von großer Bedeutung gewesen sein mag, zugrunde ging, ist nicht nachweisbar. Eine alte Sage behauptete Wibelsbach und Mittelhäusern hätten in wilder Fehde die Dreiexen und sich selbst ver-

[1] Ein abgegangener Ort bei dem heutigen Häusern, der wie Wibelsbach in Straubs Verzeichnis fehlt.

[2] Bezirksarchiv Straßburg G, 377.

[3] Stoffel (Hist.-Topogr. Wörterbuch S. 590) vermerkt den Namen nur als Flurname.

[4] Bezirksarchiv Colmar. Pairis 8, 4. — Margareta de Wiblisbach relicta quondam dicti Grosberzschin de Blienswilr armigeri . . .

nichtet;[1] urkundliche Nachrichten fehlen leider gänzlich. Aller Wahrscheinlichkeit nach verschwanden beide schon in den kriegerischen Wirren der Engländereinfälle 1365 und 1375, die unzählige unserer Weiler auf immer niedergelegt haben.

[1] Vgl. Scherlen. Die Herren von Hattstatt usw. S. 155.

VIII.

Die Spiele der Jugend
aus Fischarts Gargantua cap. XXV.

Von

Heinrich A. Rausch.

Das Verzeichnis der Spiele, welche Fischart den jungen Gargantua spielen läßt, stellt eines der wunderlichsten Denkmäler elsässischer Kulturgeschichte dar.

Denn Fischart beschränkte sich nicht darauf, in sein «Spielverzeichnis» die wirklichen Kinderspiele seiner Zeit aufzunehmen, sondern in buntem, phantastischem Durcheinander folgen sich Kinderspiele, Kinderlieder, Karten-, Würfel- und Brettspiele, Gesellschaftsspiele, Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten, Liedanfänge, Rätsel und Scherzreime, selbst Volkstänze.

Trotzdem Fischart eine Reihe von Spielnamen seiner Vorlage, dem Gargantua des Rabelais und ebenso dem Nomenclator des Hadrianus Junius entlehnt hat, so bleibt uns immer noch eine stattliche Anzahl von Ausdrücken, die uns ein schönes Bild von den Vergnügungen der Alten und Jungen Fischartscher Zeit geben.

Leider gestattet uns der beschränkte Raum nur die Jugendspiele, Lieder, Rätsel und Scherzreime und die Volkstänze einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

Nach diesen Kinderspielen und Liedern, welche die Spiele begleiteten, wollen wir nun in unserem umfangreichen Verzeichnisse forschen.

Da Rabelais' Verzeichnis nur reine Spiele, sowohl solche Erwachsener als auch der Kinder enthält, so ist es natürlich, daß gerade in diesem Teil die Benutzung Rabelais' durch Fi-

schart in ihrem ganzen Umfange zutage tritt, noch deutlicher als bei den Karten-, Würfel- und Brettspielen.

Ebenso wurde Junius auch nicht verschont; er lieferte Fischart, was er nur eben bieten konnte.

Bevor wir an die Einteilung dieser zahlreichen Spiele gehen, stellen wir sie zunächst in einer Tabelle zusammen, wie sie sich uns der Reihe nach darbieten:

Tabelle der Jugendspiele, welche in dem Verzeichnisse Fischarts genannt sind.

R = Rabelais: Fr. Rabelais: La vie de Gargantua et de Pantagruel. Edit. Esmangart et E. Johanneau, Paris 1823. J = Junius: Hadrianus Junius: Nomenclator omnium rerum propria nomina variis linguis explicata etc. 1602. Fi = Fischart: Joh. Fischart: Geschichtklitterung (Gargantua). Hrsg. A. Alsleben. 1891. Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das ganze Spielverzeichnis. a = 1. Ausgabe der «Geschichtklitterung» von 1575. b = 2. Ausg. von 1582. c = 3. Ausg. von 1590.

1 (20) Plinden mâuß. 2 (21) Eselin beschlagen. 3 (25) (b) Dû der Haß, ich der Wind. 4 (26) (b) Ich hang, ich haffte. 5 (27) (b) In Himmel, in d' Hôll. 6 (28) (b) Der Wolff hat mir ein Schâflein gestolen, weil ich Kâß und Brot will holn. 7 (32) Der Unfur. 8 (47) Kônigs lôsen J? 9 (50) (b) Wer hat dich geschlagen, ist mir leid fûr den schaden, ich reche mein unschuld. 10 (60) Der Bonen R. 11 (70) Nun fah den Ball, eh er fall. 12 (72) Des Plâttlins R. 13 (73) Vber eck ins bein. 14 (74) Der hupfelrei. 15 (75) Ballenripotei. 16 (81) Tôlpeltrei. 17 (84) Der Girlande. 18 (88) Des Kolbens. 19 (93) (b) Nadel on fadem in Hoff tragen. 20 (94) (c) Pferdlin woll bereit J. 21 (95) (c) Cock, Cock ey wil J. 22 (96) (c) Lausen oder Noppen J. 23 (97) (c) Fingerschnellen J. 24 (108) (b) Des Untreuen baurens R. 25 (121) Inn die Hôll (nur in a). 26 (122) Des kûschwantzes R. 27 (125) Der nickenocke R. 28 (133) (b) Der geschrenckten Schenckel. 29 (135) (b) Was fûr Blumen gebt ihr mir zum krantz? 30 (141) Auff den Berg faren. 31 (142) Ein rusigen Dib fahen. 32 (147) Gott verlâugnen R. 33 (150) Der Baboben R. 34 (151) Primus secundus R. 35 (152) Zu underst des messers R. 36 (154) Des freien Karrens R. 37 (155) Grad oder ungrad R. 38 (156) Kreutz oder plâttlin R. 39 (159) Hârlin zupffen. 40 (160) Ich fisch in meines Herrn tâuch. 41 (161) Des schûlins. 42 (162) Heimlich seitenspiel ungelacht. 43 (165) Ist Weichsel reiff. 44 (166) Steyn außgeben. 45 (168) Martres R. 46 (169) Pingres R. 47 (171) (b) Haspeln. 48 (173) (b) Ich bin Kônig,

du bist Knecht. 49 (174) (b) Des deitens on reden. 50 (179) Schlägels.

51 (181) Häublins. 52 (182) Der weissen Tauben. 53 (185) Des Schupletzers R. 54 (186) Hibu R. 55 (187) Dorelot häßlin R. 56 (188) Tirelitantine R. 57 (189) Färcklin gang du vor R. 58 (191) Des weitlochs R. 59 (192) Des Habern verkauffens R. 60 (193) (c) Der blinden Ku J. 61 (194) (c) Rhat der finger J. 62 (195) (c) Pick Olyet offte graef J. 63 (196) (c) Nacht oder tag J. 64 (197) (c) Vergebens machen J?. 65 (198) Gäulchen laß dich beschlagen. 66 (199) Das eisen auß der Eß zihen R. 67 (200) Den falschen bauren R. 68 (201) Der heilig ist gefunden R. 69 (204) Burri burrisu R. 70 (205) Ich setz mich R. 71 (208) (b) Meister hemmerleins nachfahr. 72 (212) (b) Der Contrafeitischen geberden. 73 (214) Mal das Mörlin. 74 (215) Der Sau R. 75 (216) Bauch wider Bauch R. 76 (218) Hûbu Eulen R. 77 (219) Der Himmel hat sich umbgelegt. 78 (220) Der praiten kugel, halben kugel, kurzen kugel (nur in a) R. 79 (221) Nun geht davon. 80 (224) Handwercksmann, was gibst du darzu? 81 (225) Ochs inn den Veiolen R. 82 (226) Duck dich Hänßlin duck dich R?. 83 (228) Eisen abwerffen R. 84 (229) Des barbedoribus R. 85 (230) Bratspißwenden R. 86 (231) Gevatter leihet mir euer sack R. 87 (232) Esel zemmen. 88 (233) Der Widershoden R. 89 (234) Der Feigen von Marsilien R. 90 (235) Des Fuchsstreiffens R. 91 (236) Kohlen auffblasen R. 92 (238) (b) Was stilstu? Thaler, Thaler. 93 (239) (b) Was seind wir? Stockfisch. 94 (241) (b) Das Abc reimen. 95 (242) Zum lebendigen und toden Richter. 96 (243) Des Hogerigen Hofmans R. 97 (244) Des pimpompens R. 98 (245) Des körblin machens. 99 (247) Kram außlegen. 100 (248) Der Abereh R. 101 (252) Der Spindel R. 102 (253) Wickerlin, wickerlin, wilt mit mir essen bring ein Messer.

103 (254) Ungelacht pfetz ich dich R. 104 (255) Der Pickarome R. 105 (256) Des Roten Rauhen Trecks R. 106 (257) Des Engelarts R. 107 (258) Des Rekockillechen R. 108 (259) Brich den Hafen R. 109 (260) Montalant R. 110 (263) (b) Des Bräutgams. 111 (264) Die faule prucken (nur in a). 112 (265) Des kurtzen steckens R. 113 (266) Pire vollet R. 114 (267) Kline musettecken R. 115 (268) Des grûbleins R. 116 (269) Deß schnauffers R. 117 (276) Zur Trompe R. 118 (278) Deß Mönchs R. 119 (279) Tenebei R. 120 (280) Das wunder R. 121 (281) Naschettechen, Nauettechen R. 122 (282) Fessart, Kerbart R. 123 (283) Sanct Kosman ich rûff dich an R. 124 (284) Der Braunen schröter R. 125 (285) Ich fang euch on ein Meyen R. 126

(286) Ich fang euch, wo ich euch find. 127 (287) Wol und voll vergeht die Fasten R. 128 (288) Der gabeligen eychen R. 129 (289) Deß gegossenen Gauls R. 130 (290) Deß Wolffschwantzes R. 131 (291) Deß furtz inn halß R. 132 (292) Willhelm lang mir den spiß R. 133 (293) Der Brandelle R. 134 (294) Deß Muckenwadels R. 135 (295) Mein Oechßlin, mein Oechßlin R. 136 (296) A propoß R. 137 (297) Der neun Hend R. 138 (298) Chapifon Narrene kopff R. 139 (299) Der zerfallenen Brucken R. 140 (300) Deß gezåumten schmid Tolins R. (Colins, ab.) 141 (302) (b) Das Handwerck außschreien R?. 142 (303) (b) Deß Teuffels Music. 143 (304) (b) Wie vil deß krauts umb ein Heller? 144 (306) (b) Deß Bilgram steurens. 145 (307) Deß Grolle Gollhammers R. 146 (309) Deß Kockantins R. 147 (310) Deß Mirelimufle R. 148 (311) Mouschart R. 149 (312) Der Krotten R. 150 (313) Des Bischofsstabs R. 151 (315) Bille bocket R. 152 (316) Der Kônigin R.

153 (317) Kopf zu kopf anrechen R. 154 (319) Malle mort R. 155 (320) Krockmolle R. 156 (321) Frau wôllen wir die Kuff wåschen R. 157 (322) Belusteol R. 158 (323) Den Habern seyen R. 159 (324) Deß Deffendo R. 160 (325) Im můlchen R. 161 (326) Des Frases R. 162 (327) Virevoste R. 163 (328) Deß Bacule R. 164 (329) Deß Bauren R. 165 (330) Die unsinnige esconblette R. 166 (331) Das tod Thier R. 167 (332) Steig, steig auffs leiterlin R. 168 (333) Der Toden Sau R. 169 (334) Deß gesaltzenen arß R. 170 (335) Des Tåublins R. 171 (338) (b) Deß Môrselstein tragens. 172 (339) (b) Deß Venus Tempels. 173 (343) Deß Besems R. 174 (344) Spring auß dem busch R. 175 (345) Der verborgenen Kutten R. 176 (346) Bulgen und Seckel im Arß R. 177 (347) O bohe das Habichnest R. 178 (348) Passauant, Passefort R. 179 (349) Der Petarrade R. 180 (350) Raht wer hat dich geschlagen? 181 (351) Der Senffstempffel R. 182 (352) Cambos R. 183 (353) Fůr sich, hinter sich R?. 184 (355) Picandeau R. 185 (356) Krocketeste, Hackenkopf R. 186 (357) Deß Kranchs R. 187 (358) Taillecop R. 188 (359) Nasenkônig Nasart R. 189 (360) Der Lerchen R. 190 (361) Der Stirnschnallen R. 191 (364) Es brent, ich lesch. 192 (365) Jungfrau kůssen. 193 (366) Im sack verbergen. 194 (367) Der schônsten den stein. 195 (373) Den Kessel auff dem Leilach rucken. 196 (375) Rahtet jhr, was stund im brieff? 197 (382) Wer das nicht kan, kan nicht vil. 198 (383) Teller im Kůbel abschlagen. 199 (384) Deß Sack zuckens. 200 (386) Fudum (b die Mor ist im Kessel). 201 (389) Der Geyß hůten.

202 (391) Sie thaten all also. 203 (393) Ich hafft, ich hang.

204 (394) Rindenpfeiflin, Weidenbôglin. 205 (395) Vôgel außnemmen. 206 (397) Jeder Vogel inn sein Nest. 207 (398) (b) Der Verzåuberin. 208 (399) Hurnaus (nur in a). 209 (400) Den Zweck holen (nur in a). 210 (402) Hupff inn Klee. 211 (404) (b) Teller von der stangen schlagen. 212 (405) (b) Auff dem Gsåß mit gebunden Hånden und fûssen thurnieren, das recht ohr inn die lincke Hand, und den arm dardurch geschleifft. 213 (406) (b) Vnser Han der Kônig, der streit ist gewonnen. 214 (409) Der Baur schickt sein Jockel auß. 215 (410) Frôsch fangen. 216 (411) (b) Deß Apts unnd seiner Brûder? 217 (412) Habergaiß zihen (nur in a). 218 (413) Sau treiben (nur in a). 219 (414) Kluckern, schnellkugeln. 220 (415) Knopff oder spitz. 221 (416) Inn kauten, kautenfaul. 222 (418) Auff der brucken suppere inn glorie. 223 (419) Auff tellern mit hånden gahn. 224 (421) Vber das kreißle. 225 (423) Zûll wann ichs triff (nur in a). 226 (425) Murr murr nur nicht R ?. 227 (426) Den klos und topf werfen (nur in a). 228 (427) Ritter durchs gitter. 229 (428) Das spill ich auch, ich auch, die Sau aß ein treck, ich auch. 230 (429) Poselleich. 231 (449) Durch den Strål schalmeien. 232 (452) Pfenning aus dem krais topfstechen oder nußwerfen (nur in a). 233 (455) Adam hett siben Sôn. 234 (456) Widerfûren. 235 (457) Der letzt der ists. 236 (462) Hirt sez gais auf (nur in a). 237 (463) Stein verbergen. 238 (464) Schûchle bergen. 239 (465) Plôchlin machen. 240 (466) Zum zwire, zum zware, der Vogel ist gefangen. 241 (474) Faul eisen. 242 (476) Der letzt ein Schelm. 243 (478) Håubeln. 244 (479) Der Braut. 245 (480) Schuch pletzen. 246 (481) Schelmentrager. 247 (484) Stecken stôcken. 248 (485) Nestel vom Messer blasen. 249 (486) Nussenspicken. 250 (487) Nestel aus dem krais klosstechen (nur in a). 251 (488) Wie vil schiesest mir auff ein Nestel.

252 (489) Plôchlin stellen fällen. 253 (490) Zeichen oder unzeichen. 254 (491) Pfenning im Buch pletern. 255 (493) Helmlin zihen. 256 (494) Verbergens. 257 (495) Kinder außtheilen. 258 (496) Schleiffen (nur in a). 259 (497) Kåß trucken. 260 (498) Roß machen (nur in a). 261 (501) Der Tråum. 262 (502) Deß beichtens. 263 (503) Deß Schûlmeisters mit der langen Nasen. 264 (505) (b) Der Sûnden buß. 265 (516) Wer ja und Nein sagt. 266 (518) Faden umb die hånd in vil gestalt winden. 267 (521) Mônchsgebett. 268 (524) Wessen ist die hand, der finger? 269 (525) Der erst herauß, der letzt drinnen. 270 (530) Wie gibst den Finken. 271 (531) Wer was weiß der sags. 272 (536) Den Katzenstrigel. 273 (538) (b) Pfeifft oder ich such euch nicht J. 274 (539) (b) Kapp komm auß dem Håußcken J. 275 (542) Bierenbaum schûtteln R ?.

276 (543) Kûle, kûbele gump nit. 277 (545) Trag den Knaben. 278 (549) Hûtlin, hûtlin durch die bein. 279 (550) Rebecca ruck den stul. 280 (575) Pferdlin wol bereit J. 281 (576) Ritschen J?. 282 (577) Pfeifft oder ich such euch nicht J. 283 (578) Schulwinckel J. 284 (579) Hol oder voll J. 285 (580) Hânlin komm aus dem winckelein J. 286 (581) Das Hânlin, hânlin hat gelegt J. 287 (590) Wolf beiß mich nicht.

Im Schluß des 25. Kapitels führt Fischart noch eine Reihe von Spielen an, «die inns Feld gehôrten zuûben».

288 (604) Nestel auß dem Kreiß. 289 (605) Kloßstechen. 290 (606) Schleiffen. 291 (607) schleimen. 292 (608) Ritschen. 293 (609) Roßmachen. 294 (610) Habergaiß ziehen. 295 (611) Zûll wann ichs triff. 296 (612) Botten raumen. 297 (613) Vmbspânnlin. 298 (614) Pfenning vom blôchlin werffen. 299 (615) Nuß auß dem Ring dopffwerffen. 300 (616) Den Stecken auß dem Leimen stechen. 301 (617) Hirt setz Geyß auff. 302 (618) Hurrnauß. 303 (619) Hâubleins. 304 (620) Stecken steckens. 305 (621) den Zweck holen. 306 (622) Zum zwire zum zware, der Vogel ist gefangen (nur in b). 307 (623) Zum ziel schocken. 308 (624) Der weissen Tauben. 309 (625) Der breiten und halben Kugel. 310 (626) Der faulen Brucken. 311 (627) Zehen paß fûnff Sprûng auff eim Fuß.

Alle diese Ausdrücke haben wir in unser Verzeichnis auch aufgenommen, denn manche von ihnen sind im eigentlichen Verzeichnisse in den verschiedenen Ausgaben zu finden. Es sind Knabenspiele und erfreulicherweise nur solche, die Fischart aus nächster Nähe gesammelt haben wird.

Unsere Tabelle enthält somit diejenigen Spiele, die, streng genommen allein aufzunehmen Fischart berechtigt gewesen wäre, nämlich die Spiele, wie sie ein junger Bursche im Alter des Gargantua wohl hätte spielen können.

Aber auch aus dieser Reihe von Ausdrücken sind noch diejenigen auszusondern, die nur Mädchenspiele bedeuten, die aus Rabelais und Junius abgeschrieben sind. Sehen wir diese Spiele als unberechtigt an, in dem Verzeichnisse geführt zu werden, ziehen wir die Wiederholungen eines und desselben Spieles unter die gemeinsame Hauptbezeichnung zusammen, dann erst werden wir eine ziemlich zuverlässige Liste von Spielen haben, an denen sich die Jugend des Fischartischen Zeitalters ergötzte.

Streng und prinzipiell alle Mädchen- und Knabenspiele trennen zu wollen wäre Pedanterie; denn wir können das bei unserer Jugend heute noch beobachten, daß an den eigentlichen Mädchenspielen, den Reigenspielen, auch oft Knaben beteiligt sind. Nicht immer, doch oft; wie überhaupt die Beobachtung

zu machen ist, daß die Knaben häufiger in das Spielgebiet der Mädchen einfallen als umgekehrt.

Auf diesem Gebiete haben sich die Mädchen immer noch nicht emanzipiert. Dafür sorgt ein gutes Heilmittel, der gegenseitige Spott. Man wird mich verstehen, wenn ich nur zwei Ausdrücke anführe, die der elsässischen Kindersprache nur zu gut bekannt sind: «Büweschmeckere» einerseits und «Maidelschmecker» andererseits. Die unverfälschte Natur, der ursprüngliche kunstlose Wille der Natur spricht aus der Kinderseele, und Tieferes, als man vielleicht anzunehmen neigt, liegt in diesen beiden Worten, die sich die Gattung «Kind» zum Selbstschutz geprägt hat.

Das Mädchen soll ein Mädchen bleiben und der Knabe ein Knabe. Das zeigt sich in dem Umstande, daß die Kinder selbst jeden Uebergriff verspotten. Das Gebiet des Knaben ist nicht das des Mädchens, und unglückliche Folgen kann es nur haben, wenn die sozialen Verhältnisse einen Mischmasch von Mann und Weib erzeugen, ein unbrauchbares Werkzeug des Naturwillens, ein unschönes Zwittergeschöpf.

Durch das Kind heute noch können die Alten lernen, und der Staat der Erwachsenen stände der Natürlichkeit, der gesunden Ursprünglichkeit näher, wenn er die Verfassung des Kinderstaates sich zum Muster nehmen würde; und so möchten wir in übertragenem Sinne den Satz gelten lassen:

«In manchen Spielen können Knaben und Mädchen zusammen sich tummeln, aber in allen dürfen sie es nicht.»

Da wo es uns nun bei der folgenden genaueren Betrachtung dieser Spiele möglich ist, werden wir nicht versäumen anzugeben, ob das betreffende Spiel ein reines Mädchen- oder Knabenspiel ist.

Um Klarheit in dem Wust von Ausdrücken zu schaffen, wie uns das Verzeichnis dieser Spiele erscheint, wenn wir nicht daran denken würden, daß ein kleiner Teil aus Junius abgeschrieben, der größere Teil der Ausdrücke aber tolle Uebertragungen Rabelaisscher Phrasen darstellt, wollen wir zunächst diese beiden Gruppen für sich betrachten. Daran anschließend, werden wir die deutschen Ausdrücke zu erklären versuchen und gelegentlich die Identität des einen oder andern wirklichen deutschen Spieles mit dem französischen Spiele nachweisen.

Der «deutsche» Ausdruck Fischarts, der nur oft das verzerrte Bild eines französischen Ausdrucks darstellt, wird uns nur als Brücke dienen, um zu dem französischen Spiele zu gelangen.

I. Abschnitt.

Die deutschen Ausdrücke, welche auf französische Phrasen zurückzuführen sind.

Das Maß der Fischartischen Benutzung des Rabelaisschen Verzeichnisses für unsere Spielgruppe wird durch die obige Tabelle veranschaulicht.

Das Folgende wird nun der Beweis sein für die Behauptung, die wir mit unserer Tabelle aufstellten.

Rabelais ist konsequenter und wahrheitsliebender bei der Aufstellung seiner Spieltabelle geblieben, insofern als gewissermaßen alle Ausdrücke, mit Ausnahme der Karten-, Würfel-, Brettspiele, wirkliche Spiele, fast ausschließlich Kinderspiele bedeuten.

Auch fehlt bei ihm das Phantastische, das Abenteuerliche, die Absicht, die Nachwelt zu verwirren, die aus Fischarts Verzeichnis zu uns spricht.

Dieser Umstand würde eine spezielle französische Arbeit über die Rabelaisschen Spiele und ihre Bedeutung sehr erleichtern, weil hier eine «Textkritik» unnötig ist. Bevor wir an die Aufstellung der wirklichen Spiele bei Fischart gehen können, ist uns die schwere Aufgabe gestellt, erst die Spielausdrücke zu erkennen. Sie bilden den Kern, den wir herausschälen müssen aus einer harten, wissenschaftlich ungenießbaren Frucht.

Auch in dieser Hinsicht wird meine Arbeit das Mögliche versuchen.

Fi 60 «Der Bonen» = Ra 28 «aux luettes».

Es ist nicht ausgeschlossen, daß Fischart eine Vorstellung von diesem französischen Spiele gehabt hat; denn, ohne den Ausdruck zu übersetzen, faßte er ihn ganz richtig als das Kinderspiel auf, das unsere Buben heute noch mit Bohnen, kleinen Steinchen, Knöpfen usw. auf den Straßen und Bürgersteigen spielen.

Ueber die Bedeutung von «aux luettes» schwanken die Ansichten der französischen Kommentatoren.

Esm. et Eloy Johanneau [1] kennen aus Saintonge ein «la luette» genanntes Kartenspiel der Matrosen. Doch scheint uns Le Duchat (bei Esm. et E. Johanneau) die Bedeutung zu geben, wenn er sagt: «On appelle luettes en Bretagne, le jeu de la fossette, et ce jeu est commun à Nantes comme à Bordeaux

[1] Esm. et Eloy Johanneau, note 28.

parceque les enfants y jouent volontiers sur le gravier, avec des coquilles que le rivage leur fournit en abondance.» (Vergleiche das Spiel «Des grübleins», mit dem es offenbar identisch ist.)

Es ist im ganzen Elsaß gebräuchlich mit den verschiedensten Gegenständen und bildet eine Variation des bekannten «Gstunzes», das Spiel, das mit den «Gstunzen» gespielt «Kiweles» genannt wird, weil die Klicker in ein «Kiwele» (kleines Grübchen im Boden) zu werfen sind.

Die Bezeichnung «Böhneln» oder «Böhnels» ist auch im Elsaß zu finden, wie auch in der Schweiz das «Böhneln» ein beliebtes Spiel ist.[1]

Fi 72 «Des Plåttlins» = Ra 111 «au palet».

Wenn es sich auch hier um eine wahrscheinliche Uebertragung handelt, so ist es doch möglich, daß «Des Plåttlins» als ein sehr bekanntes Knabenspiel Fischart bekannt gewesen ist. Es ist leicht verfänglich, Fischarts Autorschaft nahe zu treten, weil seine ganze Behandlung der französischen Spiele uns zu einem skeptischen Verhalten gegen ihn zwingt. — Es ist merkwürdig, wie Jahrhunderte hindurch dieses einfache Spiel sich unverändert erhalten hat, vorausgesetzt, daß die französischen Kommentatoren Recht mit ihrer Definition haben :

«Un des joueurs jette un petit écu, qui est comme le but, chacun jette ensuite son écu ou palet, celui qui s'est placé le plus près du bout, gagne.»[2]

Dieser Beschreibung können wir nichts hinzufügen als die Bemerkung, daß das Spiel bei unseren Knaben allgemein in Gebrauch ist. Es werden entweder Pfennige oder sonstige Gegenstände benutzt.

Wir nannten das Spiel «Pfennjeles» oder «Blättels».

In Frankreich führt auch noch ein anderes Spiel, das dem Fischartischen Spiele Nr. 489 «Plöchlin stellen fällen» gleichkommt, diesen Namen.

Diese Internationalität der Kinderspiele ist eine merkwürdige und zugleich wunderbare Erscheinung.[3]

---

[1] Rochholz: Alemann. Kinderl. und Kinderspiel in der Schweiz, p. 428, Nr. 47.

[2] Esm. et E. Joh., note 90.

[3] Nach dem Gesagten können wir Rochholzens Meinung auf p. 465 nicht teilen, wonach Fischarts «Des Plättlins» das «Scherben über Wasser tanzen lassen» bedeuten soll, also unser «Wasserstipperles».

Fi 108 «Des Untreuen baurens» | = **Ra 98 «au faulx villain».**
Fi 200 «Den falschen bauren» |

Fi 108 ist Zusatz der 2. Ausgabe von 1582, während Fi 200 sich bereits in der ersten Ausgabe von 1575 findet.

Es liegt die Annahme nahe, daß die beiden deutschen Ausdrücke identisch sind und folglich auch mit dem französischen, denn Fi 200 ist eine möglichst falsche und unsinnige Uebersetzung des Rabelaisschen Spieles, zu dem übrigens die französischen Kommentatoren schweigen.

Fi 122 «Des kůschwantzes» = Ra 40 «aux vasches».

Hier haben wir die Antwort auf unsere Frage, was wohl Fischarts Ausdruck bedeuten mag, eine Antwort, die an Derbheit nichts zu wünschen übrig läßt. Um die Abschreiberei zu verbergen, überträgt Fischart «aux vasches» statt richtig mit «zu den kůhen» mit einem «Teil der Kuh», mit dem «Kuhschwantz».

Die Reihe der größten Ungeheuerlichkeiten Fischartischer Uebertragungskunst nimmt damit einen würdigen Anfang.

Esm. et E. Joh.[1] berichten darüber:

«C'est un jeu d'enfant où l'on dit, selon Furetière, porter à la vache morte, quand on porte quelqu'un sur son dos, avec la tête pendante en bas.»

Vielleicht ist nach ihnen das Spiel identisch mit Rabelais 191 «à la beste morte» = Fi 331 «Das tod Thier».

Fi 125 «Der nickenocke» = Ra 45 «a la nicque nocque».

Aus dem unverstandenen französischen Ausdruck scheut sich Fischart nicht einen deutschen gleichlautenden zu machen, der in dieser Form gar nichts bedeuten kann.

Da der «deutsche» Ausdruck vollständig entwertet ist infolge seiner Herkunft, so geben wir nur hier, wie bei den andern Phrasen, einige Erklärungen der französischen Herausgeber wieder:

«Ce jeu doit faire un double emploi avec ceux aux croquinolles, à la nazarde, aux chiquenaudes. La chiquenaude consiste à appuyer ferme le bout du doigt du milieu sur le bout du pouce, et à desserrer, avec effort, le doigt du milieu contre le nez ou le front de quelqu'un.»[2]

Damit bezeichneten also vier verschiedene Ausdrücke, die auch alle bei Fischart entsprechend zu finden sind, ein einziges spielartiges Vergnügen der Kinder, das auch im Elsaß bekannt

---

[1] Esm. et E. Joh., note 39.
[2] Esm. et E. Joh., note 44.

ist. Ich erinnere mich, wie wir uns damit vergnügten einem andern ein «Nasestibberle» (Nasenstüber) zu machen oder «Nabüe mache» zu spielen.

Fi 147 «Gott verläugnen» = Ra 52 «au reniguebieu».

Es ist merkwürdig, daß Fischart den Sinn des französischen Ausdruckes richtig erfaßt und wiedergegeben hat. Zweifellos hat er sich auf irgend eine Weise den Ausdruck zu erklären verstanden, was man bei einer oberflächlichen Kenntnis der französischen Sprache, die ihm vorgeworfen wird, nicht erwarten sollte. Welches Spiel der französische Ausdruck bezeichnet, geht aus den kurzen Bemerkungen Esm. et Eloy. Joh.'s nicht hervor. Reniguebieu bedeutet soviel als je renie Dieu.

Es ist immerhin sonderbar, daß Fischart das bereits entstellte Wort in seiner ursprünglichen Form zu erkennen vermochte.

Fi 150 «Der Baboben» = Ra 55 «a la babou».

Es ist unsicher, ob Fischart sinnlos den französischen Ausdruck wiedergegeben hat, da «babe, bobe» in der ältern Zeit soviel als «altes Weib» bedeutet.[1]

Oder wußte Fischart mit «babou» nichts anzufangen und setzte das ähnlich klingende Wort, oder steht das französische Wort «babou» mit dem deutschen «baben, boben» in irgend welcher Verbindung?

Ist «Baboben» vielleicht ein Lehnwort aus dem Romanischen, vielleicht gar auf das gleiche Spiel der Kinder hinweisend?

«Babou ist in Frankreich ein Maskerade-Spiel der Kinder.

In dem Dictionnaire de Trévoux ist zu finden:

«Babau (zu sprechen babaou) est je ne sais quel fantôme imaginaire dont les nourrices de Languedoc et pays voisins se servent pour faire peur aux petits enfants.»[2]

Damit steht das was Adry sagt in enger Verbindung:

«Sur plusieurs pierres gravées antiques on trouve, entre autre jeux d'enfants, celui où un petit enfant se couvre la tête avec un masque hideux qui fait fuir ses camarades.»[3]

Ohne dem Spiele einen absoluten Namen gegeben zu haben, erinnere ich mich, daß wir es oft spielten.

Vielleicht besagt Fi 142 «Ein rusigen Dib fahen» ein ähnliches Spiel, worin sich der Gebrauch der Diebe, sich zur Unkenntlichmachung das Gesicht zu schwärzen, wiederspiegelt.

---

[1] Grimm: D. Wörterbuch.
[2] Esm. et E. Joh., note 52.
[3] Vgl. Henry d'Allemagne II, 276 ff.

Fi 151 «Primus secundus = Ra 51 «a primus secundus».

Die Phrase ist unverändert aus Rabelais übernommen. Le Duchat bemerkt zu dem Ausdruck bei Rabelais:

«C'est un jeu que deux écoliers jouent tête à tête, en tournant les feuillets d'un livre dans lequel ils auront caché quelque chose qu'ils veulent jouer.»[1]

Dieses Spielvergnügen ist auch im Elsaß heute noch überall bekannt. Wir vergnügten uns damit auf dem Wege von und zur Schule, d. h. dann, wenn wir Bücher bei uns trugen. Alle möglichen dünnen Gegenstände, Briefmarken, Silberblättchen, Bilder wurden in dem Buche versteckt, in dem man mit dem Finger oder einer Nadel «stechen» mußte.

Eine Variation dieses Spieles erwähnt Fischart Nr. 491 «Pfenning im Buch pletern». Ob die französische Bezeichnung auch im Elsaß galt, ist fraglich.

Fi 152 «Zu underst des messers» = Ra 57 «au pied du cousteau».

Der Ausdruck ist ziemlich genau übertragen. Es genügt für uns den Verlauf des Spieles anzugeben mit der Erklärung Adry's:

«Le jeu parait être celui où l'on pique un couteau, et quelquefois un clou, au bord d'une table, au milieu d'un des côtés: les joueurs jettent leur palet ou écu, et celui qui est le plus proche du pied du couteau, gagne, pourvu que son écu ne tombe point à terre.»[2]

Dieses Spiel ist noch heute auf den Jahrmärkten bei uns anzutreffen.

Fi 154 «Des freien Karrens» = Ra 59 «au franc du quarreau».

Dieser Ausdruck gehört einer ununterbrochenen Reihe von Ausdrücken an, die alle aus Rabelais stammen.

Fischart hat den französischen Ausdruck nicht verstanden und ihn daher nur dem Wortlaute nach, um ihn recht «deutsch» klingend zu machen, in der sinnlosesten Art übertragen. Diejenigen, die Fischart einen Uebersetzer nennen, müßten Fischart angesichts dieses tollen Gebildes eine größtmögliche geistige Beschränktheit und Unkenntnis der französischen Sprache vorwerfen. Ob wohl Fischarts französische Kenntnisse so miserabel waren, daß er nicht einmal wußte, was quarreau, ein alltäglicher Ausdruck, zu bedeuten hat? Und spricht nicht aus dieser

[1] Esm. et E. Joh., note 53.
[2] Esm. et E. Joh., note 54.

haarsträubenden Uebertragung, wie aus der ganzen Behandlung das Gegenteil, nämlich eine gründliche Kenntnis der französischen Sprache und zugleich der Wille Fischarts, den Ausdruck durch die absonderlichsten Verdrehungen möglichst als einen deutschen Spielnamen erscheinen zu lassen? (Was hat ein «Karren» mit «quarreau» zu tun; und dann dieser Unsinn: «Des freien Karrens.»!?)

Der Verlauf des französischen Spieles geht aus den Angaben bei Esm. et E. Joh. deutlich hervor:

«Jeu où l'on jette une pièce de monnaie en guise de pallet sur un quarré qu'on a tracé en terre, et divisé par ses diamètres et diagonales.» (Le Duchat.)[1]

Das Spiel war in Frankreich sehr verbreitet und wurde von Erwachsenen und Kindern (Knaben) gespielt.

Näheres darüber mit Abbildung des Spieles auf einem alten Stich bei Henry d'Allemagne I, p. 315.[2] In dem Spiele wurde auf dem Boden bald ein Viereck, bald ein Kreis gezeichnet. In der letzten Form ist es ein sehr bekanntes und beliebtes Spiel unserer Knaben, schlechtweg «Pfennjeles» genannt, weil man gewöhnlich mit Pfennigen spielte.

Fi 155 «Grad oder ungrad» = Fi 60 «a pair ou non».

Dieser Ausdruck bildet eines der wenigen Beispiele, in denen Fischart den französischen Ausdruck richtig mit einem gleichbedeutenden deutschen Ausdruck wiedergegeben hat.

Wie auch heute noch jeder Knabe weiß, was mit «Grad oder ungrad» gemeint ist, so scheint auch schon zu Fischarts Zeiten das Spiel weit verbreitet gewesen zu sein. Ein Knabe nimmt eine Anzahl Klicker oder Knöpfe («Gstunze» oder «Knepf») in die Hand und läßt einen andern die Anzahl erraten. Wird «grad» geraten, so hat man gewonnen, im andern Falle verloren.

Seit ältester Zeit ist das Spiel bekannt. Schon Horaz spricht von dem Spiele «ludere par impar». Ebenso Platon, Aristoteles und Aristophanes. (Esm. et E. Joh., note 57.)

In Frankreich ist es allgemein üblich unter dem Namen «a pair ou non» oder «pair et impair».[3]

Fi 156 «Kreutz oder plättlin» = Ra 61 «a croix ou pile».

Auch dieser Ausdruck ist richtig wiedergegeben. Sowohl das französische als auch das deutsche Spiel haben mit dem

[1] Esm. et E. Joh., note 56.
[2] Musée rétrospectif de la classe. 100 jeux. A l'exposition. Paris 1900.
[3] Littré: Dict. de la l. fr. Henry d'Allem. II, 146.

vorhergehenden entsprechenden Namen gemeinsam, daß sie oft bei größeren Spielen als ein spielartiger Gebrauch den Knaben dienen, den «Anfangenden» zu bezeichnen.

Es ist nicht unmöglich, daß der Ausdruck Fischarts auch üblich war und somit das bedeutete, was heute unsere Buben «Knopf oder Spitz», «Kopf oder Minz» nennen, ein Spiel, wobei ein Geldstück in die Höhe geworfen wird. Der eine sagt «Kopf», der andere «Minz». Fällt nun die Münze mit dem Bilde nach oben, so hat «Kopf» gewonnen und umgekehrt.

An späterer Stelle werden wir noch einer anderen Bezeichnung für dieses Spiel begegnen, die Fischart aus Junius abgeschrieben hat.

Ueber das französische Spiel, das den gleichen Verlauf zeigt, finden wir Ausführliches bei Esm. et E. Joh., note 58, wo auch gesagt wird, daß das Spiel in Italien, England, Spanien und Frankreich gleich bekannt ist und bei Henry d'A. II, 147.

Fi 168 «Martres» = Ra 62 «aux martres».
Fi 169 «Pingres» = Ra 63 «aux pingres».

Beide Ausdrücke finden sich bei Fischart unverändert mit französischem Wortlaut.

Le Duchats (Esm. et E. Joh., note 59. 60) Angaben müssen uns genügen:

«On joue aux martres avec de petites pierres rondes qu'on jette en l'air comme les osselets.»

Bei den obigen Kommentatoren ist Näheres zu finden, auch über das Verhältnis von «Martres : Pingres : osselets», die demnach als ähnliche Spiele anzusehen sind. (Siehe auch Henry d'A. II, 75, 97.)

Fi 185 «Des Schupletzers» = Ra 65 «au savatier».

Fischart hat diesen Spielnamen ganz korrekt übertragen, ohne das französische Spiel zu kennen, das offenbar identisch ist mit seinem «Des schůlins», was aus der Beschreibung bei Esm. et E. Joh. (note 61) hervorgeht:

«Plusieurs enfants sont assis en rond, les genoux levés; l'un d'eux est debout au milieu, et cherche une savate que les autres se passent sous leurs jarrets, couverts de leurs habits, et dont ils le frappent quand il a le dos tourné. Celui entre les mains duquel il prend la savate, se met à sa place et la cherche à son tour.»

Ganz genau so wird heute noch ein Spiel gespielt. Siehe unter «Des schůlins».

Fi 186 «Hibu» = Ra 66 «au hybou».

Rabelais Spiel ist mir unklar geblieben. Fischart nahm den Ausdruck auf, indem er ihm einen deutschen Anstrich zu geben versuchte.

Esmangart et Eloy Johanneau (note 62. 67) vermuten die Identität dieses Ausdrucks mit Ra 73 «a la chevesche», dem bei Fischart Nr. 218 «Huhu Eulen» entspricht. Zu «a la chevesche» bemerken die französischen Kommentatoren, daß im Piquet der Ausdruck «faire la chouette» vorkommt.

Ob hier ein Zusammenhang bestehe, sei zweifelhaft.

Fi 187 «Dorelot häßlin» = Ra 67 «au dorelot du lièvre».

Fischart hat den Ausdruck nur in seinem zweiten Teil übersetzt.

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 63) bedeutet die Phrase soviel als im Spiel «imiter la chasse du lièvre». Ich vermute, daß sogar der andere Ausdruck bei Fischart Nr. 226 «Duck dich Hånßlin duck dich», der in der ersten Ausgabe von 1575 (a) lautet «Duck dich håslin duck dich» unter dem Einflusse der unverstandenen Phrase Rabelais' entstanden ist, eben wegen seiner Form in der ersten Ausgabe.

Vielleicht hat Fischart «Hånßlin» aus «Håslin» in den folgenden Ausgaben mit der Absicht gemacht, den Leser irre zu führen.

Esm. et Eloy Joh. ergehen sich in Meditationen über das Wort «dorelot», ohne von dem Spiele zu reden.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß Rabelais mit seinem Ausdrucke, vielleicht auch Fischart mit Nr. 226 (wenn er nicht unter Rabelais Einfluß steht) ein Spiel gemeint hat, das heute noch als Reigenspiel vielfach bekannt ist, bei dem die Kinder (vorwiegend Mädchen) folgendes Lied singen:

«Häslein in der Grube saß und schlief.
Armes Häslein bist so krank,
Daß du nicht mehr hüpfen kannst:
Häslein hüpf, Häslein hüpf.»

Ein Kind sitzt geduckt in der Mitte des Kreises. Die andern fassen sich an den Händen und tanzen um das «Häslein», obiges Lied singend, herum.

Fi 188 «Tirelitantine» = Ra 68 «a la tirelitantaine».

Es besteht hier wohl kein Zweifel darüber, wo Fischart seinen Spielnamen hergenommen hat. (Esm. et E. Joh., note 63.)

«Ce doit être un jeu à se tirailler l'un l'autre.»

Was Fischart sich wohl bei allen diesen Namen «gedacht» haben mag?

Fi 189 ‹Färcklin gang du vor› = Ra 69 ‹a cochonnet va devant›.

Genau aus Rabelais übertragen. Den Verlauf des Spieles beschreibt Le Duchat (Esm. et E. Joh. note 65):

«Jeu de boule ou de palet auquel l'endroit où s'arrête la boule ou le palet de celui qui joue le premier sert de but pour lui-même et pour les autres».

Das allgemein bekannte Spiel, das wir auf dem Wege von und zu der Schule spielten, nannten wir «Söujtriwerles». (Einer trieb den andern voran.)

In Frankreich ist es ebenso gebräuchlich wie bei uns. (Henry d'A. I, 204, 227, 232, 243, 248.) Das Spiel hat Aehnlichkeit mit Ra 107 «a la truye», das identisch ist mit unserm «Söujball» oder «d'Mor triwe». Auch bei Fischart finden wir dieses Spiel.

Fi 191 ‹Des weitlochs› = Ra 77 ‹a la jautru›.

Hat vielleicht Fischart seinen deutschen Ausdruck an die Stelle des französischen gesetzt, indem er «tru» als trou verstand?

Das Elsässische Wörterbuch weist das Wort «weidloch» für After auf; doch habe ich keine Beziehung zu einem Spiele konstatieren können.

Fi 192 ‹Des Habern verkauffens› = Ra ‹a vendre l'avoine›.
Fi 199 ‹Das eisen auß der Eß zihen› = Ra 97 ‹a tirer les fers du four›.
Fi 201 ‹Der heilig ist gefunden› = Ra 101 ‹a sainct trouvé›.

Alle drei Ausdrücke stammen aus Rabelais. Ueber die Bedeutung der französischen Spiele schweigen die Kommentatoren des Rabelais.

Fi 204 ‹Burri burrisu› = Ra 78 ‹au bourry bourry zou›.

Auch möglichste Deutschgestaltung der Worte kann uns nicht über den Ursprung hinwegtäuschen.

Le Duchat (Esm. et E. Joh. note 70) erklärt das Spiel:

«Jeu où l'un des joueurs, qui se cache, est cherché par les autres, qui souvent le laissent là, et s'en vont.»

Somit ist es das gleiche wie unser «Versteckels», das Fischart schon als «Verbergens» anführt.

Fi 205 «Ich setz mich» = Ra 79 «a je m'assis».

Für uns kommt der Ausdruck als nichtdeutsches Spiel nicht in Betracht.

Fi 215 «Der Sau» = Ra 107 «a la truye»[1]

Auch dieser Ausdruck ist eine wörtliche Uebertragung von «a la truye». (Siehe Fi 189, Ra 69.)

Im Elsaß war dies Spiel zu Fischarts Zeiten ebenfalls bekannt, was sein Spiel Nr. 386 «Fudum die Mor ist im Kessel» beweist.

Bis heute hat es sich bei uns erhalten.

Fi 216 «Bauch wider Bauch» = Ra 108 «a ventre contre ventre».

Die Uebertragung aus Ra bedarf keines Beweises.

Esm. et E. Joh. erwähnen nichts zu diesem Ausdruck.

Fi 220 «Der praiten kugel, halben kugel, kurzen kugel» = | Ra 116 «a la boule plate» | Ra 121 «a la courte boulle».

Wir haben hier die merkwürdige Erscheinung, daß Fischart zwei Rabelaissche Ausdrücke unter Zusatz von «halben kugel» in einen deutschen Ausdruck zusammengezogen hat.

Die Fischartische Phrase kommt aber sonderbarerweise nur in der ersten Ausgabe von 1575 (a) vor, während sie in b und c im Verzeichnisse fehlt. Dagegen finden wir am Ende des Kapitels 25 unter einer Reihe von Spielen als Zusatz in b genannt «der breiten vnnd halben Kugel». Die Phrase hat also verkürzt einfach den Platz gewechselt.

Die französischen Ausdrücke bedeuten Kugelspiele.

Zu Ra 121 bemerken die beiden Kommentatoren: (Esm. et E. Joh. note 100),

«Jeu de boule dont l'espace est fort court et fort limité, pour le distinguer du jeu de la longue boule.»

Die Spiele mit Kugeln sind in zahllosen Variationen im Elsaß verbreitet. An geeigneter Stelle werde ich davon berichten.

Fi 225 «Ochs inn den Veiolen» = Ra 72 «au beuf violé».

Sinnlos und gedankenlos (wie Fi 154) hat Fischart aus dem ihm unverständlichen französischen Spielnamen einen deutschen Ausdruck geschaffen, ein Monstrum von Fastnachtslaune und toller Absichtlichkeit.

---

[1] Esm. et Eloy Joh., note 88. Henry d'Allem. I, 206.

«Veiolen» können wir ebensogut als «Veilchen oder «Flaschen» betrachten. Es ist gleich, für welchen Sinn wir uns entscheiden, die unsinnige Monstruosität wird nicht beeinträchtigt.

Das Spiel ist eine Nachahmung eines volkstümlichen Gebrauches:

Nach Le Duchat: (Esm. et E. Joh. note 66):

«Il y a de l'apparence, qu'au jeu de bœuf violé des enfants imitant cette coutume (die vorher genau beschrieben zu finden ist : d'orner la tête du bœuf gras et de le conduire par la ville au son de la viole ou de la vielle) ornaient de fleurs la tête d'un de leurs camarades et le conduisaient en cet état par les principales rues du lieu de leur demeure au son de quelques instruments, et faisaient ensuite semblant de le tuer, comme à un autre de leurs jeux appelé par Rabelais, au pourceau mory». (Siehe dieses Spiel.)

Fi 228 «Eisen abwerffen» = Ra 76 «a deferrer l'asne».

Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Ausdruck Fischarts abhängig zu machen ist als eine absichtliche Verunstaltung von dem französischen Namen.

«Abwerffen» ist eine ungefähre Uebertragung von «déferrer».

Ob auch Fi 232 «Esel zemmen» mit Ra 76 in irgend einen Konnex zu bringen möglich ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Ueber das französische Spiel sind die Kommentatoren Rabelais' selbst im Zweifel (Esm. et E. Joh., note 69):

«Serait-ce de feindre, en jouant, d'ôter le soulier, en levant le pied à un enfant, comme on lève au cheval pour lui ôter son fer ou lui en mettre un?» (Dieses Spiel erinnere ich mich gespielt zu haben, ohne daß es einen besonderen Namen gehabt hätte.)

Vielleicht ist dem französischen Ausdruck auch eine sprichwörtliche Bedeutung beizumessen. Denn in Frankreich sagt man von einem, der sich überall unberechtigt einmischt: «Il se mêle des fers à l'âne.» Zur Begründung dessen finden wir Note 69 die Glosse: «Tout le monde sait qu'on ne ferre pas les ânes.»

Diese Bedeutung scheint auch das Fischartische Fi 21 «Eselin beschlagen» zu haben.

Rochholz 434 setzt dieses Spiel gleich mit seinem «Fingerspiel» auf Grund der in der Schweiz üblichen Frage: «Will der Schmied das Roß beschlagen: wieviel Nägel muß er haben?»[1]

---

[1] Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz. Leipzig 1857.

Ist diese Zusammenstellung schon gewagt, so ist seine Behauptung, das Fischartische «Leuß oder Nißs» sei ein anderer Ausdruck dafür, einfach falsch.

Fi 229 «Des barbedoribus» = Ra 80 «a la barbe d'oribus».

Das Nichtverstehen von Ra 80 hindert Fischarts Laune keineswegs, daraus einen deutschen Spielnamen durch Kontraktion zu bilden. Esm. et E. Joh. note 71: «Jeu où l'on bande les yeux de quelqu'un de la compagnie, puis, sous ombre de vouloir lui faire une barbe dorée, on le barbouille avec de l'ordure.»

Ein schmutzigeres, sogar sehr gemeines Spiel habe ich früher einmal zufällig beobachten können, das die Buben «Stabstrumpeterles» nannten.

Das abergläubische «Wäjschisser am Au» läßt uns wissen, daß die Knaben es nicht für eine allzugroße Schande hielten, wenn sie an irgend einem Tor einer etwas verlassenen Straße einem natürlichen Drange folgten. An solchen Stellen wurde der teuflische Spaß mit einem Unbefangenen gespielt. Man verband ihm die Augen, setzte ihn auf den Rücken eines anderen, gab ihm einen Stab (die Trompete) in die Hand, dessen Ende man vorher in die Exkremente getaucht hatte und ließ ihn nun auf Kommando blasen. Er bließ nicht lange. «Un wenns erüß kumme-n-isch», da fühlte mancher der kleinen Teufel seinen Buckel unter den Hieben des Vaters des ekelhaft Angeführten. Das «Spiel» ist ein merkwürdiger Auswuchs an dem sonst so natürlich reinen Spielkörper.

Fi 230 «Bratspißwenden» = Ra 82 «a tire la broche».

Der Ausdruck Ra 82 erscheint uns hier ziemlich sinngemäß wiedergegeben, was auf ein Verstehen der französischen Sprache zurückgeführt werden muß.

Vielleicht ahmten die Kinder in diesem Spiele das Drehen des Bratspießes nach.

Fi 231 «Gevatter leihet mir euer sack» = Ra 84 «a compere prestez moy vostre sac».

Die Uebertragung ist korrekt. Esm. et E. Joh. äußern sich nicht zu dem Spiele.

Fi 233 «Der Widershoden» = Ra 85 «a la couille de belier».

Derartige Ausdrücke, die einen gewissen Beigeschmack haben, sind Fischart stets willkommen. (Couille = Hode.) Also

richtige Uebertragung nur im plural statt im singular. Esm. et E. Joh., note 74.

«Jeu de ballon, auquel on joue avec la bourse des testicules d'un bélier.»[1]

Fi 234 «Der Feigen von Marsilien» = Ra 87 «a figues de Marseille».

Die Uebertragung ist richtig und augenscheinlich.

Fi 235 «Des Fuchsstreiffens» = Ra 90 «a escorcher le regnard».

Ra 90 ist hier mit einem deutschen entsprechenden Namen richtig wiedergegeben, so daß die Vermutung naheliegt, daß Fischart den Sinn erraten hat.

Ueber das Spiel wissen die Kommentatoren nichts zu sagen, ebenso nicht Le Duchat. Der französische Ausdruck scheint auch mehr sprichwörtlicher Art zu sein («Fuchsstreiffen» besagt soviel als dem Fuchs die Haut abziehen): Esm. et E. Joh., note 77.

«Ecorcher le renard» est une locution proverbiale, qui signifie vomir après avoir bu .... mais nous ne savons pas non plus en quoi consistait le jeu du même nom.»

Daß Fischart ein Spiel «Des Fuchsstreiffens» gekannt hat, ist unwahrscheinlich. Bei ihm scheint der Ausdruck auch schon mehr eine sprichwörtliche Redensart gewesen zu sein.

Es ist wohl anzunehmen, daß der Ausdruck «Fuchsstreiffens» zu Fischarts Zeiten üblich war; denn er kommt noch an anderer Stelle des Gargantua vor. So cap. 8, p. 149. «Das ist Jägerrecht; die Fůchs nur dapffer gestreifft: wer kaufft disen Fuchsbalg.» — Hier hat wohl dieses wirre Gerede des «Trunckenen» die gleiche Bedeutung wie im Französischen. Darauf deutet auch die Stelle Gargantua cap. 14, p. 201 hin: «Alle Morgen sang er die truncken Metten, streiffet den Fuchs usw.»

Daß der Ausdruck ein wirklich deutscher ist, beweist uns das Vorkommen im 8. Kapitel, das gänzlich unabhängig von Rabelais entstanden ist. Da es unklar ist, ob wir es bei «Des Fuchsstreiffens» mit einem Spiele zu tun haben, so ist Rochholz, p. 412, nicht berechtigt, den Ausdrúck einfach mit seinem Spiel «Fuchs aus dem Loche» (Nr. 29) zu identifizieren.

Die Anwendung als sprichwörtliche Redensart zeugt gegen die Identität mit dem schweizerischen Spiele, dem unsere Spiele «Fuchs üs d'r Hel» oder «D'r Deifel kummt allan erüs, ans, zwai, drei» entsprechen.

---

[1] Vergleiche: Henry d'A. I, p. 126. II, p. 246.

Mir ist unverständlich, wenn Rochholz das Spiel zitiert: «Zehen Paß fünff Sprüng auff eim Fuß, deß Fuchsstreiffens». Im ganzen Gargantua kommt diese Zusammenstellung nicht vor.

«Des Fuchsstreiffens» ist alleinstehend zu finden in der ersten Ausgabe (a), unserer Tabelle nach dem französischen Ausdrucke gegenüber, was schon gegen die einfache Annahme als deutsches Spiel sprechen würde.

Erst in der zweiten Ausgabe ist am Ende des 25. Kapitels (nicht im Verzeichnisse) der Ausdruck «zehen paß fünff Sprüng auff eim Fuß» auch alleinstehend zu finden. Dieser letztere Ausdruck kann wohl ganz gut auf das Spiel Rochholzens und unsere beiden vorhin erwähnten hindeuten. Aber diese oberflächliche Zusammenziehung von Ausdrücken ist nicht angängig, weil sie nur verwirrend wirkt.

Sind die beiden «Spiele» wirklich identisch, so hat Fischart dafür noch einen dritten Ausdruck Nr. 590 «Wolf beiß mich nicht»; dann würde das Spiel weiterleben als unser oben erwähntes Spiel und den gleichen Verlauf haben, wie das schweizerische Spiel bei Rochholz: «Fuchs aus dem Loche», ein Ausdruck, der übrigens auch im Elsaß bekannt ist.

Fi 236 «Kohlen auffblasen» = Ra 94 «a souffler le charbon».

Deutsch hat Fischart den Ausdruck wohl gestaltet, aber nicht «Fischartdeutsch» genug, um uns nicht die Herkunft zu verraten. Ich kenne das französische Spiel nicht.

Fi 242 «Zum lebendigen und toden Richter» = Ra 96 «au juge vif et juge mort».

Von diesem Ausdruck kann ich nur das Gleiche wie vom vorigen sagen.

Fi 243 «Des Hogerigen Hofmans» = Ra 100 «au bossu aulican».

Mit dieser richtigen Uebertragung haben wir einen sonderbaren Fall des Nachweises der wirklichen Bedeutung des französischen Ausdruckes durch eine Uebertragung ins Deutsche und damit den noch sonderbareren Fall, daß ein deutscher Schriftsteller, dem wir nichts weniger als philologische Genauigkeit in der Behandlung französischer Phrasen nachsagen können, offenbar die Etymologie des Wortes besser verstanden hat als ein französischer Kommentator.

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 82) hält «au bossu aulican» für eine Korruption von «au bossu mal ingambe». Von «aulican» auf «mal ingambe» ist ein rechter Saltomortale.

Das Richtige geben uns Esm. et E. Joh.:

«Aulican peut venir du latin aulicus, de cour, courtisan; ce serait alors un bossu ou un fou de cour.»

Es ist sehr merkwürdig, daß Fischart diesen Sinn herausgefunden hat, was seine Wiedergabe schön beweist.

Als eine Abirrung vom Richtigen ist sicher wieder die weitere Bemerkung Esm. et E. Joh.'s zu betrachten, «aulican peut s'être dit aussi pour au lit camp, au lit de camp». Ich glaube dieses letztere als einen etymologischen Scherz ansehen zu dürfen.

Es wird sich wohl bei diesem Spiel, wie auch Esm. et E. Joh. zugeben, darum gehandelt haben einen Buckligen nachzuahmen.

Fi 244 «Des pimpompens» = Ra 104 «a pinpompet».

Fi 244 liefert uns den Beweis für die Geschicklichkeit Fischarts aus französischen Ausdrücken «deutsche» herzustellen.

Ueber die Worterklärung siehe Esm. et E. Joh., note 85. Nach ihnen besagt der Ausdruck ein ähnliches Spiel wie «à l'épousée du mois de mai, espèce de jeu où les petites filles parent une d'elles comme une mariée».

Fi 248 «Der Abereh» = Ra 95 «aux responsailles».

«Abereh» = «Wiederehe» = sich nochmals verheiraten. Fischart hat richtig den Sinn aus Ra 95 herausgefunden und ihn durch ein freigebildetes Wort wiedergegeben. Die Richtigkeit der Fischartischen Uebertragung beweisen die Angaben Le Duchats (bei Esm. et E. Joh., note 80):

«A se remarier ensemble, à se répouser, dit le Rabelais anglais. De sponsalia on aura donc d'abord fait sponsailles».

Fi 252 «Der Spindel» = Ra 117 «au vireton».

«Virer» heißt in der Seemannssprache «drehen»; «vireton» ist ganz korrekt übertragen mit «Spindel» = soviel als Walze. Von der Bedeutung als Spiel hatte Fischart keine Ahnung.

Die Ansicht Le Duchats und Esm. et E. Joh.'s, note 96, stehen sich hierin entgegen. Le Duchat hält «au vireton» für das bekannte Spiel «tourner un peson sur une petite cheville qui le traverse».

Esm. et E. Joh. definieren «vireton» als «une petite flèche, un petit trait d'arbalète, parcequ'elle tournait et virait en l'air,

à cause des ailerons qui y étaient attachés. (Vgl. Henry d'A. I, 77.)

Dieses Spiel haben wir Knaben häufig gespielt; es ist noch überall bekannt.

Fi 254 «Ungelacht pfetz ich dich» = Ra 74 «a je te pince sans rire».

In der ersten Ausgabe hat der Ausdruck die Form einer wörtlichen Uebertragung «ich pfez dich on lachen».

Die Herkunft seines Spieles suchte Fischart in b zu verwischen durch eine Veränderung der Phrase. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein derartiges Spiel im Elsaß, vielleicht unter seinem neuen Namen, Fischart in der Zeit von 1575—1582 bekannt geworden ist.

Aus dem Wortlaut geht der Verlauf des Spieles hervor, Esm. et E. Joh., note 68:

«Chacun pince le nez ou le menton de son voisin à droite; et s'il rit, il donne un gage.»

Rochholz p. 431 ist demnach wieder nicht berechtigt «Ungelacht pfetz ich dich» zu zitieren, da es eine Uebertragung des französischen Ausdruckes darstellt. Als Spiele Fischarts dürfen wir nur diejenigen Phrasen ansehen, die weder mit einem französischen noch einem niederländischen Spiele in Verbindung stehen und Uebertragungen sind.

Fischart hat ein ähnliches Spiel Fi 516, das Rochholz hätte zitieren dürfen.

Fi 255 «Der Pickarome» = Ra 118 «au picquarome».

Fischart hat den Ausdruck nicht verstanden. Der französische Name bedeutet zwei verschiedene Spiele.

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 97) berichtet darüber: «Ce jeu consiste à s'asseoir sur son camarade comme sur un cheval, et à lui donner du talon dans les flancs, en faisant semblant d'aller à Rome.»

Die zweite Bedeutung zeigt uns ein Spiel, das wir unter dem Namen «Spickhewels» spielten und schon Fischart unter verschiedenen Namen bekannt war, z. B. «stecken stöcken». Nach Esm. et E. Joh.:

«Jeu dans lequel on pique un petit bâton pointu en terre, et on envoie à Rome celui don le piquet a été arraché en lançant ce piquet plus loin qu'on peut.»

An späterer Stelle werden wir von dem wirklichen Spiele Fischarts noch zu reden haben.

Fi 256 «Des Roten Rauhen Trecks» = Ra 119 «a touchemerde».

Die französischen Kommentatoren bemerken nichts zu diesem Spiele.

Ich vermute, daß der französische Ausdruck jenes schmutzige Spiel bedeutet, das ich oben unter Fi 229 erwähnte. Diese Bedeutung kann aus dem Wortlaute hervorgehen (Toucher berühren; merde Fäkalien).

Fischart hat seinen Ausdruck willkürlich gebildet und nur «merde» darin «vertirt».

Fi 257 «Des Engelarts» = Ra 120 «a angenart».

Eine komische Wiedergabe, unter Uebertragung des ersten Wortteiles und Beibehaltung des zweiten in seiner französischen Lautung.

Esm. et E. Joh. gehen auf die Etymologie von «angenart» ein, ohne das Spiel zu kennen. (Note 99.)

Fi 258 «Des Rekockillechen» = Ra 123 «a la requoquillette».

Ein Beispiel dafür, wie Fischart den französischen Ausdrücken ein deutsches Mäntelchen umzuhängen verstand.

Fi 259 «Brich den Hafen» = Ra 124 «au casse pot».

Im Wortlaut freie, wenn auch durchaus sinngemäße Wiedergabe.

Aus den Angaben Le Duchats und Esm. et E. Joh.'s folgt der Gang des Spieles und damit der gleiche Verlauf mit dem bekannten «Topfschlagen», das Fischart auch als «topfstechen» anführt. (Besprechung unter den wirklichen elsässischen Spielen bei Fischart.)

Diesem am ähnlichsten ist die Beschreibung bei Le Duchat:

«On pend au plancher, avec une corde, un vieux pot de terre, puis on bande les yeux à tous ceux de la compagnie, lesquels en cet état vont tour-à-tour, un bâton à la main, tâcher d'atteindre ce pot.»

Ein einfacheres Spiel, das auch den Buben im Elsaß allgemein bekannt ist, beschreiben Esm. et E. Joh. (nach Adry):

«Peut-être ne s'agit-il que d'un pot fêlé ou un peu ébréché, que des enfants placent sur une hauteur, et achèvent de casser en jetant des pierres d'une certaine distance.»

Fi 260 «Montalant» = Ra 125 «a montalant».

Unübertragen aufgenommen.

Fi 260 «Des kurtzen steckens» = Ra 128 «au courtbaston».

Korrekt übertragen. Hat das Spiel nicht vielleicht Aehnlichkeit mit «au picquarome»? Esm. et E. Joh., note 107, scheinen daran nicht gedacht zu haben, wenn sie es mit Stella anders beschreiben als:

«Deux enfants assis face en face empoignent un bâton, chacun tire de son côté, et s'efforce d'enlever de terre son compagnon.»

Fi 266 «Pire vollet» = Ra 129 «a pirevollet».

Der Ursprung des Fischartischen Wortes fällt sofort in die Augen.

Ueber die Bedeutung des französischen Ausdruckes sind die Kommentatoren nicht einig.

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 108) sieht darin eine Art Topfspiel: «Je crois que c'est proprement à faire voler sa toupie du pavé ou du plancher sur la paume de la main.»

Anders Esm. et E. Joh.: «ce jeu consiste à lancer en l'air un bâtonnet à l'extrémité duquel sont implantées deux plumes de coq, et à le faire retomber en pirouettant sur sa pointe.»

Eine nähere Untersuchung darüber ist nicht unsere Aufgabe.

Fi 267 «Kline musettecken» = Ra 130 «a cline mucette».

Vergeblich hat Fischart versucht, durch den deutschklingenden Schwanz des zweiten Wortes uns zu täuschen. Esm. et E. Joh., note 109: Nach dem Dictionnaire de Trévoux ist es eine Art Blindekuhspiel: «l'un d'eux ferme les yeux, tandis que les autres se cachent en divers endroits, où il est obligé de les chercher pour les prendre.»

Fi 268 «Des grübleins» = Ra 137 «a la foussette».

Richtig übertragen. Das Spiel gehört zu der zahlreichen Klasse der Kugelspiele und ist identisch mit unserem «Gstunzen»-Spiel «Kiweles», wobei es gilt, Klicker in ein Grübchen in der Erde zu werfen. Die daneben fallenden «Gstunzen» entscheiden über Gewinn und Verlust. Ist ihre Anzahl gerade, so gewinnt der Werfende, ist sie ungerade der zweite Spieler. So wie es bei Esm. et E. Joh., note 116, beschrieben wird, ist es auch im Elsaß gebräuchlich: «On y joue avec une balle dans neuf trous, espacés comme les quilles au jeu de boule.»

Fi 269 «Deß schnauffers» = Ra 138 «au ronflart».

Auch hier ist die Uebertragung durchaus korrekt, beweist aber, daß Fischart das Spiel nicht gekannt hat. Esm. et E. Joh., note 117:

«C'est dit-on le sabot qu'on tire avec une corde.» (Siehe Henry d'A. I, 35.)

Das Spiel mit dem Brummkreisel ist bei Fischart auch genannt als «Hurrnaus» und «Habergais».

Fi 276 «Zur Trompe»[1] = Ra 139 «a la trompe».

Es war Fischart wenig daran gelegen, dem Sinne des französischen Spieles nachzugehen. Mit «trompe» wußte er nichts anderes anzufangen als es unverändert in sein Verzeichnis zu setzen. (Ebenso das oben genannte und das folgende Spiel.) Das Spiel ist mit dem vorhergehenden und dem folgenden identisch. Esm. et E. Joh., note 118: «au sabot, sorte de toupie.»

Fi 278 «Deß Mönchs» = Ra 140 «au moyne».

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 119) scheint doch das Richtige anzugeben, wenn er sagt, daß in der Dauphiné «jouer au moine» das Spiel mit dem «sabot» ist. Vielleicht ist «au moyne» das einfache Kreiselspiel, aber immerhin ist es unverständlich, wenn Esm. et E. Joh. die Definition Le Duchats bestreiten mit einer nichtssagenden Redensart, die uns ihre Meinung weder klarlegt noch beweist.

Fi 279 «Tenebei» = Ra 141 «au tenebry»

ist eine willkürliche Entstellung, die den Sinn bei alleiniger Betrachtung nicht erraten lassen würde.

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 120): «Ce jeu consiste a contrefaire l'esprit follet.»

Es ist eine besondere Vorliebe der Kinder, das Unheimliche zum Gegenstand von Spielen zu machen; und «Geischterles» oder «Gschpenschterles» waren uns bekannte Spiele.

Fi 280 «Das wunder» = Ra 142 «a l'esbahy».

Ohne Zweifel entspricht Fischarts Ausdruck, der in einer ununterbrochenen Reihe von aus Rabelais stammenden Spielen zu finden ist, dem französischen Namen, dessen Sinn er angehend wiedergibt.

---

[1] Wird von Rochholz mit Unrecht als Fischartisches Spiel zitiert (p. 420).

Nach Esm. et E. Joh., note 121, bedeutet «esbahi» soviel als «étonné», «surpris». Das Spiel wird von ihnen genau beschrieben :

«On met de la farine dans une assiette dont on forme une pile avec un verre à liqueur ; on retire le verre, on met dessus une pièce de monnaie. Chaque joueur avec un couteau enlève un peu de farine, celui qui à la fin fait écrouler la pile et la pièce est tenu d'enlever avec ses dents la pièce : ce qui lui barbouille le visage de farine.»

Dieses Spiel trägt schon mehr den Charakter eines Gesellschaftsspieles.

Fi 281 «Naschettechen, Nauettechen» = Ra 144 «a la navette »

Die Absicht Fischarts, den Ursprung «seines Spieles» zu verbergen, tritt auch hier deutlich zutage. «Navette» gibt er mit dem deutschklingenden «Nauettechen» wieder und schmückt es mit einem erfundenen Wortspiele «Naschettechen». Er hat das Spiel nicht verstanden, und uns geht es gerade so.

Fi 282 «Fessart, Kerbart» = Ra 145 «a fessart».

Den Versuch, den uns das vorige «Spiel» zeigte, finden wir von Fischart wiederholt: «Kerbart» ist auch hier ein auf «Fessart» reimender wortspielerischer Zusatz.

Fi 283 «Sanct Kosman ich rûff dich an» = Ra 147 «a sainct Cosme je te viens t'adorer».

Bei seinen Uebertragungen läßt Fischart manchmal sogar seine Vernunft walten, wenn auch eine Kenntnis des Spieles in diesem Falle nicht anzunehmen ist.

Das Spiel hat Aehnlichkeit mit Nr. 229 und wohl auch mit 256.

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 124): «On bande les yeux à quelqu'un qu'on a fait asseoir dans un fauteuil. Saint Côme, je te viens t'adorer lui dit un autre qui . . . lui présente au visage une chandelle allumée. Celui-ci veut l'empoigner, mais à la place de ce cierge, on coule dans la main du personnage un bâton tout enduit d'ordure.»

Fi 284 «Der Braunen schrôter» = Ra 148 «a escarbot le brun».

Escarbot = Käfer. Schröter ist ein alter Name für Käfer.[1] Der Ausdruck ist also richtig übertragen.

[1] Grimm: D. Wb. 9. 1791.

Das Spiel ist mir unbekannt. Vgl. Garg. cap. 14, p. 197: «Lieff gern nach den Schrötern, Meikäfern, vnd fürnemlich den Farfallischen Baumfaltern etc.»

Fi 285 «Ich fang euch on ein Meyen» = Ra 149 «a je vous prens sans verd.»

Meyen (Reis) bedeutet hier grüner Baumzweig. Die Uebertragung ist demnach richtig. Doch ist der eigentliche Sinn aus dem Fischartischen Ausdruck nicht genau herauszufinden, weil «on ein Meyen» von «ich» bei ihm abhängig ist, in Wirklichkeit gehört es zu «euch» [a je vous prens (vous qui êtes) sans verd.]

Diese Bedeutung ergibt sich aus der Definition Esm. et E. Joh.'s, note 125:

«ce jeu consiste à convenir entre personnes d'une même société que celui qu'on surprendra sans verd, c'est-à-dire sans une branche de verdure, pendant le moi de mai, paiera une amende ou donnera un gage.»

Das Spiel stammt somit aus einem alten Gebrauch zur Maienzeit.

Fi 287 «Wol und voll vergeht die Fasten» = Ra 150 «A bien et beau s'en va quaresme».

Sinngemäße durchaus korrekte Wiedergabe. «Wol und voll» scheint zu Fischarts Zeiten wohl eine gebräuchliche Redensart gewesen zu sein.

Ueber das französische Spiel sagt Le Duchat, Esm. et E. Joh., note 126, weiter nichts, als daß es am Ende der Fastenzeit gespielt wurde.

Vielleicht ist es die Nachahmung eines Gebrauches aus der Fastenzeit.

Fi 288 «Der gabeligen eychen» = Ra 151 «au chesne forchu».

Diese Genauigkeit des Sichanschließens an die Bedeutung des Originalwortes ist bei Fischart selten.

Das Spiel ist unter den Knaben sehr bekannt und ist mehr eine körperliche Uebung der Geschicklichkeit, ein Turnspiel, als ein eigentliches Spiel.

Nach Le Duchat, Esm. et E. Joh., note 127: «Un petit garçon appuyé sur ses mains se tient debout sur sa tête et écarte les jambes. Par derrière en vient un autre qui s'élance au travers de l'autre côté, et il prend exprès cette route, de peur que, venant à faire mal son saut, celui qui contrefait le chêne fourchu ne vienne à recevoir quelque coup de pied dans le ventre ou dans les bourses».

In seinem ersten Teile (ohne das Springen) gleicht es einem Turnvergnügen unserer Buben, das sie nennen: «De Hochstand mache» oder einfach «Kopfstehn».

Fi 289 «Deß gegossenen Gauls» = Ra 152 «au chevau fondu».

Ein bekanntes Spiel der Knaben. Esm. et E. Joh., note 128: «A ce jeu un enfant se baisse et présente son dos sur lequel monte un de ses camarades qui se fait porter ainsi».

In dieser Ausführung ist es das gleiche Spiel wie unser «Ritterles» oder «Rössels», bei Fischart an anderer Stelle «Roßmachen» genannt.

Ein komplizierteres Spiel, das große Geschicklichkeit erfordert, beschreibt Stella unter dem gleichen Namen: «Le cheval fondu est celui où plusieurs enfants courbés à la file, et le premier, appuyé sur un mur ou sur un banc, reçoivent leurs camarades sur leur dos ou leur croupe».

Abbildungen dieses Spieles bei Henry d'A. I, 323.

Aus Bischweiler ist mir ein Spiel bekannt geworden, das diesem entspricht, leider bei uns zu verschwinden scheint. Es heißt dort «Eins zwei drei postemetri» und wird von 6, 8 oder 10 Knaben gespielt: Ein Knabe stellt sich rückwärts an eine Wand, hält seine Hände geschlossen nach unten, in die ein zweiter Knabe seinen Kopf legt. Noch ein dritter Knabe stellt sich hinter diesen mit gekrümmtem Rücken und hält sich an dem zweiten fest. Die andern drei (bei sechs Spielern) springen auf diesen lebenden Sattel. Der letzte hat einen ziemlich schweren Sprung zu machen. Er klatscht in die Hände und ruft, wenn er ihm gelungen ist: «Eins, zwei, drei postemetri». [Dieses Wort bedeutet wahrscheinlich «pose du maître».]

Fi 290 «Deß Wolffschwantzes» = Ra 153 «a la queue au loup».

Auch diesen Ausdruck hat Fischart genau nach Rabelais gebildet. Es muß in Frankreich ein sehr bekanntes Spiel sein, denn Esm. et E. Joh. halten eine Erklärung nicht der Mühe wert.

Fi 291 «Deß furtz inn halß = Ra 154 «a pet en gueulle».

Richtig übertragen. Ohne genaue Beschreibung zu liefern, deuten Esm. et E. Joh., note 130, doch auf den Verlauf des Spieles der Knaben hin mit den Worten: «et s'il y a quelquechose à craindre pour les joueurs c'est quelque mauvais vent, dont il leur est difficile de se garantir».

Man wird dies verstehen, wenn man die Abbildung des Spieles bei Henry d'A. I, 328 betrachtet. Es ist ein sonderbares und ziemliche Gewandtheit erforderndes Spiel.

Zwei Knaben halten sich so umschlungen, daß der eine aufrecht, der andere auf dem Kopfe steht, wobei Kopf und Hinterteil in die obenangedeutete unangenehme Lage kommen, die ja auch schon der Ausdruck angibt. Ein dritter Knabe kniet auf der Erde, und die beiden lassen sich über dessen Rücken fallen, so daß immer der andere auf die Beine zu stehen kommt.

Fi 292 «Wilhelm lang mir den spiß» = Ra 155 «a Guillemin baille my ma lance».

Das französische Spiel ist das gleiche wie das unschöne Spiel unserer Knaben, welches ich oben als «Stabstrumpeterles» beschrieben habe, nur daß jenes noch etwas derber ist, da dort der Betreffende, d. h. der Angeführte den Stab als Trompete zum Munde führt, während er hier die «Lanze» nur berühren muß und sich die Hände beschmiert. Immerhin ekelhaft genug.

Fi 293 «Der Brandelle» = Ra 156 «a la brandelle».

Wir haben bis jetzt schon die Neigung Fischarts beobachten können, den französischen Ausdruck zu übertragen, wie es ihm gerade gefiel, genau oder ungenau, oder ihn einfach in seinem ursprünglichen romanischen Wortlaut in sein Verzeichnis zu verpflanzen. So auch hier.

Nach Esm. et E. Joh., note 132, ist das Spiel das «jeu de la brandilloire», das Schaukelspiel. (Bei Henry d'A. II, 322.)

Fi 294 «Deß Muckenwadels» = Ra 159 «a la mousche».

Mouche = Fliege. Es dient auch als Kosewort für ein niedliches, hübsches Mädchen. Diese Bedeutung hat Fischart mit dem entsprechenden deutschen Wort, das ebenfalls als Schmeichelwort für Mädchen angewandt wurde, ganz richtig wiedergegeben. Die Uebertragung zeigt uns auch wieder die Absicht Fischarts Ausdrücke zu schaffen, ob sie ein Spiel bedeuteten oder nicht.

Die französischen Kommentatoren verweisen zur Erklärung des Spieles auf mehrere französische Werke, die mir nicht zugänglich sind (Dict. des jeux de l'Encyclopédie, p. 184. Dict. d'Adry, p. 176. 181. Dict. de Trévoux).

Fi 295 «Mein Oechßlin, mein Oechßlin» = Ra 160 «a la migne migne beuf».

Der Versuch Fischarts, uns die Uebertragung aus Rabelais zu verbergen, ist auch hier mißlungen. Er hat sich sicher bei seinem Ausdruck nichts denken können und wollen. Ra 160 ist ein Teil aus einem Abzähllied, das die Kinder vor Beginn des Versteckspieles, des «jeu de cache-cache», zur Bestimmung des Suchenden zu singen pflegten. Siehe ein solches bei Esm. et E. Joh., note 136.

Die Diminutivform «Oechßlin» deutet darauf hin, daß Fischart unsinnigerweise «migne» als klein aufgefaßt hat, sicher aus Nachlässigkeit. Denn «migne beuf» bedeutet soviel als mine bœuf = mine de bœuf. Diesen Sinn beweisen Esm. et E. Joh. in längern Erörterungen.

Fi 296 «A propoß» = Ra 161 «au propous».

Fischart kann es mit dieser oberflächlichen Nachahmung von Ra 161 nicht ernst gemeint haben.

In Frankreich ist es ein bekanntes Kinderspiel, doch Esm. et E. Joh., note 137, nennen es nicht. (Vgl. Henry d'A. I, 50.)

Fi 297 «Der neun Hend» = Ra 162 «a neuf mains».

Eine wörtliche Uebertragung. In Frankreich (nach Esm. et E. Joh., note 138) lebt das Spiel noch unter dem Namen «au pied de bœuf».

Eine nähere Beschreibung ist zu finden bei Henry d'A. II, 205.

Das spielartige Vergnügen, das darin besteht, daß eine Reihe von Kindern der Reihe nach ihre Hände übereinander legen, abwechselnd sie oben auflegen mit einem Schlage auf die darunterliegende Hand, ist überall bekannt.

Fi 298 «Chapifon Narene kopff» (in a b Narrenkopff) = **Ra 163 «au chapifou».**

Den Wortsinn von chapifou hat Fischart wohl verstanden und richtig mit «Narrenkopf» wiedergegeben. Chapifou, capifol, capifolle = tête folle. (Esm. et E. Joh.) Um nun den Ausdruck zu einem deutschen zu machen, verwandelt er «fou» in «fon» und setzt doch richtig die Uebertragung von chapifou = Narren kopff noch hinzu. Damit nicht genug, entstellt er in der dritten Ausgabe c (1590) den klaren Ausdruck «Narrenkopff», der in a und b zu finden ist, durch Trennung zu «Narrene kopff». Alle diese Fälle sind bezeichnend für Fi-

scharts Wesen. Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 139) ist das Spiel identisch mit dem «colin-maillard», einer Art Blindekuhspiel. Damit bezeichnen die Ausdrücke au chapifou, a la mousque (das vielleicht «a la mousche»[1] gleichkommt), colin-maillard, colin-bridé, le jeu de cligne mucette, wenn nicht das gleiche, doch verwandte Spiele, weil sie das Augenverbinden gemeinsam haben. (Vgl. darüber Henry d'A. I, 68.)

Fi 299 «Der zerfallenen Brucken» = Ra 164 «au pontz cheuz».

Die Richtigkeit der Uebertragung mag uns in diesem Falle auf den Gedanken bringen, daß Fischart dieses Spiel gekannt haben wird. Diese Phrase finden wir bereits in der ersten Ausgabe, in der auch ein wirklich deutscher Name für dieses Spiel Nr. 264 «Die faule prucken» zu finden ist. Daß er diesen deutschen Ausdruck dann in den folgenden Ausgaben im Verzeichnisse strich, ist ein Beweis für die Kenntnis des französischen Spieles; doch ist wieder befremdlich der Umstand, daß Fischart an Stelle des guten deutschen Namens eine Uebertragung in sein Verzeichnis aufnahm. «Der faulen prucken» ist dann in b als Zusatz im Schlusse des 25. Kapitels zu finden.

Da noch mehrere Ausdrücke im Verzeichnis für dieses Spiel zu finden sind, besprechen wir es erst an späterer Stelle, wo von den wirklichen Fischartischen Spielen berichtet werden wird.

Das Spiel wird wohl in Frankreich und in Deutschland den gleichen Verlauf haben.

Fi 300 «Deß gezäumten schmid Tolins» = Ra 165 «a colin bridé».

Eine phantastische Wiedergabe, in der nur der Sinn von «bridé» richtig gegeben ist. (bridé, part. v. inf. brider zäumen, la bride, der Zaum.)

Weniger entstellt ist der Ausdruck in der ersten und zweiten Ausgabe, wo richtiger «Colins» zu finden ist; «schmid» ist ein willkürlicher Zusatz Fischarts. Fischart hat das französische Spiel nicht gekannt. Es ist wohl identisch mit «colin-maillard». (Esm. et E. Joh., note 140. Siehe Nr. 298.)

Fi 302 «Das Handwerck außschreien» = Ra 176 «aux mestiers».

Mit dieser Gegenüberstellung will ich nicht behaupten, daß Fischart seinen Ausdruck aus Rabelais frei gebildet habe, daß er also nicht als deutscher Spielname anzusehen sei, sondern

[1] Siehe darüber Rochholz, p. 432. Bei den Griechen Myinda genannt. Pollux IX, 122 ff.

sie mag zu dem Gedanken Anlaß geben, daß Fischart durch den gleichbedeutenden französischen Ausdruck wohl an das im Elsaß auch übliche Spiel «Das Handwerck außschreien» erinnert worden ist. Es ist möglich, wenn auch sein Ausdruck erst als Zusatz in b im Verzeichnisse auftaucht.

«Das Handwerck außschreien» ist ein altes Spiel unserer Knaben, das heute noch als «Handwerkerles» überall im Elsaß bekannt ist. («Handwerkerles» und «Gasseroterles».)

Zwei Knaben geben mit pantomimischen Gebärden ein Handwerk an, das die andern zu erraten suchen. Ich kann die Meinung Rochholzens, p. 436 nicht teilen, wonach Fi 173 «Ich bin König, dū bist Knecht», Fi 224 «Handwercksmann, was gibst dazu», Fi 302 «Das Handwerck außschreien» ein Spiel bedeuten sollen. Die Bedeutung von Fi 302 habe ich dargelegt und von Fi 224 behaupte ich, daß es ebensogut ein anderes Spiel bedeuten kann oder gar eine Frage aus einem Spiele.

Vielleicht ist gar Fi 302 eine willkürliche Wiedergabe und hat im Elsaß nie ein Spiel bezeichnet!

Fi 307 «Deß Grolle Gollhammers» = Ra 166 «a la grolle».

Der Zusatz «Gollhammers», der die Sinnlosigkeit nur erhöhen kann, ist das Produkt der Willkür Fischartischer Verbergekunst. Grolle = corbeau, corneille (nach Esm. et E. Joh.).

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 141) könnte das Spiel gleich «tirer au blanc» sein, was er aus einer andern Stelle bei Rabelais herleitet (liv. IV, chap. LII.)

Es ist aber nicht unmöglich, daß doch «Gollhammer» wirklich ein Fischart bekanntes Spiel gewesen ist, das er wegen des ähnlichen Lautes des ersten Teiles mit dem französischen Wort willkürlich verbunden hat. Das mag hervorgehen aus der Beschreibung Rochholzens, p. 457, von «Das Keilklotzen». Uebrigens zitiert Rochholz falsch «Gollhammer» als «Grollhammer».

Fi 309 «Deß Kockantins» Ra 167 «au cocquantin».

Der Ursprung ist klar. Fischart war das Spiel unbekannt, das Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 142) beschreibt:

«On appelle cocquantin dans le Maine ce qu'on nomme à Paris un volant.» (Abbildungen bei Henry d'A. I, 211.) Es ist also das gleiche Spiel, das Raibelais «a la griesche», «au picandeau» (Esm. et E. Joh., note 101, 169) nennt, wenigstens sind sich diese Spiele ähnlich. Dieses letztere hat auch Fischart unverändert aufgenommen.

Fi 355 «Picandeau» = Ra 209 «au picandeau».
Fi 310 «Deß Mirelimuffle» = Ra 169 «a mirelimofle».

Mit Veränderung eines einzigen Buchstabens aus Rabelais herübergenommen. Esm. et E. Joh. können das Spiel nicht erklären, vermuten aber, daß der Name zusammengezogen bedeutet: «mire lui le mouffle».

Rochholz (p. 432) hat sich bei der Besprechung seines Spieles «Feistermüslen» (Nr. 51) geirrt, wenn er behauptet, «Mirelimusle» sei identisch mit dem Blindekuhspiel. Nach Alsleben kommt diese Schreibart «Mirelimusle» in den drei ersten Ausgaben der Geschichtsklitterung überhaupt nicht vor; hier heißt das Wort unverändert «deß Mirelimuffle». Es ist wohl nicht anzunehmen, daß Rochholz hier einen Druckfehler zu seinen Gunsten angenommen hat; vielleicht hat er eine spätere fehlerhafte Ausgabe benützt, auf jedenfall ist seine Behauptung haltlos, erstens, weil der Ausdruck «Mirelimuffle» lautet und mit einem «musle» (Maus nach seinem Gedankengang) gar nichts zu tun hat, zweitens, weil das Wort aus dem Französischen entlehnt ist, also keinen deutschen Spielnamen darstellt.

Fischarts Spiel «deß Mirelimuffle» hat keine Daseinsberechtigung. An eine Herkunft aus Rabelais hat Rochholz nicht gedacht.

Trotz aller Verehrung für sein wunderbares Werk, muß ich Rochholz noch einen Fehler vorwerfen, wenn er Fi 222 falsch zitiert als «Es laufft eine Mauß die Mauer auff».

In den drei ersten von Fischart selbst redigierten Ausgaben steht: «Es laufft eine weise mauß die maur auff».

Und dann bedeutet dieser Ausdruck sicher kein Spiel, wie es Rochholz meint.

Wir haben damit klar bewiesen, daß es eine unrichtige Konstellation ist, in der nach Rochholz diese Ausdrücke «deß Mirelimuffle» und der eben genannte erscheinen.

Fi 311 «Mouschart» = Ra 170 «a mouschart».

Ueber das französische Spiel habe ich ebensowenig in Erfahrung bringen können wie seinerzeit Fischart.

Fi 312 «Der Krotten» = Ra 171 «au crapault».

Nach Burgaud des Marets et Rathery (Oeuvres de Fr. Rabelais. Paris 1870) ist es ein «jeu dans lequel on fait sauter un jeton sur l'autre, à l'aide d'une troisième que l'on appuie dessus».

Fi 313 «Deß Bischofsstabs» = Ra 172 «a la crosse».

Fischarts wörtliche Uebertragung entfernt uns von der eigentlichen Bedeutung, statt sie uns zu erklären. Crosse ist der Stab, womit man den Ball schlug, wie in Fi 215 «Der Sau» = Ra 107 «a la truye».

Ueberhaupt ist nach meiner Meinung darunter das Spiel Nr. 107 «a la truye» zu verstehen, nur daß in dem einen Fall das Spiel den Namen trägt von dem Ball (Sau, truye) und das andere Mal von dem Schläger (crosse). Esm. et E. Joh., note 144.

«On joue à la crosse avec une boule qu'on pousse de toute sa force avec un bâton courbé par un bout en forme de crosse.» (Le Duchat.)

Näheres bei Esm. et E. Joh., note 144 und Abbildung bei Henry d'A. I, 196.

Fi 315 «Bille bocket» = Ra 174 «au bille boucquet».

Fischart hat vergeblich versucht seinem Ausdruck einen deutschen Anstrich zu geben.

In früheren Zeiten trieben auch Erwachsene dieses Spiel. Selbst von Heinrich III. von Frankreich wird das berichtet. Esm. et E. Joh., note 145:

«On appelle communément billeboquet un bâton court, creusé en rond par les deux bouts, et au milieu duquel est une corde à laquelle est attachée une balle de plomb qu'on jette en l'air et qu'on reçoit alternativement dans les concavités des deux bouts.» (Abbildung bei Henry d'A. I, 114.)

Fi 316 «Der Königin» = Ra 175 «aux roynes».

Es kann wohl kaum geleugnet werden, daß Fischarts Spielname eine Uebertragung des französischen ist, nur daß er den französischen Plural mit dem Singular wiedergab (royne = afr. für reine = Königin). Wenn dem so ist, dann ist das Spiel vielleicht identisch mit Ra 47 «a la renette», von welchem nach note 46 Esm. et E. Joh. behaupten, daß es eine besondere Art des trictrac-Spieles sei; es wäre also zu den Würfel- bezw. Brettspielen zu rechnen.

Fi 317 «Kopf zu kopf anrechen» = Ra 177 «a teste a teste bechevel».

Auch diese, wenn auch ziemlich entsprechende Wiedergabe läßt an Unklarheit nichts zu wünschen übrig. Esm. et E. Joh., note 147, beschreiben ausführlich das Spiel: «Jeu que les en-

fants jouent avec deux épingles, que l'un d'eux cache dans sa main : après quoi il donne à deviner à l'autre, si ces épingles sont placés ou tête à tête, ou a bêchevet, c'est-à-dire à contresens . . : etc ».

(Siehe Henry d'A. II, 96. Burg. d. Marets et Rathery, p. 169, note 4.)

Fi 319 «Malle mort» = Ra 179 «a male mort».

Fischart hat den Ausdruck nicht verstanden, auch die französischen Kommentatoren schweigen darüber.

Esm. et E. Joh., note 149, definieren «malemort» mit «m a l a m o r s, mort funeste.

Fi 320 «Krockmolle» = Ra 180 «aux croquinolles».

Wenn wir diese Mißhandlung des französischen Wortes betrachten, so haben wir einen Beweis, wie wenig Fischart sich Mühe gab, korrekt zu übertragen.

In der ersten Ausgabe (a) von 1575 ist noch ganz folgerichtig «Krockinolle» zu finden. In den folgenden verschwindet der i-Punkt, und das n wird zu m.

Nach Esm. et E. Joh. ist das Spiel das gleiche wie das spätere «aux chiquenaudes» (note 150).

«C'est la chiquenaude qu'on donne sur la tête avec le second et le troisième doigt fermé ou tendu avec ressort.»

Es kommt also unserm «Nasestipperles» gleich.

Fi 321 «Frau wöllen wir die Kuff wäschen» = Ra 181 «a laver la coiffe madame».

Wieder ein Beispiel für Fischarts tolles Spiel mit den Worten. Coiffe (= Haube und Kopfhaut) überträgt er in der unsinnigsten Weise mit Kuff (= Bottich ; Schweinetrog), nur auf Grund eines ganz oberflächlichen Gleichklanges.

Den Sinn des Ausdruckes habe ich nicht erkennen können.

Fi 322 «Belusteol» = Ra 182 «au belusteau».

Dieser von Fischart entstellte Name bedeutet ein sehr einfaches Spielvergnügen, welches Le Duchat (Esm. et. Joh., note 151) beschreibt :

«Deux enfants se placent face à face l'un de l'autre, ils se poussent tous les deux tour-à-tour, en sorte qu'ils semblent bluter.»

Ein gleich einfaches Bewegungsspiel unserer Knaben mag hier genannt werden, das «Budelleschwenke». Zwei Knaben

stellen sich mit dem Rücken gegeneinander und verschlingen fest ihre Arme. Jeder bückt sich nun abwechslungsweise, wodurch eine schaukelnde Bewegung entsteht.

Fi 323 «Den Habern seyen» = Ra 183 «a semer l'avoyne».

Ohne Verzerrung ist dieser Ausdruck übertragen. Das Spiel wird wohl darin bestanden haben, daß die Kinder das Säen des Hafers nachmachten. Noch heute ist ein Reigenspiel bei den Mädchen im Elsaß bekannt, bei dem die Kinder unter anderm singen, indem sie verschiedene Bewegungen mit einer Handgebärde nachmachen :

«Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen
Wie der Bauer seinen Hafer aussät» usw.

Fi 324 «Deß Deffendo» = Ra 186 «a defendo».

Wörtlich aus Ra herübergenommen. Der Ausdruck ist bei Fangspielen üblich und bedeutet vielleicht selbst das «jeu de cache-cache». (Esm. et E. Joh., note 154. Burg. des Marets et Rathery, p. 169 n. 5). In diesem wie im andern Spiele sagen die Kinder, wenn sie nicht gefangen werden wollen: «je m'en défends».

Fi 325 «Im mülchen» = Ra 185 «au molinet».

Sogar den Artikel hat Fischart hierbei richtig und zugleich falsch dem Sinne nach übertragen, während sonst das korrekte «deß» bezw. «des» zu finden ist.

Der Ausdruck bedeutet den Gegenstand, mit dem die Kinder sich vergnügen. Esm. et E. Joh., note 153:

«Des enfants se divertissent à courir contre le vent avec de petits moulinets qu'ils font de deux morceaux de cartes à jouer ou avec deux petits ais croisés l'un sur l'autre, et attachés avec une épingle ou bout d'un bâton» (Le Duchat.) [Siehe Henry d'A. I, 237. II, 97, 358.] .

Dieses Vergnügen der Kinder ist überall zu finden. Auf «Kirmessen» wird das «Mühlchen» regelmäßig zum Verkauf angeboten, und man sieht in toller Freude unsere Kleinen durch die Gassen rennen, damit ihre Mühle sich ordentlich drehe. Uns Straßburgern ist allen der Typus einer armen Lumpenhändlerin unvergeßlich, die von Zeit zu Zeit auftaucht mit einem Wagen, auf den ein Haufen Lumpen, ein armseliges Kind und eine Reihe von «Mühlen» gepackt sind. Diese selbsthergestellte billige Ware tauscht sie gegen Lumpen ein, die ihr die Kinder mit freudigem Eifer herbeischleppen. Stolz lassen sie dann den

Lohn ihrer menschenfreundlichen Geschäftigkeit jauchzend in den Lüften flattern.

Wir kannten noch eine andere Art von Mühlen; den Gegenstand nannten wir bald «Miehl» bald «Rädel»; er bestand aus einem aus steifem Papier hergestellten Rad, dessen mittlerer Teil nach außen gebogen wurde und den Windfang bildete. Das «Rädel» ließen wir von dem Winde auf dem Boden hintreiben. Jetzt scheint das Spiel ziemlich vergessen.

Fischart erwähnt dieses Spiel im cap. 14, p. 202: «Auch damit dem Kind nichts an kurtzweil abgieng, macht man jhm ein Flinderlestecken, vnd fornen dran ein Windspiel von den flůgeln einer Windmůl auß Francken: damit lieff er auff vnnd ab die Gaß, vnnd Thůrnieret den Leuten die fenster auß».

Von dem sich herumtollenden «Kampfkeib» sagt er cap. 38, p. 366, daß er «rådlenspielet», d. h. sich wirbelnd wie ein Rädchen herumdrehte.

Fi 326 ‹Deß Frases› = Ra 184 ‹a briffault›.

Brifer = verschlingen, gierig fressen.
Brifeur = Freßsack.

Den Sinn des Wortes hat Fischart nur so obenhin angedeutet, denn nach Esm. et E. Joh., note 152 ist «briffaut adjectif dérivé de briffer signifiant vorace ou grand mangeur».

Doch das Spiel?

Fi 327 ‹Virevoste› = Ra 187 ‹a la virevolte›.

Die Schreibung «Virevolte» wechselt mit «virevoute» und «virevouste», sodaß Fischart also eine Ausgabe des Rabelais benutzt hat, die «virevouste» hatte. Sein Wort ist die kaum veränderte Wiedergabe dieses französischen Ausdruckes.

Nach Adry ist es das gleiche Spiel wie «a la pirouette» und «au vireton». (Esm. et E. Joh., note 155. Henry d'A. I, 51 beschreibt «a la pirouette».)

Fi 328 ‹Deß Bacule› = Ra 189 ‹a la bacule›.

Diese sinnlose Uebernahme des Wortes sollte darauf hindeuten, daß Fischart ein so alltägliches Wort nicht verstanden habe? Wäre es ihm nicht, wenn er die Absicht gehabt hätte, leicht gewesen sich über die Bedeutung des Wortes zu informieren? Uns ist dieser Ausdruck wieder ein Beweis für Fischarts absichtlicher Oberflächlichkeit, mit der er die Wirkung seiner Satire erhöht.

Bacule = bascule = die Schaukel, die allen Kindern be-

kannt ist, sodaß es nicht nötig ist das Spiel zu beschreiben. (Näheres bei Esm. et E. Joh., note 157 und Abbildungen bei Henry d'A. II, 333.)

Fi 329 ‹Deß Bauren› = Ra 190 ‹au laboureur›.

Fischart hat sich mit diesem Wort ziemlich an das Original gehalten.

Fi 330 ‹Die unsinnige esconblette› = Ra 188 ‹aux escoublettes enraigees›.

Hier triumphiert wieder Fischarts «Uebersetzungskunst» in ihrer nackten Schadenfreude. Ebenso «unsinnig» (enraigees) als Fischarts «esconblette» (escoublettes) ist seine Uebertragung.

Das Spiel besteht darin «à se heurter de la tête l'un l'autre, comme font les béliers». (Esm. et E. Joh., note 156.)

Fi 331 ‹Das tod Thier› = Ra 191 ‹a la beste morte›.

Das Wort ist eine ganz korrekte Wiedergabe, die sogar einem «Uebersetzer» nicht übel genommen werden könnte.

Fi 332 ‹Steig, steig auffs leiterlin› = Ra 192 ‹a monte monte l'eschelette›.

Auch bei dieser Uebertragung kann man nicht umhin die Korrektheit zu würdigen, zugleich aber wird der Ausdruck Fischarts für uns wertlos, da es kein Spiel unserer Knaben ist. (Esm. et E. Joh., note 158.)

«Ce jeu consiste à faire monter successivement un enfant du cou de pied aux genoux et des genoux sur les épaules.»

So spielen bei uns auch oft die Erwachsenen mit den Kleinen.

Fi 333 ‹Der Toden Sau› = Ra 193 ‹au pourceau mory›.

Die Uebertragung ist korrekt. Das französische Spiel ahmt nach Le Duchat, (Esm. et E. Joh., note 159) die tote Sau nach oder das Töten des Schweines. Das Spiel wird also wohl identisch sein mit Nr. 331 «Das tod Thier» = Ra 191 «a la beste morte».

Fi 334 ‹Deß gesaltzenen arß› = Ra 194 ‹au cul sallé›.

Solche pikanten Ausdrücke zu übertragen, läßt sich Fischart nicht nehmen.

Ueber das französische Spiel äußern sich Esm. et E. Johanneau sowie Burgand des Marets et Rathery nicht. Vielleicht

ist es das Spiel, das Larousse[1] «cul-bas» nennt, «qui est une espèce de qui perd gagne du jeu du commerce?» «Cul» ist noch in verschiedenen Spielausdrücken zu finden, z. B.

«Baiser le cul de la vieille» und «jeu à cul levé».

Es ist die Aufgabe eines französischen Werkes diesem Spiele nachzuforschen.

Fi 335 «Des Täublins» = Ra 195 «au pigeonnet».

Das Fischartische Wort zeigt das Verstehen des entsprechenden französischen. Das Spiel ist wohl identisch mit «a pigeon vole». (Esm. et E. Joh., note 160. Vergl. Henry d'A. II, 198.)

Fi 343 «Deß Besems» = Ra 146 «au ballay».

Richtig wie der vorhergehende Ausdruck übertragen.

Esm. et E. Joh., note 123, vermuten über das Spiel «ce jeu consisterait-il à aller à cheval sur au balai?»

Ist dies der Fall, dann ist das Spiel allgemein bekannt.

Fi 344 «Spring auß dem busch» = Ra 198 «au sault du buisson».

An Stelle der substantivischen Form des Ausdruckes (französisch «Sprung aus dem Busch») finden wir eine imperativische Ausdrucksweise bei Fischart. Bei Esm. et E. Joh , note 162, finden wir die Beschreibung des einfachen Spielvergnügens der Kinder:

«Les enfants jouent à ce jeu en sautant sur un petit buisson ou ce qui est moins dangereux sur un petit monticule de sable.»

Fi 345 «Der verborgenen Kutten» = Ra 200 «a la cutte cache».

Die Unsinnigkeit des möglichst deutsch gestalteten Fischartischen Ausdrucks ergibt sich aus der Wiedergabe von cutte mit dem die gleichen Buchstaben zufällig besitzenden «Kutte». Fischart hat sich gar keine Mühe gegeben, die Bedeutung von «cutte» zu erforschen; ihm kommt es ja nur darauf an möglichst viele und absonderliche Spielnamen zu konstruieren, ein Fastnachtskostüm zusammenzuflicken aus den unpassendsten Worten und Wörtchen. Ueber die eigentliche Bedeutung streiten sich Esm. et E. Joh. und Le Duchat, note 164. Wahrscheinlich ist es eine Art «jeu de cache-cache nicolas».

---

[1] Larousse: Dictionnaire de la langue française.

Fi 346 «Bulgen und Seckel im Arß» = Ra 201 «a la maille bourse en cul».

Von diesem französischen Spiele hat Fischart nichts verstanden. Das beweist seine Bezeichnung, die eine ganz niedrige obszöne Phrase darstellt im Stile der «Trunckenen Litanei» des 8. Kapitels. Sein Ausdruck ist die Ausgeburt einer grenzenlos phantastischen Behandlung der französischen Worte, die wohl, abgesehen von cul, das richtig wiedergegeben ist, diese Nebenbedeutung gehabt haben können. «Bourse» entspricht «Seckel». Ob aber Fischart die harmlose Bedeutung dieses Wortes im Auge hatte, ist fraglich. Meiner Meinung nach hat Fischart eine zotige Bemerkung uns zu geben beabsichtigt, zum wenigsten aber eine doppelsinnige.

Aus den Angaben der französischen Kommentatoren (Esm. et E. Joh., note 165; Burg. p. 169, note 12) geht der Verlauf des Spieles nicht hervor.

Fi 347 «O bohe das Habichnest» = Ra 202 «au nid de la bondree».

Die Interjektion, die Fischart seiner sonst korrekten Uebertragung voransetzt, kann uns nicht über die Authentizität seines Ausdrucks hinwegtäuschen.

Fi 348 «Passauant, Passefort» = Ra 203 «au passavant».

«Passefort» ist ein willkürlicher Zusatz auf Grund der bekannten Absicht Fischarts. Nur ist es wirklich von einer sonderbaren Komik, wenn in uns durch diesen Ausdruck die Meinung wachgerufen werden kann, er sei eine regelrechte Uebertragung, die aber wieder zerstört wird durch das «t», das auch eine nachlässige Schreibung sein kann, immerhin dazu geeignet ist, uns zu düpieren.

Die tolle Wortspielerei, die Fischart betreffs dieses Wortes sich leistet, erreicht ihren Höhepunkt in seiner späteren Phrase Nr. 353 «Für sich, hinder sich», die weiter nichts als eine zweite Uebertragung des Wortes ist. Der Ausdruck «au passavant» hat also eine seltsame Entwicklung durchgemacht. Er lieferte Fischarts «Passauant, Passefort» und dieses wurde nochmals variiert zu einem «deutschen» Ausdruck «Für sich, hinder sich». Esm. et E. Joh., note 116: «Au passavant» ist eine Art «au cheval fondu», das oben beschrieben ist, hatte also Aehnlichkeit mit unserm «Bockspringerles», das in vielen Variationen vorkommt. Vgl. Henry d'A. 320 ff. «saute-mouton».

Fi 349 «Der Petarrade» = Ra 205 «aux petarrades».

Petarrade = Gefarz, Salve von Fürzen.

Fi 351 «Der Senffstempffel» = Ra 206 «a pile moustarde».

Der Sinn der Worte Rabelais' ist durchaus richtig wiedergegeben.

Fi 352 «Cambos» = Ra 207 «a cambos».

Nach Esm. et E. Joh., note 167, bedeutet «cambos» soviel als campos = champs und donner campos = donner congé aux écoliers de sortir, d'aller aux champs. Wenn man bedenkt, daß heute noch im Elsaß ein Kartenspiel weit verbreitet ist, das den Namen trägt «Uffs Land» und «Landnüstriwerles», so könnten wir die Hypothese aufstellen, daß vielleicht Rabelais' Ausdruck dieses oder ein ähnliches Kartenspiel bedeutet.

Fi 355 «Picandeau» = Ra 209 «au picandeau».

Der französische Ausdruck bedeutet in der Lyonnai «le volant», das uns oben schon bekannt geworden ist (Esm. et E. Joh., note 169, Burg. d. M. et Rathery, p. 169, note 13).

Fi 356 «Krocketeste, Hackenkopf» = Ra 210 «a crocque teste».

Croc = Haken. Fischarts Ausdruck besteht aus dem französischen Ausdruck, den er zu einem Worte zusammengezogen hat und dessen wörtlicher Uebertragung, die so wörtlich ist, daß sie den Sinn des Spieles niemals erraten lassen würde. Fischart treibt ein tolles Spiel mit den Rabelaisschen Ausdrücken, die er wirklich recht «lustig in einen Teutschen Model vergossen» hat. Das Spiel ist wieder unser «Bockspringerles», eine Art des französischen «saut de mouton». (Esm. et E. Joh , note 170.) Crocque hat hier mit Haken nichts zu tun, sondern es bedeutet in dem Zurufe des Springenden «crocque-tête» für den zweiten Knaben den Kopf niederzubeugen.

Fi 357 «Deß Kranchs» = Ra 211 «a la grue».

Die Uebertragung ist richtig. Esm. et E. Joh., note 171, vermuten, daß «a la grue» das Spiel sei, wo die Kinder sich streiten, wer am längsten auf einem Beine stehen könne.

Fi 358 «Taillecop» = Ra 212 «au taille-coup».

Der Fischartische Name weicht vom Rabelaisschen nur in der Schreibung «o» statt «ou» ab.

Tailler ist ein Ausdruck aus dem Kartenspiel. (Littré: Dict. de l. l. fr.) Ob auch bei Rabelais' Ausdruck das der Fall ist, vermag ich nicht zu sagen.

Fi 359 «Nasenkönig Nasart» = Ra 213 «aux nazardes».

Fischarts Phrase ist ein ganz willkürliches Gebilde, das eigentlich gar nichts bedeuten kann. «Nasenkönig» ist wohl seinerzeit eine spöttische Bezeichnung des Besitzers einer allzu länglichen Nase gewesen. Das besagt uns die Stelle in der Geschichtsklitterung cap. 8 p. 135 «Sieh Nasen König, wie die Naß drein steckst». (Vielleicht sogar der Teil eines Spottliedes der Trinker mit dem Sinne, daß es schwierig ist, eine lange Nase beim Trinken nicht tief in den Becher zu stecken.)

Eine andere Bedeutung hat Rabelais' Ausdruck, der identisch ist mit dem frühern «aux crocquignoles» und dem später genannten «aux chinquenaudes». Siehe diese Ausdrücke. Esm. et E. Joh., note 172. B. d. Marets et Rathery, p. 170, note 2.

Fi 360 «Der Lerchen» = Ra 214 «aux allouettes».

Richtig übertragen. Doch welches Spiel?

Fi 361 «Der Stirnschnallen» = Ra 215 «aux chinquenaudes».

Dieser Ausdruck ist mit dem des Rabelais zusammenzubringen und beweist uns die seltene Tatsache, daß Fischart das Spiel gekannt und mit dem entsprechenden, ihm auch bekannten deutschen Ausdruck wiedergegeben hat. (Ra 215 = Ra 213.)

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 173) bestreitet diese Bedeutung von «aux chinquenaudes».

Doch scheint mir Fischarts Uebertragung den Gegenbeweis zu führen und im voraus die Definition Esm. et E. Joh. und B. d. Marets et Ratherys zu bestätigen.

Es sei noch bemerkt, daß «chiques» die Bedeutung von Klicker hat, so daß mir Le Duchats Absicht chique, chinque mit cinq zusammenzubringen unhaltbar zu sein scheint.

Fi 542 «Bierenbaum schütteln» = Ra 103 «au poirier».

Fischarts Ausdruck stellt ohne Zweifel eine Nachbildung des Rabelaisschen «au poirier» dar. (Esm. et E. Joh., note 84. Henry d'A. I, 333.) Dieser Name bedeutet das gleiche Spiel wie «au chêne fourchu», unser «Kopfstehn».

Damit hätten wir versucht, diejenigen Spiele in der Tabelle zu erkennen, welche als von Rabelais stammend zu betrachten sind.

Rabelais' Verzeichnis umfaßt 215 Spielnamen, nicht 214 wie Burg. d. Marets et Rathery, p. 165, note 1, zählen.

Davon sind bei Fischart nachweisbar 161, vielleicht, wenn wir die folgende Hypothese aufzustellen berechtigt sind, 162 Spiele in mancherlei Formen wieder zu finden, sowohl Karten-,

Würfel-, Brettspiele als auch Jugendspiele. Der größte Teil dieser ersteren Kategorie bei Fischart ist Rabelais entliehen.

Vielleicht ist auch noch Fi 425 «Murr murr nur nicht» als eine willkürliche Entstellung des bekannten Rabelaisschen Spieles Ra 36 «a la mourre» zu betrachten. An Beispielen, um diese Behauptung zu stützen, fehlt es uns in Fischarts Uebertragungen nicht. Diese Meinung mag noch befestigt werden, wenn wir uns immer vor Augen halten, daß Fischarts Absicht gar nicht ist, möglichst korrekt die französischen Ausdrücke wiederzugeben, sondern daß er der größtmöglichsten Unklarheit und Verdrehung der Ausdrücke sich befleißigt hat, um sie, sei es auf Kosten des Verständnisses und des wahren Sinnes, zu seinen Spielen, zu den Spielen seines «Gargantuwalts» zu machen.

Es bleiben also scheinbar von Fischart unbenützt 65 Spiele, von denen wir ruhig annehmen können, daß Fischart sie in ein solches Narrenkleid versteckt hat, daß es wohl der Forschung unmöglich sein wird, sie zu erkennen. Denn 65 Spiele nicht zu verwenden, das ist einem Fischart wohl sehr schwer geworden.

2. Abschnitt.

Die Ausdrücke, welche Jugendspiele bedeutend, auf die Spielnamen bei Junius zurückzuführen sind.

Die Zahl der Karten-, Würfel- und Brettspiele, die Fischart aus dem Nomenclator des Junius entnommen hat, steht weit hinter der Zahl der entsprechenden aus Rabelais entlehnten Ausdrücke zurück.

Es mag etwas komisch klingen, wenn wir sagen, daß der Grund einfach in der geringern Anzahl Spiele besteht, die Fischart im Nomenclator überhaupt finden konnte. Hätte Junius ein größeres Verzeichnis aufgeführt, ich glaube Fischarts Verzeichnis wäre noch umfangreicher geworden. Die gleiche willkürliche Behandlung wie den Rabelaisschen Phrasen ließ Fischart auch denjenigen des Junius zuteil werden, wie uns auch die Besprechung der aus Junius abgeschriebenen Jugendspiele zeigen wird.

Durch einen Zufall bin ich auf diese Quelle aufmerksam geworden, die ich in dem groß angelegten Werke über Niederländisches Kinderspiel von De Cock en Teirlinck[1] kennen lernte,

[1] A. de Cock en Js. Teirlinck: Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland Gent, 1902—1903.

noch ohne von einer Beziehung Fischarts zu ihr etwas erfahren zu haben. Eine zufällige Neugierde ließ mich eine gründliche Benützung dieses Nomenclators durch Fischart erkennen. Der Umstand, daß mir das Buch durch sein Vorhandensein auf der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek zugänglich wurde, erleichterte mir den folgenden Beweis. Erst nachträglich habe ich in Erfahrung gebracht, daß schon Hoffmann von Fallersleben in Horae belgicæ VI, p. 183 eine Andeutung macht, wonach es «selbst dem wohlbekannten Herausgeber Fischarts nicht gelingen dürfte, für das «Pick Olyet offte graeff», «Hilteckes», «Pfeifft oder ich such euch nicht» eine andere Quelle als den gedruckten Nomenclator Hadr. Junii (1567) nachzuweisen.»

Wir werden nun beweisen, daß dies nicht allein für diese drei Spiele, sondern für eine ganze Reihe von Spielen zutrifft.

Fi 94 «Pferdlin woll bereit» = J 29 «Peertgen wel bereyt».

Schon in der ersten Ausgabe finden wir bei Fischart Nr. 575 «Pferdlin wol bereit». Er macht sich nicht viel daraus, das gleiche Spiel nochmals an einer anderen Stelle (Fi 94) in der dritten Ausgabe einzufügen.

Es ist überhaupt Fischart unendlich gleichgültig, ob er ein Spiel zweimal oder mehrere Male nennt, wie wir schon früher sahen und später noch sehen werden.

Die Uebertragung ist Fischart leicht geworden, da er Kenntnisse in der niederländischen Sprache besaß. Das Spiel ist eine besondere Art des niederländischen «Hamele damele», das unserm «1, 2, 3 Postemetri» gleichkommt und zu dem «Bockspringerles» zu zählen ist. (De Cock en Teirlinck I, 303, 307, 308). Entweder springt man nur auf oder auch über den Rücken eines anderen, oder man springt und läßt, auf dem Rücken des andern sitzend, diesen raten, wieviele Finger man in die Höhe streckt. Beide Spiele sind im Elsaß sehr verbreitet: beim letzteren lautet die Frage der Buben bei uns: «Rumpelti pumpelti Holderstock, wieviel Hœrner streckt der Bock?»

Wir sahen, daß Fischart diesen Ausdruck zweimal in sein Verzeichnis aufnahm. Umsomehr sind wir erstaunt, wenn er es fertig bringt, aus Junius auch noch die anderen Bezeichnungen für dieses gleiche Spiel abzuschreiben und nicht nur die beiden weiteren niederländischen, sondern auch den deutschen Ausdruck, welche alle unter dem Namen «Micare digitis» zu finden sind.

Zu deutsch heißt das Spiel, nach Junius J 29 «Die Finger herfür werffen / vnnd schnellen». Danach hat Fischart sein Fi 97 «Fingerschnellen» gebildet, welches als Zusatz in c zu finden ist.

Ferner gibt Junius noch zwei niederländische Ausdrücke, die bei Fischart zu finden sind :

In «Pick olye ofte graef» = Fi 195 «Pick Olyet offle graef». (De Cock en Teirlinck I, 317, 308) und

in «Cock cock rij wel» (De Cock en Teirlinck I, 306) = Fi 95 «Cock cock ey wil», im letzten Teile eine willkürliche Uebertragung und Entstellung.

Damit hat aber die Benutzung des Junius seinen Abschluß noch nicht gefunden. Die lateinische Erklärung von «micare digitis» resp. der niederländischen Phrasen «quo puer obstructis oculis diuinat quot alter digitos erectos habeat» hat weiter zur Bildung des Fischartischen Fi 194 «Rhat der finger» geholfen, ein Ausdruck der allerdings auch in dieser Form im Elsaß üblich gewesen sein wird, aber immerhin als unter dem Einflusse der Erklärung bei Junius entstanden anzusehen ist, denn auch er ist zu finden in einer aus Junius entlehnten Gruppe von mehreren Spielen und zwar als Zusatz in c.

Wir haben somit bewiesen, daß sechs Ausdrücke bei Fischart auf ein einziges Spiel bezüglich sind und für uns als ein Spiel gelten müssen.

Fi 96 «Lausen oder Noppen» = J 33 «Luysen oft noppen».

Auch diese Wiedergabe, so deutsch sie klingen mag, ist ein Produkt toller Spielerei. Fischart gibt sich keine Mühe dem Sinn nachzuspüren, oder besser, seine Ausdrücke lassen den Sinn nicht erkennen. Dieser Arsdruck stammt aus den Erklärungen des Junius von «Ostracinda».

«H o l o f t b o l / quod est Canum ne an planum: vel l u y s e n o f t n o p p e n: velut olim is diuinan dum obtinebat, N o x a n d i e s.»

Hier haben wir die gleiche Erscheinung wie oben. Auch den zweiten niederländischen Ausdruck «Hol oft bol» finden wir bei Fischart als

Fi 579 «Hol oder voll», diesmal keine willkürliche, sinnlose Bildung, sondern Fischart scheint sich hier die lateinische Erklärung «canum ne an planum» zunutze gemacht zu haben.

Damit nicht genug, er übersetzt auch den lateinischen Ausdruck «Nox an dies» mit Fi 196 «Nacht oder tag».

Irrtümlicherweise sieht Rochholz Fi 579 als einen Fischartischen Ausdruck an auf p. 424.

Fischart gibt uns also auch hier drei verschiedene Ausdrücke für ein Spiel, die er noch dazu sämtlich entlehnt hat.

Die Spielnamen bedeuten alle den spielartigen Gebrauch der Kinder, den Fischart schon als Fi 155 «Grad oder ungrad» und Fi 156 «Kreutz oder plättlin» bezeichnet, und der den

Zweck hat, einen oder mehrere zu bestimmen, die das Spiel eröffnen. De Cock en Teirlinck III, 109:

«Men werpt eenige muntstukken omhoog en laat raden kop of letter; meestal echter houdt men ze in de hand en laat raden paar of onpaar. Soms werpt men de muts omhoog en men raadt hol (opening naar boven) of bol».

Fi 193 «Der blinden Ku» = J 30 «T'blindeken, t'blindenspel».[1]

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Fischart durch Junius 30 «Myinda», wo diese niederländische Bezeichnungen zu finden sind, an dieses bekannte Spiel erinnert worden ist, gerade da der Fischartische Ausdruck eine Zusatzserie in c eröffnet.

Fischart hat also wohl den niederländischen Spielnamen verstanden und durch den ihm bekannten und entsprechenden Namen wiedergegeben.

Das gleiche Spiel heißt bei ihm auch noch an anderer Stelle Fi 20 «Plindenmâuß», das wir später (im nächsten Abschnitt) zu besprechen haben.

Fi 538 «Pfeifft oder ich such euch nicht» = J 1 «Pijpt oft ick en soeck v niet».[2]

Der Ausdruck Fischarts ist eine korrekte Uebertragung des niederländischen Spielnamens. Auch dieses Spiel nennt Fischart zweimal, denn es ist bereits in der ersten Ausgabe von 1575 (a) zu finden, Fi 577, und nochmals im Verzeichnisse als Zusatz in b (1582) = Fi 538.

So erstreckt sich also die Benützung der Namen auf alle drei Ausgaben.

Unter «Apodidrascinda» gibt Junius folgende niederländische Ausdrücke für dieses Spiel an, das unserm «Versteckels» entspricht.

«Apodidrascinda: B. Schuylwinckgen, schuylhoecxken / duykerken. Flandris, Coppen comt wt den hoecke. Brab. item pijpt oft ick en soeck v niet».

Alle die drei Hauptbezeichnungen des gleichen Spieles hat auch Fischart in sein Verzeichnis aufgenommen. «Schuylwinckgen» verdreht er zu Fi 578 «Schulwinkel», wodurch er einen falschen Sinn erzeugt, da man versucht ist «Schul» als «Schule» aufzufassen. «Schuyl» hat mit «Schule» gar nichts zu tun, denn «schuylen» heißt hier soviel als «verbergen».[3]

[1] De Cock en Teirlinck I, 118.
[2] De Cock en Teirlinck I, 155.
[3] Joh. Franck: Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal.

«Schulwinkel» kann also niemals als ein deutsches Spiel angesehen werden, das Fischart als solches aus dem Elsaß bekannt geworden wäre, deshalb ist es unrichtig, wenn Rochholz p. 404 das Spiel «Blinzimus» als bei Fischart «Schulwinkel» genannt zitiert.

Auch De Cock en Teirlinck (I, 152) zitieren nach Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, 562, das Fischartische «Schulwinkel» zu Unrecht. Fischart ist es in diesem Falle wirklich gelungen die Nachwelt irre zu leiten. Der Reihe nach wurde «Schulwinkel» als ein Fischartisches Spiel angesehen von Rochholz, Böhme, De Cock en Teirlinck.

Den zweiten niederländischen Namen hat Fischart als

Fi 539 «Kapp komm auß dem Häußcken»

wobei er «hoecke» = Winkel, Ecke falsch mit «Häußcken» überträgt; und als

Fi 580 «Hänlein komme aus dem winckelein», eine ganz richtige Uebertragung. Dieser letztere Ausdruck steht bereits in der ersten Ausgabe. Der andere, Fi 539, erscheint mit dem dritten aus Junius stammenden Ausdruck Fi 538 als Zusatz in der zweiten Ausgabe, so daß wir folgende Konstellation erhalten.

Fi 538 (b) = Fi 577 (a).

Fi 538 = Fi 539 (b) = Fi 580 (a) = Fi 578 (a).

Also wieder fünf Ausdrücke für ein einziges Spiel.

Heute heißt das Spiel in den Niederlanden «Verstoppertje». Zahllose Variationen dieses Spieles geben De Cock en Teirlinck I, p. 140 ff.

Fi 581 «Das Hänlin, hänlin hat gelegt» = J 43 «Cop cop heeft geleyt».

Der Ausdruck ist richtig übertragen, nur daß für Huhn (Henne) die Diminutivform «hänlin» gesetzt ist.

Junius beschreibt das Spiel unter «Schoenophilinda».

Es ist das niederländische «Neusdoeksken-achter-'t gat», eine Art «Plumpsack»-Spiel, das überall bekannt ist. (De Cock en Teirlinck I, p. 193; 184.)

Bei folgenden Ausdrücken ist es zweifelhaft, ob sie in Beziehung zu Junius stehen.

Fi 197 «Vergebens machen»; bedeutet irgend eine willkürlich von Fischart eingesetzte Phrase, vielleicht mit dem Sinne von «Steinausgeben».

Einen merkwürdigen Fall, der wahrscheinlich mit Junius in Zusammenhang zu bringen ist, bietet uns:

Fi 576 «Ritschen».

Dieser Ausdruck kommt in einer fortlaufenden Reihe aus Junius abgeschriebener Spiele vor. Es liegt so der Gedanke nahe, daß «Ritschen» eine unrichtige Wiedergabe von «Ritzen» ist, das Junius unter «Oscillum» erwähnt.

Ein Mißverständnis Fischarts ist wegen der vorhandenen ausführlichen Beschreibung bei Junius ausgeschlossen. Somit bleibt nur die Annahme einer absichtlichen Wiedergabe von «Ritzen» = schaukeln mit dem etwas ganz anderes bedeutenden «Ritschen» = gleiten auf dem Eise (unser «Rutschen»), für das Fischart noch zwei andere Ausdrücke am Schlusse von cap. 25 erwähnt: «Schleiffen, schleimen». (Siehe unten.)

Vielleicht ist auch

Fi 47 «Kônigs lôsen»

unter dem Einflusse der Erklärung des Junius von «Basilinda» entstanden, das niederländisch «T'coninexken speelen | een coninck maken» heißt (De Cock en Teirlinck I, p. 102), ein Spiel (deren es übrigens viele gibt), darin die Kinder einen König wählen, ihn «auslosen», wie z. B. in Fischarts Fi 173 «Ich bin Kônig, du bist Knecht».

Wir sahen, daß unsern Fischart auch bei der Benützung des Nomenclators «keine Skrupel noch Zweifel plagten», er nahm, was er nehmen konnte, und gab uns ein tolles Gewirr, wie er es nur geben konnte.

Der Rest der Spiele unserer Tabelle der Jugendspiele kann als Spiele betrachtet werden, die eigentlich allein für uns in Betracht kommen, da sie wahrscheinlich von Fischart aus dem Elsaß gesammelt worden sind. Diese nun zu besprechende Spielgruppe umfaßt die Ausdrücke, die man als wirkliche Kinderspiele ansehen darf. Wir werden sehen, daß ihre Anzahl gar nicht so erschrecklich groß ist, im Verhältnis zu dem 629 Ausdrücke umfassenden Gesamtverzeichnis, aber immerhin bedeutsam genug.

Zur bessern Uebersichtlichkeit werden wir uns bemühen, die Spiele ungefähr nach ihrer Art einzuteilen.

3. Abschnitt.

Die Spiele, die Fischart wohl nicht abgeschrieben, sondern aus dem Elsaß und auch wohl aus den Nachbarländern gesammelt hat.

a) Die Lauf-, Spring- und Fangspiele.

Wir besprechen diese Spiele so wie sie sich der Reihe nach aus unserer Tabelle der Jugendspiele ergeben.

Wir ziehen diese Spiele in einen Abschnitt zusammen, erstens, weil sie doch oft nicht so scharf getrennt werden können und zweitens, weil ihre Anzahl nicht so groß ist, als daß eine genaue Trennung, wie z. B. bei Rochholz und De Cock en Teirlinck, notwendig erscheinen könnte.

Fi 20 «Plinden mâuß».

Als «Blindmisels» und «Blindikûh» ist das Spiel im ganzen Elsaß bekannt. Es besteht gewöhnlich darin, daß man einem Kinde die Augen verbindet, welches nun darnach trachten muß, einen der Umhertanzenden zu fassen und seinen Namen zu erraten. Knaben und Mädchen beteiligen sich an diesem Spiele. (Fi 20 ist also identisch mit Fi 193.) Daraus ergibt sich auch die gleiche Bedeutung von

Fi 524 «Wessen ist die Hand, der Finger?»
Fi 25 «Du der Haß, ich der Wind».

Die Phrase bezeichnet das allgemein bekannte Fangspiel «Fanges» oder «Fangedissels» und scheint auf einen Wettlauf zwischen Wind und Hase zurückzuführen zu sein.

Als auf das «Fangedissels» oder «Versteckels» bezüglich ist auch anzusehen :

Fi 286 «Ich fang euch wo ich euch find».

Dieser Ausdruck ist eine Parallelbildung zu Fi 285, das er aus Rabelais abgeschrieben hat.

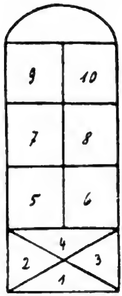
Fi 27 «In Himmel, in d'Hôll» = Fi 121 «Inn die Hôll».

Der zweite Ausdruck ist nur in a zu finden, während die vollständigere Form als Zusatz in b zu finden ist. Der Ausdruck bedeutet das bekannte Hüpfspiel «Himmel un Hell» oder auch «Paradiesels» genannt. Zahlreiche Variationen sind gebräuchlich z. B. «Sunda, Monda . . .», «E Juddespiel».

Einer größern Arbeit bleibt es vorbehalten, alle diese verschiedenen Namen zusammenzustellen.

Auf Straßen und Bürgersteigen begegnen wir oft diesem Spiel der Kinder, oder mit Kreide gezeichnete oder in den Sand gekratzte Figuren deuten darauf hin, daß man das Spiel soeben gespielt hatte.

Im Niederländischen heißt es «Hinkspel». De Cock en Teirlinck I, 309 ff. veranschaulichen durch zahlreiche Zeichnungen diese Figuren. Die gebräuchlichste Figur bei uns ist die folgende:



Es gilt dabei einen kleinen Gegenstand der Reihe nach in jedes der Kästchen zu werfen, ihm auf einem Bein nachzuhüpfen und ihn wieder zu holen.

Fi 28 «Der Wolff hat mir ein Schäflein gestolen, weil ich Käß und Brot will holn».

Dieses Spiel ist das bei uns sehr gebräuchliche Fangspiel, wo der Hirte seine Schäfchen heimruft: «Schäfele kumme alli ham.»

Die Schäfchen: «Mr kenne nit.»
D. H.: «Warum nit?»
D. Sch.: «Wejem Wolf!»
D. H.: «Was frißt 'r?»
Sch.: «Grien' Gras!»
H.: «Was süfft'r?»
Sch.: «Blöji Wolke!»
H.: «Schäfele kumme alli ham!»

Diese laufen alle zum Hirten und der «Wolf», der sich versteckt gehalten hat, sucht eines zu erhaschen. Vgl.: Rochholz, p. 408, Nr. 25 «Schôf-ûs! Wolf-g'seh!»

Fi 70 «Nun fah den Ball, eh er fall».

Dieser Ausdruck deutet allgemein auf das Ballspiel hin, das überall in mancherlei Arten von Knaben und Mädchen ge-

spielt wird: z. B. das gewöhnliche: «pelote au mur» («Blodemür»), «Schlaballes», «Ritterballes» oder «Balleritterles», «Riwer un niwer», «Kinni wer wirft, Kinni wer wirft», «Löchelspiel», «Striffeballis», «Dachballis», einen Namen, den schon Fischart kennt, cap. 39, p. 369: «Die so jm Schloß waren und ein weil mit dem Tachballen kurtzweilten»; alles Spiele der Knaben neben den zahlreichen Mädchenballspielen. Siehe E. Martin-Lienhart: Elsäss. Wörterb. Rochholz, p. 383 ff.

Auf das Ballspiel weist auch hin

Fi 75 «Ballenripotei».

Ripotei vom französischen Tripot = Ballspiel — Ballhaus, Ballspielhaus gebildet.

Es ist unwahrscheinlich, daß zu Fischarts Zeiten das Ballspiel schon so üblich bei den Kindern war wie heute. Seine Ausdrücke scheinen mehr das Ballspiel zu bezeichnen, wie es von den Erwachsenen in den Ballspielhäusern betrieben wurde, die allerorts bestanden. (Straßburg: Ballhausgasse. Siehe Seyboth: Le vieux Strasbourg.) Eine Beschreibung dieses Spieles findet sich bei Fischart selbst, cap. 57 p. 459. Gewöhnlich wurde der Ball mit dem Racket geschlagen: cap. 3 p. 57 und auch mit dem «britschahl»: Daniel Martin, Parlement Nouveau, Straßb. 1637.

Zu den Ballspielen ist auch

Fi 411 «Deß Apts und seiner Brûder»,

das nach Rochholz (p. 440) identisch ist mit «Der Abt von St. Gallen» zu rechnen.

Man schlug auch den Ball mit einem Kolben, worauf Fischarts

Fi 88 «Des Kolbens»

hindeutet.

Fi 74 «Der hupfelrei»

ist ein Kollektivname für die Hüpfspiele wie Fi 75 für die Ballspiele.

Fi 142 «Ein rusigen Dib fahen».

Ist wohl ein Fangspiel, bei dem es gilt einen andern, der sich das Gesicht geschwärzt hat, wie das ein Trick zur Unkenntlichmachung der Diebe ist, zu fangen. (Vielleicht hat das Spiel Aehnlichkeit mit Rochholzens «Schwarzer Mann», p. 376, welches auch bei uns als «Schwarzer Mann» oder «Wißmannier, Schwarzmannier» bekannt ist.)

Fi 221 «Nun geht dauon».

Vermutlich bezieht sich der Ausdruck auf ein Spiel, in dem die Kinder aufgefordert werden oder sich auffordern, fortzulaufen, um gefangen zu werden. Martin Luther kennt ein Sprichwort: «Wischt das Maul vnd g e h t d a u o n.»[1] Unmöglich ist es nicht, daß Fi 221 das Fragment eines derartigen Sprichwortes ist. Wegen der sehr knappen Form des Ausdruckes ist es schwer, hier einen endgültigen Entscheid zu geben.

Fi 338 «Deß Mörselstein tragens».
Fi 339 «Deß Venus Tempels».

Beide Ausdrücke bezeichnen das gleiche Spiel wie Fi 27 und Fi 121. Der Mörselstein ist eben der Stein, der geworfen wird und auch auf dem Fuße durch alle Felder getragen werden muß.

Fi 397 «Jeder Vogel inn sein Nest».
Fi 550 «Rebecca ruck den stul».

Diese beiden Phrasen weisen auf das allbekannte Spiel hin «Wo laft d'Scher? — Dort, laft sie ler!»

Rochholz, p. 449, Nr. 73, hat die Identität mit seinem ausführlich beschriebenen Spiele «Platzwechseln» richtig erkannt.

Fi 398 «Der Verzâuberin».

Dies ist unser Spiel «D'Hex im Keller». Die Mutter schickt ein Kind in den Keller, Butter zu holen. Es kommt voller Angst zurück und sagt: «'S isch e Hex im Keller!» Einem zweiten und dritten Kind geht es ebenso. Die Mutter geht nun selbst mit den Kindern und zeigt ihnen, daß ihre Furcht unbegründet war. Man geht aus dem Keller heraus, um einen Spaziergang zu machen. Ein Kind wird gezupft (von der folgenden Hexe) und sagt: «Mamme 's zopft mich jehme.» Die Mutter: «'s isch d'r Wind!» Die andern klagen ebenso, und nun sagt die Hexe: «Bonjour welle ihr e Priß?» und hält ein Büchschen Sand hin. Alle nehmen und laufen nun der Hexe rufend nach: «Hexepriß, Hexepriß». Die Hexe wird gefangen und verbrannt.

Das Spiel ist überall bekannt.

Fi 402 «Hupff in Klee»

ist die Bezeichnung für das Herumlaufen der Kinder auf dem Felde draußen.

---

[1] Luthers Sprichwörtersammlung. Von Ernst Thiele. Weimar. 1900.

Fi 406 «Unser Han der König, der streit ist gewonnen».

Im cap. 28, p. 307 der Geschichtklitterung spricht Fischart von der Herkunft des «knoblochhetzend Hanenkempffen». Hier meint er den wirklichen Hahnenkampf, jenes unschöne Vergnügen des Mittelalters. Ich glaube nicht, daß sein Spielname noch diese ursprüngliche Bedeutung hat, sondern daß er bereits das Spiel der Knaben besagen will, das heute noch «Hahnekampf» genannt wird.

Es bilden sich zwei Parteien, die je einen «Hahn» stellen, die sich nun, auf einem Beine hüpfend, die Arme über der Brust gekreuzt, bekämpfen müssen. Ist einer durch den Stoß gezwungen sich auf beide Beine zu stützen, so hat er vorloren.

Fischart nennt das Spiel nochmals cap. 26, p. 274 «des einbeinigen Thurniers».

Fi 456 «Widerfüren».

Es ist uns ein Spiel bekannt, das wir «Söjtriwerles» nannten. Einem Knaben banden wir einen Strick um den Fuß (gerade wie die Metzger und Bauern die Schweine führen) und trieben ihn vor uns her. Zog man fester an, so fiel der Angebundene wohl auch oft zu Boden. Ein ähnliches Spiel besagt sicher der Ausdruck Fischarts.

Fi 457 «Der letzt der ists».

Der Ausdruck ist ein bekannter Ausspruch im «Fanges» (beim Abschlagen) und «Versteckels». Derjenige, der zuletzt ankommt, muß suchen: «D'r letscht isch's». Das gleiche bedeuten die Fischartischen Phrasen

Fi 525 «Der erst herauß, der letzt drinnen»,
und Fi 476 «Der letzt ein Schelm».

Fi 466 «Zum zwire zum zware, der Vogel ist gefangen».[1]

So riefen die Kinder bei einem besonderen Fangspiel, das wir «Vögelverkaufen» nannten und einfach auch als «Vejeles» bekannt ist:

Den Kindern gibt man Vogelnamen. Ein Käufer kommt, will kaufen und muß den Vogel erraten. Während er mit Handschlägen bezahlt, sucht der Vogel wieder zu dem Verkäufer zu kommen. Der Käufer sucht ihn wieder einzufangen.

Auf dieses Spiel weist auch die Frage hin

Fi 530 «Wie gibst den Fincken»,

d. h. «wie teuer verkaufst du den Finken?»

[1] Nur in b ist dieser Ausdruck auch im Schlusse von cap. 25 zu finden.

Fi 494 «Verbergens».

Unser allbekanntes «Versteckels».

Fi 495 «Kinder außtheilen».

Dies ist ein bekanntes Spiel. Eine Anzahl Kinder stellt sich im Kreise auf. Jedes hat noch ein Kind vor sich. Nun geht der Käufer umher und fragt irgend eines der hinten Stehenden: «Frau, wollt ihr euer Kind verkaufen?» Antwort: «Viel lieber möcht' ich betteln laufen». Kaum ist die Antwort gegeben, so laufen die Kinder in entgegengesetzter Richtung um den Kreis herum. Wer zuerst bei dem verlassenen Kinde ankommt, ist Sieger und darf stehen bleiben.

Fi 498 «Roß machen».

Dieser Ausdruck ist nur in a im Verzeichnis zu finden, erscheint aber wieder als Zusatz in b Ende cap. 25. Das Spiel besteht darin, daß einer den anderen auf dem Rücken forträgt. Bei uns: «Rössels», «Ritterles».

Rochholz 466, Nr. 93 irrt sich, wenn er es identifiziert mit dem «Steckenpferd»-Spiel. Unberechtigt ist noch mehr, wenn er sein Spiel als das Fischartische «Pferdlin wolbereit» definiert, denn wir haben bewiesen, daß dies nicht von Fischart stammt und noch viel weniger das «Steckenpferd»-Spiel bedeutet.

Ganz unverständlich ist mir der weitere Ausdruck bei Rochholz «Ritschenroßmachen», das er auch als gleichbedeutend aus Fischart zitiert. Der Ausdruck ist bei Rochholz ein Wort. Im ganzen Verzeichnisse folgen die beiden Ausdrücke nicht aufeinander, was vielleicht Rochholz hätte irreführen können.

Aber am Ende von cap. 25 finden wir «Ritschen» (erst in c), «Roßmachen» zwei ganz verschiedene Spiele. Die Kontraktion «Ritschenroßmachen» deutet auf ein Mißverständnis Rochholzens.

Fi 543 «Kůle, kůhele gump nit».

Vielleicht liegt in diesem Ausdruck irgend ein Springspiel der Kinder, deren wir ja heute noch viele bezitzen, z. B. das «Seilspringen» oder «Seilgumpen» (Rochholz, p. 456, p. 82).

Fi 590 «Wolf beiß mich nicht».

Das ist unser Spiel «Fuchs Fuchs üß d'r Hehl» oder «d'r Deifel kummt allan erüß, eins, zwei, dreij» und das Rochholz p. 411, Nr. 29 unter «Fuchs aus dem Loche» beschreibt.

b. Die Reigenspiele.

Gewöhnlich werden diese nur von Mädchen ausgeführt und sind von Gesängen begleitet, von welchen die zur Bezeichnung des Spieles dienenden Ausdrücke Teile darstellen.

Fi 219 «Der Himmel hat sich umbgelegt». [1]
Fi 418 «Auff der brucken suppern inn glorie».
Fi 427 «Ritter durchs gitter».
Fi 264 «Die faule prucken», [2]

nur in a und dann Ende cap. 25 in b. Siehe Nr. 626.

Vergleicht man damit das identische Spiel Fi 299 «Der zerfallenen Brucken», das aus Rabelais stammt, so haben wir fünf verschiedene Bezeichnungen für das bekannte Spiel, das auch «die goldene Brücke» genannt wird.

Rochholz beschreibt das Spiel ausführlich (p. 373).

Unsere Kinder begleiten jetzt das Spiel mit einem Art Gesang, dessen Text vielfach französischen Ursprungs ist, und da er von den Kindern nicht verstanden worden ist, in der drolligsten Weise verzerrt wurde. So hören wir den Singsang:

«Passe paré silié, passe par là
Dirlorlosché restez ra!» =
(= Passe par ici, passe par là
la dernière y restera.) Straßburg.

Oder: «Servela-serüri, m'r schlupfe durch e Loch, e Loch». «Servela-serüri» ist köstlich entstellt aus «fermez la serrure». Schlettstadt.

Das letzte gefangene Kind wird, indem es sich auf die Arme der die Brücke oder das Tor bildenden legt, gefragt, zu welchem von beiden es wolle, und jenachdem muß es sich hinter einen der «Brückenpfeiler» stellen. Der eine ist der Himmel, der andere ist die Hölle. Am Schlusse verspotten die Engel die Teufel und singen:

«D'Engele werde getrawe,
d'Teifele werde geblotzt»;

was dann auch geschieht. Zu dem Brückenspiel sind auch die beiden Spiele Fi 481 «Schelmentrager» (siehe die Beschreibung: «Teifele werde geplotzt») und Fi 545 «Trag den Knaben» zu rechnen. Das letztere kann auch ganz gut unser «Bäbähäfele» bedeuten, das darin besteht, daß zwei Kinder auf ihren Händen ein drittes tragen, indem sie dazu singen: «Bäbähäfele, schiß ins Pfännele».

Das Brückenspiel ist eines der zahllosen Reigenspiele, die im Elsaß gespielt werden. Ich gebe noch einige mir bekannte Begleittexte an, die interessant wegen ihres französischen Wortlautes sind:

Die Kinder singen und tanzen im Ringelreihen:

---

[1] Rochholz 371.
[2] Nochmals Garg. p. 6/114, cap. 34/341.

«Reso, reso bonmarschelele
Quatro, quatro vingt Daniellele
Celui ci, celui là, Madmoiselle X. se türlatra».

Verderbt aus:

«Raisins, raisins, bon-marchés!
Quatre-vingts pour un denier
Celui-ci, celui-là, Mademoiselle X. se tournera».

Eine weitere interessante Verketzerung dieses Spruches ist:

«Rose, rose bonmerschelé
Quatre in dürenderelé
Silesi, silesa Mamsell X. se türlüra».

Ein anderer Singsang:

1. Ring
Sche a beau chateau (j'ai un beau . . .)
Madame, Madame Mirabeau
2. Ring
Laquelle prendrez-vous de ces jeunes demoiselles?
1. Ring
La plus belle (oder la plus sotte) qui s'appelle X.

Das trieb man so weiter, bis alle in einem Kreis standen.

In deutscher Sprache, die leider diese humorvollen Verdrehungen verdrängt, werden im Elsaß eine große Zahl der Reigenspiele gespielt, die Böhme aufgezählt hat. Diese Spiele sind international und können nicht spezifisch elsässisch genannt werden.

Solche sind: «Es steht ein Bauer im Feld» «Es kommt der Herr mit ei'm Pantoffel». «Es kam ein Bauer vom Bergesland».

Fi 364 «Es brent, ich lesch».

Vielleicht weist dieser Ausdruck auf das ebengenannte Reigenspiel «Es kommt ein Herr mit ei'm Pantoffel», (Rochholz p. 379) worin nach manchem Hin- und Herreden die Begleiter des Werbenden den Vater und die Begleiter der Braut bedrohen, ihnen das Haus anzustecken, worauf diese erwidern, «dann löschen wir's mit Wasser aus». Da das Spiel auch vielfach «Braut und Bräutigam» genannt wird, vermute ich, daß Fi 263 «Des Bräutgams» und Fi 479 «Der Braut» das gleiche Spiel bedeuten.

In den Kunkelstuben sind die Braut und der Bräutigam auch häufig handelnde Personen. Ein endgültiger Entscheid ist daher schwer zu treffen.

Betreffend «Des Bräutigams» hat Rochholz, p. 380, diese Meinung auch.

Fi 391 «Sie thaten all also».

Auch dieser Ausdruck bezeichnet ein heute noch weitverbreitetes Reigenspiel. In diesem Reigenspiel werden pantomimisch Vorgänge aus dem täglichen Leben angegeben, in dem die Kinder singend im Kreise herumtanzen.

Zu diesen Reigenspielen gehört auch das bekannte

«Fi 409 Der Baur schickt sein Jockel auß».

(Fr. M. Böhme, p. 264.) Rochholz rechnet dieses alte Märchen vom Jockele zu den Spieltexten. Es ist vielmehr der Text zu einem Reigenlied der Kinder. Siehe näheres bei Rochholz und Böhme.

Fi 391 scheint ein Teil des Reigenliedtextes zu sein, der beginnt mit

Fi 455 «Adam hett siben Sön»

(Fr. M. Böhme, p. 494) und bei uns lautet:

Adam hatte sieben Söhne,
sieben Söhne hatt' Adam.
Sie aßen nicht, sie tranken nicht,
sie machten alle so wie ich:
Mit den Köpfchen nick, nick, nick,
mit den Fingern tip, tip, tip,
mit den Füßchen trapp, trapp, trapp,
mit den Händchen klapp, klapp, klapp.

Jedesmal werden die entsprechenden Bewegungen gemacht. Rochholz behauptet auf p. 378, daß der Sprung beim Totentanz (Fi 318 «Deß Todendantzes») nach der Melodie von (Fi 455) «Adam hett siben Sön» geschehen sei und daß dieser Tanzspruch gleich mit dem «des Totentanzes» stehe. Diese Behauptung ist mehr als zweifelhaft, und es ist mir vollständig unklar, wie Rochholz Fi 318 mit Fi 455 zusammenbringen konnte. In der heutigen Form erinnert doch dieser harmlose Kinderreigen an keinen «Totentanz» mehr.

Bei den fortwährenden Veränderungen, denen gerade diese Reigenspiele ausgesetzt sind, bei den ungenauen Angaben Fischarts ist es eben sehr schwierig, manche Phrase aus diesem Teile unumstößlich zu definieren. Doch müssen wir uns einmal entscheiden, sonst werden wir nie zur Erkenntnis kommen und immer im Ungewissen bleiben. Hier erwähne ich

Fi 253 «Wickerlin, weckerlin, wilt mit mir essen bring ein Messer.

Die einzige Phrase Fischarts, die sich auf einen Reimspruch der Kinder bezieht, also kein eigentliches Spiel bedeutet. Vgl. A. Stöber, Elsäß. Volksbüchlein 1842, p. 20, Nr. 30.

An den Schluß dieses Teiles setzen wir den Ausdruck

Fi 408 «Es giengen drey Jungfrauwen».

Er bezieht sich auf den größeren Spieltext «Die drey Mareien» Rochholzens, den er p. 139 in ausführlicher Weise bespricht, und dessen mythologischen Ursprung er in schöner Weise darlegt. Rochholz stellt ihn an die Seite des Spieles «Joggeli» (= Der Bauer schickt sein Jockel aus).

Bei uns ist der Spruch heute noch als «Abzählreim» und auch als Spieltext üblich. Stöber, Elsäß. Volksbüchlein, p. 30, erwähnt einen Spielreim, in dem von drei Jungfrauen die Rede ist.

c) Die einfacheren Spiele und die Spiele, die «inns Feld gehörten zuüben».

Wir vermeiden absichtlich eine genauere Einteilung, weil es uns zu pedantisch erscheint, die Kinderspiele, diese Blüte kindlichen Betätigungsdranges, von spitzfindigen Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Fi 32 «Der Vnfur» und Fi 81 «Tölpeltrei».

Sie sind die allgemeinste Bezeichnung der Tollheiten, die den Buben oft das größte Vergnügen bereiten. Im cap. 5, p. 99, finden wir ein Beispiel hierfür: «Bei den Oren auffheben und Rom zeigen». Heute heißt das: «'s Fier im Schwarzwald zeije».

Fi 84 «Der Girlande».

In diesem Ausdruck glauben wir das bekannte Spiel «Das Kranzwinden» erkennen zu dürfen, das in manchen Spielliedern verherrlicht wird. Das gleiche besagt auch wohl die Frage:

Fi 135 «Was für Blumen gebt ihr mir zum krantz?»

Im Elsaß spielen die Kinder, eigentlich nur die Mädchen, ein Spiel, das «Sträußchen binden» oder «Strissele mache».

Auch Fi 159 «Hårlin zupffen»[1] ist ein bekanntes

---

[1] Vgl. darüber Rochholz, p. 458. Er zitiert aus Geiler v. K., «Evangelibuch», Bl. 188 b:

«Hast du nie gesehen das die buoben in der schuol wetten etwan mit eim, sie wellen im drei oder vier har vßziehen vnd muß er sie nit enpfinden, vnd wen er ziehen wil, so schlecht er in vor an ein backen, vnd der streich thuot im so wee, daz er der har nit enpfindet vßzeziehen». Dies kann ganz gut auch das Fischartische «Hårlin zupffen» bedeuten. Aber welchen Zusammenhang sich Roch-

Spielvergnügen, das die Kinder heute noch «Härelezupfe» nennen.

Fi 160 «Ich fisch in meines Herrn tåuch».

Mehrere Kinder sitzen um einen Tisch herum und strecken nach einem Punkte hin je einen Finger zusammen. Ein anderes spricht die Formel : «Fische, fische, auf meines Herren Tische, ich hab' die ganze Nacht gefischt und keinen einzigen Fisch erwischt.» Beim letzten Wort sucht der Sprechende einen Finger zu erhaschen. Diese Art des Spruches zeigt uns, wie «Teich» bereits sinnlos zu «Tisch» geworden ist.

Fi 161 «Des schůlins».

Dieses Spiel ist das gleiche wie Fi 185 «Des Schupletzers» = Ra 65 «au savatier».

Im Elsaß ist es sehr bekannt unter dem Namen «Schlappe süeche» oder «Schlappels» (Heiligenstein). Wir nannten es mit dem Anfange des Liedes, das wir dabei sangen : «Schakebl, Schakebl, d'r Schüeh isch gebebbelt, 'r lejt schun lang im Lumpesack.» Anderwärts heißt des Spiel ebenfalls nach einem Ausrufe dabei : «Gottlob, gottlob, der Schüeh isch fertig !»

Fischart nennt es nochmals

Fi 464 «Schüchle bergen».

Mehrere Knaben setzen sich in einem Kreis zusammen auf den Boden, ziehen die Kniee krumm und verbergen darunter ihre Hände. Sie stecken sich unsichtbar für den Suchenden einen Schuh, einen Pantoffel oder einen Socken zu, den ein anderer zu finden trachtet. Dabei werden obige Aussprüche benutzt, um den Suchenden anzufeuern.

Das gleiche Spiel heißt auch

Fi 480 «Schuch pletzen».

Rochholz, p. 410, irrt sich, wenn er «Schüchle bergen» nur wegen eines ähnlichen Vorganges bei seinem Spiel «Hühnlein braten» mit diesem gleichsetzt.

Nehmen wir noch den aus Rabelais übertragenen Ausdruck hinzu, so haben wir wieder vier Namen für ein Spiel.

---

holz mit «Keilklotzen» gedacht hat, ist mir unklar. Rochholz scheint sich hier zu irren. Falsch ist es direkt, wenn er es gleichsetzt mit Fischarts «Rhat, wer hat dich geschlagen». Das hat doch mit «Hårlin zupffen» nichts zu tun und dieses nichts mit «Keilklotzen».

Fi 162 «Heimlich seitenspil ungelacht».

Dieses bekannte Vergnügen nannten wir «Stummelemüsik» und bestand darin, daß wir, eine ganze Gesellschaft, uns zusammensetzten und nun unter den komischsten Gebärden die verschiedensten Instrumente «stumm» spielten. Wer lachte, mußte ein Pfand geben.

Daß das Spiel weit verbreitet war, beweist sein Vorkommen und seine ausführliche Beschreibung in einem kleinen Büchlein, das mir durch Zufall in die Hände fiel. Bruder Lustigen: Alle Arten von Scherz- und Pfänderspielen, Nr. 23, p. 63. O. J.

Fi 303 «Deß Teuffels Music».

Das Spiel ist das Gegenstück zu dem eben genannten. Gilt es dort zu schweigen, so hat man bei diesem das größte Vergnügen daran, den tollsten Lärm auf Deckeln, Blechkannen, Trommeln zu vollführen. Oft wird dieses ohrbetäubende Vergnügen auch «Katzemüsik» genannt.

Fi 165 «Ist Weichsel reiff».

Ich glaube, daß dieser Ausdruck das gleiche Spiel bezeichnet, das im Elsaß gebräuchlich ist unter dem Namen «D'r Pfeffer isch gewachse, eins, zwei, drei» oder «Gepfiffert, gepfeffert, d'r Has het g'lait». (Heiligenstein.)

Dabei gilt es irgend einen versteckten Gegenstand zu finden.

Fi 166 «Steyn außgeben».

Die Kinder sitzen in einer Reihe. Eines geht die Reihe entlang und gibt scheinbar jedem einen in der Hand verborgenen Stein. Ein zweites Kind darf dreimal den unbekannten Empfänger des Steines erraten. Darauf vergibt das Kind den Stein nochmals. Das Suchende ist erlöst, wenn es den Stein findet. Das Spiel wird besonders von Mädchen gespielt und heißt bei uns «Jungfrau such den Edelstein».

Fi 463 «Stein verbergen».

ist das gleiche Spiel. Fischart spricht nochmals davon cap. 20, p. 233, wo er es herleitet aus der Sage von Paris und dem goldenen Apfel. Damit hängt auch der weitere Ausdruck für das Spiel zusammen:

Fi 367 «Der schönsten den stein».
Fi 171 «Haspeln».

Besagt wohl das allgemeine Klettern der Buben auf Bäume und an Stangen hinauf, wie es heute noch auf den Jahrmärkten üblich ist. Im cap. 26, p. 274, erwähnt Fischart eine Reihe

von Bewegungsspielen. Da «Haspel» auch die Garnwinde am Spinnrocken bedeutet und Fischart hier von dem Spiel «der Garnwind» redet, das bei uns «Garnwinden» und «Schlängels» heißt, ist es möglich, daß Fi 171 auf dieses Spiel zu beziehen ist. Die Kinder bilden eine Kette. Das Kind an einem Ende bleibt stehen, und die andern werden «aufgewunden». Das «Abwinden» geht sehr schnell, wobei die Kinder oft zu Falle kommen.

Fi 173 «Ich bin König, du bist Knecht».

Es ist das gleiche Spiel, das Geiler von Kaysersberg «Herr, der kunig, ich diente gern !» nennt und über welches er im Jahre 1507 Predigten hielt.

Ausführliche Beschreibung bei Rochholz, p. 435.

Fi 174 «Des deitens on reden».

Zwei Kinder machen vor einer Gesellschaft pantomimische Gebärden von irgend welchen Gebräuchen, welche diese nun zu erraten suchen.

Bei uns heißt das Spiel gewöhnlich «Handwerkerles». Die Kinder deuten ein Handwerk an, das die andern erraten müssen. (Siehe oben Abschnitt 1, Fi 302.) Das gleiche besagt :

Fi 212 «Der Contrafeitischen Geberden».

Die Bedeutung liegt im Ausdruck. Auf dieses Ratespiel oder ein ähnliches ist auch

Fi 531 «Wer was weiß der sags»

bezüglich.

Fi 179 «Schlägels».

Es ist möglich, daß Fischart damit unser allbekanntes Knabenspiel meint, das jeder Knabe als «Kinné» kennt. Andere Namen sind «Bämberlis» (Bischweiler), «Knüpphölzel» (Niedersteinbach). Der «Kinné» ist ein an beiden Enden zugespitztes Holzstäbchen. Mit einem längeren Stock, «d'r El», wird er fortgeschlagen.

In der Stadt ist das Spiel verboten worden ; draußen auf dem Lande ist es aber noch zu finden.

Fi 198 «Gäulchen laß dich beschlagen».

Der Ausdruck sagt schon, worin das spielartige Vergnügen besteht. Die Buben ahmen ja so gern den Beruf der Alten im Spiele nach. So auch hier. Das Vergnügen ist überall bekannt. Wir nannten es «das Rössel b'schlawe».

Fi 208 «Meister hemmerleins nachfahr».

Hierin zeigt sich ein Anklang an die Geschichte vom Meister Hämmerlein, der überall etwas zu flicken hatte. Wir ahmten ihn im Spiele nach und sagten, wir wollen «Meister Hämmerlein spielen».

Es ist kein rechtes Spiel, sondern mehr ein spielartiges Vergnügen, eine Art Zeitvertreib.

Fi 214 «Mal das Môrlin».

Der Ausdruck bedeutet «zeichne (male) das Schweinchen». Damit haben wir die sonderbare Erscheinung, daß ein sehr einfaches Spielvergnügen sich Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Es ist heute noch ein weit verbreitetes Spiel, das sich folgendermaßen abspielt: Während folgender Rede zeichnet ein Kind immer das, was es sagt:

«Da steht ein Wirtshaus»: (Es zeichnet ein Dreieck) 

«Da sitzt ein Mann drinnen, der sich volltrinkt»: (Ein Punkt im Dreieck.) 

«Der Mann geht fort»:  (Ein Strich am Dreieck.)

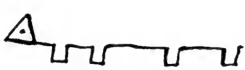
«Er stürzt in ein Loch»: 

«Er legt sich lang hin»: 

«Er steht wieder auf»: 

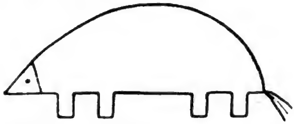
«Er geht weiter»:  u. s. w.,

bis er viermal hingefallen und wieder aufgestanden ist und folgende Figur entsteht:



Dann geht er weiter und muß sich plötzlich übergeben, und

mit einem Bogen nach der Spitze des Wirtshauses zu zeigt das Kind im Bilde, was ein solcher Mann ist.



Diese Spielerei scheint also schon Fischart gekannt zu haben.

Fi 238 «Was stilstu? Thaler, Taler.»
Fi 239 «Was seind wir? Stockfisch.»

Diese Fragen weisen auf eine Art Vexierspiel hin wie Fi 428 «Das spill ich auch, ich auch, die Sau aß ein treck, ich auch», das heute noch üblich ist. Ein Kind muß auf die Rede eines andern immer mit «ich auch» antworten, wodurch gewöhnlich heitere Situationen entstehen. Den gleichen Charakter trägt auch das sehr bekannte Spiel «Alle Vögel fliegen hoch!» Dieses ruft ein Kind, und alle andern müssen die Hände hoch heben, solange das eine Kind ein Tier nennt, das fliegen kann. Ruft es aber plötzlich z. B. «Ochs», so muß das Kind, das nicht aufgepaßt und die Hände in die Höhe gehalten hat, ein Pfand geben.

Alle diese Spiele will Fischart mit seinem Ausdruck

Fi 429 «Poselleich»

bezeichnen.

Ueberall bekannte einfache Spiele sind Fi 245 «Des körblin machens», dessen Bedeutung aus dem Ausdruck hervorgeht. Blätter und Kletten werden dazu verwendet.

Ebenso Fi 247 «Kram außlegen», das die Kinder «Verkaufes» nennen. Alle möglichen Waren, «Kiechele» aus Sand und «Mehl, Salz, Pfeffer» aus gestampften, zerriebenen Ziegelsteinen werden hierbei zum Verkaufe ausgeboten. (Bei Rochholz, p. 423: Geiler von Kaysersberg «Von den 15 staffeln» Brösamlin.)

Fi 383 «Teller im Kübel abschlagen».[1]
Fi 404 «Teller von der stangen schlagen».

Beide Ausdrücke besagen wohl ein Spiel, das bekannte «Topfschlagen», das auf den Jahrmärkten noch anzutreffen

[1] An die Stelle des Tellers tritt oft ein «Topf», worauf Rabelais' Ausdruck «au casse pot» hinweist. Doch ist Rochholz, p. 447,

ist.[1] Eine Reihe solcher Spiele führt Fischart cap. 26, p. 281, an, unter andern auch das bekannte «Eierlaufen». Die Spiele sind zu bekannt, sodaß wir über eine Beschreibung hinweggehen können.

Auch Fischarts

Fi 384 ‹Deß Sackzuckens›,

das Wettlaufen in einem Sacke stehend, ist bei Jahrmärkten und Vereinsfestlichkeiten zu beobachten.

Fi 304 ‹Wie viel deß krauts umb ein Heller?›

Diese Frage stammt aus dem «Verkaufespiel» der Kinder, wie es allerorts anzutreffen ist. Es ist also zu Fi 247 zu zählen. (Rochholz, p. 423.)

Fi 306 ‹Deß Bilgramsteurens›.

Rochholz, p. 438, erwähnt, daß das «Pilgram aussteuern» noch in Schlesien gilt: «Der Pilger muß den Pförtner des heiligen Grabes erraten, sonst wird er zum gelobten Lande hinausgeplumpsackt». Er zitiert diese Beschreibung nach G u s t. F r i t z, Gesellige Kinderwelt, Breslau 1850, 36. Es ist schwer zu sagen, ob das Spiel auch so bei uns benannt wurde.

Fi 350 ‹Raht wer hat dich geschlagen?›

Ein heute noch überall gebräuchliches Spiel, das wir in Straßburg oft genug geradeso spielten, wie es mir aus Reipertsweiler bekannt geworden ist.

Ein Kind legt seinen Kopf in den Schoß des andern. Ein drittes schlägt ihm auf den Rücken und frägt: «Rate, wer hat dich geschlagen?» Hat das Kind recht geraten, so muß das dritte an seine Stelle knieen.

Das gleiche Spiel nennt Fischart in etwas umständlicherer Form:

Fi 50 ‹Wer hat dich geschlagen, ist mir leid für den schaden, ich reche mein unschuld.›

Stöber, Elsäß. Volksbüchlein, p. 29, Nr. 49.

---

nicht berechtigt für sein ‹Geschirr- oder Topfschlagen› Fischarts Fi 259 ‹Brich den Hafen› zu zitieren, da dieser Ausdruck aus Rabelais übertragen ist, somit nicht der Name eines deutschen Spieles bedeutet.

[1] Dort ist auch noch das bekannte Eierlaufen üblich, das auch Fischart kennt, cap. 28, p. 310: ‹daß man vmb die Eyer wettlauffet›. Rochholz, p. 456.

Fi 365 «Jungfrau küssen».

Bei gewissen Spielen müssen die Kinder Pfänder geben, die sie durch verschiedene ihnen auferlegte Aufgaben einzulösen haben. Häufig muß das eine dem andern einen Kuß geben.

Fi 375 «Rahtet jhr, was stund im brieff?»

Ein Gesellschaftsspiel bei uns heißt «Briefträgerles». Mit diesem wird wohl Fi 375 identisch sein. Rochholz irrt sich, wenn er auf p. 380 behauptet, das Spiel sei identisch mit dem Reigenspiel «Es kommt ein Herr mit eim Pantoffel». (Fi 364). Seine Behauptung gründet sich auf den Umstand, daß in dem schweizerischen Spieltext vom «Briefschreiben» die Rede ist.

Fi 382 «Wer das nicht kan, kan nicht vil».

Die Kinder sitzen in einem Kreis herum. Das eine macht irgend eine Gebärde, die nun die andern nachzumachen haben, indem es spricht: «Lirum larum Löffelstiel, wer das nicht kann, der kann nicht viel.» (Rochholz, p. 28.)

Bevor wir nun zu den besonderen Spielen mit bestimmten Gegenständen kommen, wollen wir die wenigen Ausdrücke aufsuchen, die eine Art Wortspiel bedeuten, und die dazu dienen, gewöhnlich den «Anfangenden» zu bestimmen. Zu der ungeheuren Anzahl von Abzählreimen (deren ich eine Menge gesammelt habe und deren viele in Stöbers Volksbüchlein zu finden sind) gehört

Fi 241 «Das Abc reimen».

Der entsprechende Zählspruch heißt:

«A b c die Katz lejt im Schnee,
D'r Schnee geht eweg
Die Katz lejt im Dreck.»

Ein Spiel für sich und zugleich ein Vorspiel zu andern Spielen ist auch

Fi 415 «Knopff oder spitz».

Siehe Fi 155 «Grad oder ungrad», Fi 156 «Kreutz oder plättlin» und Fi 196 «Nacht oder tag». Alle diese Ausdrücke sind identisch. Dazu gehört auch

Fi 490 «Zeichen oder unzeichen».

Ebenso als selbständiges Spiel wie auch als Mittel zur Bestimmung eines «Ersten» ist

Fi 493 «Helmlin zihen»

anzusehen.

Hälmchen von verschiedener Länge werden mit der Hand oder mit der Schürze bedeckt. Wer das längste herauszieht, ist Sieger. (Redensart: «Den Kürzeren ziehen.») Das Spiel ist sehr alt. Meister Altswert nennt es «Zwei spilten greselis».

Fi 491 «Pfenning im Buch pletern».

Ein Knabe versteckt in einem Buche einen Pfennig, ein Stückchen Silberpapier oder eine Briefmarke und läßt einen andern darnach «stechen» mit dem Finger oder einer Nadel.

Das Spiel kennt fast jeder Knabe. Vgl. Rabelais 56 (Fi 151) «a primus secundus».

Fi 497 «Käß trucken».

Rochholz beschreibt das Spiel richtig: «Zwei Parteien, in einer Linie stehend oder sitzend, suchen einander aus der Stellung zu schieben».

Bei Rabelais heißt das Spiel «a la boutte foyre» und «a boute hors». (Esm. et E. Joh., note 73.) Bereits als sprichwörtliche Redensart bei Fischart cap. 8, p. 146 zu finden: «Was truckst den Käß? es gehn vil gut Schaf in einen engen stall.»

474 «Faul eisen».

Ist das unser Spiel «Vaddr, i hab kan Ise meh», das auch in der Schweiz so heißt und ein Fangspiel bedeutet? (Rochholz, p. 406.)

Fi 501 «Der Träum».

Ein Spiel, bei dem sich die Kinder die Träume erzählen und deuten?

Fi 502 «Des beichtens».

Ein Kind geht vor die Türe. Die übrigen überlegen sich drei Gewissensfragen. Dann holt man das Kind herein und läßt es dreimal mit «Ja» oder «Nein» antworten, ohne ihm vor der Antwort die Frage mitzuteilen. Dabei gibt es komische Komplikationen.

Einen religiösen Hintergrund hat auch

Fi 505 «Der Sünden buß».

Das büßende Kind muß sich auf einen Stuhl (das Lasterstühlchen) stellen. Die anderen treten hinzu und lassen es allerlei Bewegungen ausführen; z. B. eine lange Nase machen, ein Bein in die Höhe heben usw. Das Büßende muß sich alles gefallen lassen.

Eben solchen Charakters ist

Fi 521 «Mönchsgebett»,

wobei die Kinder das Beten der Mönche nachahmen.

Fi 516 «Wer Ja und Nein sagt».

Dieser Ausdruck bezeichnet einen Teil aus der Rede bei einem heute noch überall bekannten Gesellschaftsspiele (vornehmlich der Mädchen). Ich erinnere mich der Rede:

«Es kommt ein Jude aus Paris, hat wunderschöne Sachen, verbietet ja und nein zu sagen, das Weinen und das Lachen.» Dabei sucht der Verkäufer die andern zu diesem Verbotenen zu verleiten. Die Strafe dafür ist ein Pfand, das nachher ausgelöst wird. Auch elsässisch:

«Köijelhopf uff'm Dach
Wer schmollt odder lacht,
D'Zähn pfleckt,
D'Zung erüß streckt,
Der müeß e Pfand gänn.»

(Stöber, Elsäß. Volksbüchlein, p. 28, Nr. 48.) Vielleicht hat Rochholz Recht, wenn er Fi 308 «Seit ir die braut von Schmollen, so lacht mir eins» als das Spiel «Lachen verhalten, Gramüseli machen» ansieht.

Ein Verspottungsspiel scheint

Fi 503 «Deß Schulmeisters mit der langen Nasen»

zu sein, wobei die Kinder den typischen Schulmeister mit der allzu langen Nase parodieren.

Fi 549 «Hütlin, hütlin durch die bein».[1]

Es ist das Spiel, das wir «Schwälwäles» nannten. Mit dem geknoteten Taschentuche oder unsern Mützen galt es möglichst weit unter den gespreizten Beinen eines Knaben hindurch zu werfen.

[1] Einen anderen Namen finden wir cap. 26, p. 274: «des Jungfrauwurffs durch die bein». Nochmals genannt p. 16: «Blindmeuß und Hütlinspiler».

Vielleicht sind als solche Spiele auch die folgenden Ausdrücke zu betrachten:

Fi 26 «Ich hang, ich hafften» (als Zusatz in b); nochmals genannt Fi 393. Ohne einen besonderen Namen zu kennen, erinnere ich mich eines Spieles, bei dem wir einem andern, der uns fangen sollte, zuriefen «Ich häng, ich häng» und uns stellten, als kämen wir nicht los. Näherte er sich uns, so liefen wir davon, um nicht eine «Batsch» zu bekommen.

Unklar sind mir die nur in a im Verzeichnisse vorkommenden Ausdrücke Fi 181 «Håublins» (bereits in a ist auch Fi 478 «Håubeln» zu finden, das mit diesem «Håublins» wohl identisch sein wird), Fi 182 «Der weissen Tauben» geblieben. Fi 181 = Fi 609 «Håublins» (am Ende von cap. 25). Danach ist es ein Spiel, das im Freien gespielt wurde. Ebenso ist an dieser Stelle (Fi 624) nochmals Fi 182 genannt.

Auf ein Versteckspiel weist auch Fi 366 «Im sack verbergen» hin; der Ausdruck ist so allgemein gehalten, daß es schwer ist, in ihm ein besonderes Spiel zu erkennen.

Damit kommen wir nun zu einer Gruppe von Knabenspielen, die draußen im Freien gespielt wurden.

Fi 386 «Fudum» (in b die Mor ist im Kessel). Fi 413 «Sau treiben».[1]

Beide Ausdrücke bezeichnen das gleiche Spiel, das noch an anderer Stelle Fi 215 «Der Sau» genannt wird. (Siehe Fi 313 «Deß Bischofsstabs».)

Wir nennen das bekannte Spiel heute «Söjballes» oder «Mortriwe». Es wird geradeso gespielt wie das schweizerische «Moor-um» oder «das Morenjagen», das Rochholz ausführlich beschreibt. Unter den Spielen, die auf der Gallenmatte zu Straßburg bei Gelegenheit des Kongresses für Jugendspiele 1907 abgehalten wurden, konnten wir das Spiel «Sauball» auch beobachten.

Ein weiteres beliebtes Spiel der Knaben ist

Fi 389 «Der Geyß hûten»,

auch als «Geiswerfe» und «Geisuffsetzers» heute noch bekannt. Am Schlusse von cap. 25 nennt Fischart es nochmals Fi 617 «Hirt setz Geyß auff» (Zusatz in b). Nur in a ist Fi 462 «Hirt sez gais auf» zu finden. In der ersten Ausgabe also standen Fi 389 und Fi 462. Das Spiel gehört zu unsern ältesten Heimatspielen. Zu finden ist es auch im Pfingstmontag von Arnold III, 1 unter andern bekannten Vergnügungen unserer Knaben.

---

[1] E. W. I, 103 «D'Mohr süeche». Rochholz, p. 395.

Dieses Knabenspiel gab schon Thomas Murner (Narrenbeschwörung) Anlaß zu einer allegorischen Betrachtung über «Mit gott der geiß hietten», wobei er nähere Angaben über das Spiel macht, die wir aus folgenden Zeilen zusammenstellen wollen:

V. 10 «Springt die geiß, dů můßt sy suchen».
V. 13 «Wen du die geiß gesetzet hast».
V. 15 «Biß wir sy werffendt wider vmb».
V. 27 «Und du in vffrecht stellest wider».
V. 54 «Do du der geiß nym hietten kundst».
V. 84 ff. «Wann du es aber thettest nit,
Erloufft er dich in glychem trit,
Und riert dich mit sym stecken an,
Dann miestu selbs an die arbeit stan
Und hietten also lang als er.»

Bis heute hat sich das Spiel in dieser Art erhalten, was aus der Schilderung bei Martin-Lienhart, Elsäss. Wörterb. I, 236, hervorgeht. Es ist von Interesse, die beiden Beschreibungen, die mehrere Jahrhunderte auseinanderliegen, einander gegenüberzustellen.

«Ein Gestell, von einer Weide abgeschnitten, bei der drei Aeste von einem Punkte ausgehen. Das Gestell wird über einen Stein gestellt, der den Melkkübel darstellt; dann werfen die Knaben darnach, einer hütet und muß die umgeworfene Geis immer wieder aufstellen. Während dessen holen die andern ihre Stöcke wieder; berührt der Hüter dabei aber einen mit seinem Stock, so muß dieser seine Stelle einnehmen.»

Das Pendant zu diesem Spiele der Knaben auf dem Lande ist unser städtisches Spiel «Steinböckels», wobei es gilt einen Stein umzuwerfen. Sonst genau wie «Gaisuffsetzers».

In der Schweiz ist das Spiel auch bekannt als «das Geißen». Rochholz, p. 446.

Hat der Ausdruck schon bei Murner eine Verwendung im übertragenen Sinne gefunden, so ist er heute schon in das Gebiet der sprichwörtlichen Redensarten eingedrungen, z. B. «Wie m'r d'Gais annimmt, mueß m'r si au hüete.» (Els. Wörterbuch I, 236. E. Stöber, Neujahrsbüchl. 1824, 21.)

Fi 399 «Hurnaus»

(Nur in der ersten Ausgabe an dieser Stelle.) Als «Hurrnauß» (Fi 618) kehrt das Spiel als Zusatz in b wieder; hier begegnen wir auch einem andern Namen Fi 610 «Habergaiß ziehen»,[1] das im Verzeichnisse nur in der ersten Ausgabe

[1] Garg. cap. 38, p. 366: «rådelt wol hundertmal herumb, wie ein Habergeiß».

(a) zu finden ist. (Fi 412). Fi 399 und Fi 412 sind also aus dem Verzeichnisse in den Schluß von cap. 25 gewandert.

Die Ausdrücke «Hurnaus» und «Hawergais» (Arnold, Pfingstmontag III, 1) sind heute noch im Elsaß üblich. Die «Hawergais» ist eine Art Brummkreisel; daher auch «Hurnaus» = Hornisse genannt wegen des Brummens. Darauf deutet auch die Stelle Garg. cap. 7, p. 122: «Hurnausenstürmig und Brämenschwirmig». Nochmals sind beide Ausdrücke genannt cap. 2, p. 51:

«Hôrt, langt mir fûr solch h u r n a u s k ô b f f, Ti schnur zu klos, tobff, hawergaisen, Ich will sie schnurren, murren weisen.» Hier haben wir die a u c h h e u t e n o c h a l l e g e b r ä u c h l i c h e n A u s d r ü c k e für das Spiel mit dem Kreisel vereinigt. (In Heiligenstein sind die Ausdrücke gebräuchlich «Dopfes, Hawerkiesel, Kloß, Hürlebü.)

Rochholz, p. 452. In der Schweiz bedeutet «das Hornissen» ein ganz anderes Spiel, welches mir im Elsaß als das Spiel «Jick Jack» bekannt geworden ist, nur daß an Stelle der Scheibe ein kleiner Knüppel fortgeschleudert wurde. (Niedersteinbach, vor 50 Jahren.)

Diese Bedeutung hat das Fischartische Spiel nicht.

Mit «Habergais» und «Hurrnaus» bezeichnet man das Spiel mit einer besonderen Art Kreisel, der mit Hilfe einer Schnur in Rotation versetzt wird. Eine Abbildung dieses Spieles mit einer Beschreibung in Versen allegorischen Inhaltes finden wir auf einem einfachen Blatt aus dem Jahre 1632, das auf der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek mir bekannt geworden ist. Es trägt den Titel «Kinderspiel oder Spiegel dieser Zeiten. Straßburg 1632.» Am Kopfe befindet sich ein Holzschnitt, der im Vordergrund spielende Kinder, im Hintergrund uns das Straßburger Münster zeigt. Das Blatt ist außerordentlich interessant, zumal es Spiele aus dem alten Straßburg veranschaulicht.

Fi 414 «Kluckern, schnellkugeln»

ist das bekannte, in zahlreichen Variationen vorkommende Spiel, dessen hauptsächlichsten Namen bei uns sind:

«Schneller, Stunze, Kejele, G'stinge». Besondere Spiele sind: «Bläbbers; Kiweles; grad oder ungrad; wickele wäckele in wellere Hand; Wändels; zeh, zwanzig, drissig; Bureaus» usw.

Auf dieses spezielle Spiel weist Fischarts weitere Phrase

Fi 416 «Inn kauten, kautenfaul».

Kaute = Kütte = Grube; in die die Klicker geworfen werden.

«Klos», «Topf», «Kreisel», sind die üblichen Ausdrücke für

das gewöhnliche Spiel mit dem Kreisel. Fischart erwähnt dieses Spiel als

Fi 421 «Vber das kreißle».

Fi 426 «Den klos und topf werfen» (nur in a).

Ferner scheinen mir die Namen «topfstechen» und «klosstechen», die in den Ausdrücken Fi 452 und Fi 487 zu finden sind, beide nur in a im Verzeichnisse, sich auf dieses Spiel zu beziehen. Wir hätten demnach fünf verschiedene deutsche Bezeichnungen dieses Spieles. (Abgesehen von «zur Trompe» und «deß Mönchs», die aus Rabelais stammen.) Fi 605 (Zusatz in b) «Kloßstechen» nochmals allein aufgeführt.

«Kloßstechen» ist also aus dem Ausdruck Fi 487, der zwei Spiele bedeutet und falsch zusammengezogen ist, herauszulösen. Ebenso «topfstechen» aus Fi 452, das sogar eine falsche Kontraktion von drei Spielen, die nichts mit einander zu tun haben, darstellt.

Fi 400 «Den zweck holen».

Im Verzeichnisse nur in a und dann in b am Schlusse von cap. 25. Es ist die Strafe des Verlierenden in unserm «Messerspickerles» oder einfach «Messerlis» genannten Spiele der Knaben. In einen kleinen Erdhaufen wird der Reihe nach auf verschiedene Arten das Messer geworfen. Es darf nicht umfallen, sonst kommt der nächste an die Reihe. Wer zuletzt nicht alle Uebungen gemacht hat, muß den «Zweck (Stift) holen», den der, der zuerst fertig war, in Gestalt eines Hölzchens in den Sandhaufen steckt. Der Verlierer muß diesen mit den Zähnen holen, wobei man ihm die Nase in den Sand stößt unter allgemeinem Freudengeheul. Ein weiterer Beweis, daß Fischart dieses Spiel gemeint hat und dafür, daß er es wohl kannte im cap. 9, p. 157:

«Welchs dannach schrecklich ist zu gedencken, wann die zullspilenden Buben, so sies spil verlieren, zur straff den zweck mit den schönen zänen aus dem treck müssen auf Niderländisch trecken und schlecken.»

Fi 423 «Zull wann ich's triff».

Im Spielverzeichnis ist dieser Ausdruck nur in a anzutreffen, in den späteren Ausgaben verschwindet er von hier und taucht dann als Zusatz in b am Ende von cap. 25 auf.

Den Sinn kann man wohl erraten, aber ein genaues Spiel anzugeben ist mir unmöglich, da der Ausdruck, so wie er lautet, in vielen Spielen gebraucht worden sein kann. Vielleicht ist er identisch mit Fi 400.

Fi 452 «Pfenning aus dem krais topfstechen oder nußwerfen»

Ueber «topfstechen» siehe oben Fi 421. «Nußwerfen» ist auch ein besonderes Spiel für sich.

Das gleiche Spiel heißt an anderer Stelle Fi 487 «Nestel aus dem krais — klosstechen». (Ueber den letzteren Ausdruck siehe Fi 421.) Fi 452 und Fi 487 (siehe oben) sind nur in a im Verzeichnisse. In b finden wir Fi 604 «Nestel auß dem Kreiß» wieder.

Das Spiel ist im Elsaß überall bekannt, gewöhnlich unter dem Namen «Pfennjeles». Man sucht von einer gewissen Entfernung aus ein Geldstück oder einen sonstigen Gegenstand in einen Kreis zu werfen, und umgekehrt gilt es den Pfennig aus dem Kreise hinauszuwerfen, indem man einen andern Pfennig oder eine «G'stunz» darauf «spickt». Dies nennen die Buben auch «Geldspickerles».

Ob Fi 488 «Wie vil schiesest mir auff ein Nestel» damit in Verbindung gebracht werden kann, vermag ich nicht zu sagen.

Fi 465 «Plöchlin machen» [1]

Fi 489 «Plöchlin stellen fällen».

Ploch = kleines Holzstückchen. Das Spiel bestand wohl darin, kleine Holzklötzchen aufzustellen und mit einer Kugel oder sonstigem Spielzeug umzuwerfen. In der Schweiz heißt das Spiel «Stözlen, Stöckeln, Blättlen». (Rochholz, p. 426, Nr. 44.) Eine besondere Art, aber gerade so gut das gleiche Spiel, ist Fi 614 «Pfenning vom blöchlein werffen». (Ende cap. 25, Zusatz in b). Man legte ein Geldstück auf das Klötzchen und suchte es umzuwerfen. Der, dem dies gelungen war, wird wohl gewonnen haben.

Fi 484 «Stecken stöcken»

ist das gleiche Spiel, das Fischart noch zweimal am Schluß von cap. 25 nennt

Fi 616 «Den Stecken auß dem Leimen stechen»

und

Fi 620 «Stecken steckens».

Das Spiel ist sehr bekannt. Wir nannten es «Spickhewels». Kurze Stöcke trieben wir nacheinander in den weichen Boden. Jeder sucht (zwei bis drei Knaben spielen zusammen) den Stock des andern umzuwerfen. Gelingt ihm dies, so darf er den

---

[1] Ch. Schmidt, Histor. Wörterb. der elsäss. Mundart. Straßburg 1901. Ch. Schmidt, Wörterb. d. Straßb. Mundart. Straßb. 1896.

Stock des Gegners soweit wie möglich schleudern. Während der andere nun den Stock eiligst wieder holt, muß er seinen Stock dreimal in die Erde treiben, sonst wird sein Stock fortgeschleudert. In der Schweiz trägt es den Namen «Das Pflöckli-spiel und Hecken». (Rochholz, p. 451.) Doch ist Fischarts «Kloßstechen» nicht auf dieses Spiel bezüglich, wie Rochholz behauptet.

Fi 485 «Nestel vom Messer blasen».

Es ist mir nicht gelungen von «Nestel» eine andere Bedeutung als Schnur, Riemen zu entdecken, weshalb mir auch das Fischartische Spiel zu definieren unmöglich ist.

Fi 486 «Nussenspicken».

Ist das bekannte Spiel mit Nüssen. Die Knaben bilden Häufchen von (gewöhnlich vier) Nüssen. Wer eines umwirft, gewinnt es.[1] Es wird auch so gespielt, daß man (wie bei einem unserer «Gstunzen»-Spiele) auf den Boden ein Quadrat oder einen Kreis zeichnet, in den man eine gewisse Anzahl Nüsse legt. Aus einer bestimmten Entfernung wird danach geworfen.

Fischart nennt dieses Spiel am Schlusse von cap. 25 (Zusatz in b) Fi 615 «Nuß aus dem Ring dopffwerffen».[2] «Dopffwerffen» ist wieder loszulösen, denn es bezeichnet das obige Spiel Fi 421 und hat mit «Nussenspicken» nichts zu tun. Diese falschen Kontraktionen scheinen wohl mehr auf einen schlechten Druck zurückzuführen zu sein als auf die Willkür Fischarts.

Doch ist es immerhin sonderbar, daß Alsleben in seiner kritischen Ausgabe nicht imstande war, die Spielausdrücke zu trennen.

Fi 536 «Den Katzenstrigel».

Es ist das gleiche Spiel, das Rochholz, p. 455, als «Katzenstriegel» beschreibt: «Zwei lassen sich auf Knie und Hand nieder, strecken die Köpfe zusammen und schlingen sich beide ein geschlossenes Seil um den Hals. Nun zieht jeder rückwärts, um den andern vom Platze zu bringen.» Ich weiß nicht, ob das Spiel bei uns noch üblich ist. Jedenfalls ist die Erscheinung, daß der Ausdruck sich unverändert bis heute konserviert hat, sehr interessant. Fischarts Spielverzeichnis enthält auch neben diesen Spielen, die wir im letzten Teile kennen gelernt haben, einige auf Kunstfertigkeiten bezügliche Ausdrücke.

---

[1] Siehe auch Martin-Lienhart, E. W. I, 309 «Hüflis». E. W. I, 308 «Bockhüfel».

[2] Auf p. 420 begeht Rochholz den gleichen Fehler, wenn er zitiert «Nuß auß dem Ringdopff werffen». In dieser Form hat der Ausdruck gar keinen Sinn.

d) Kindliche Kunstfertigkeiten.

Irgend eine Beinverrenkung, vielleicht mit einem Sprung verbunden, stellt

Fi 73 «Vber eck ins bein»

dar.

Fi 93 «Nadel on fadem in Hoff tragen».

Ein beliebtes Spiel, sich eine Nadel durch die Haut zu stechen und sie so ohne Faden zu tragen.

Fi 133 «Der geschrenckten Schenckel».

Mit Vorliebe trieben wir ein solches Spiel, indem wir irgend jemanden aufforderten, seine Beine um einen Pfahl zu schlingen und sich niederzusetzen. Für den Betreffenden war es unmöglich, wieder allein aufzustehen.

Fi 373 «Den Kessel auf dem Leilach rucken».

Die Bedeutung geht aus dem Wortlaute hervor.
Etwas schwieriger ist

Fi 405 «Auff dem Gesäß mit gebunden Händen und füssen thurnieren, das recht ohr inn die lincke Hand, und den arm dardurch geschleifft».

Es ist nicht ganz klar, welche Uebung damit Fischart wohl gemeint hat.

Fi 419 «Auff tellern mit hånden gahn».

Aehnlich dem Kunststück «auf dem Kopf stehn», «de Hochstand mache». Die Bedeutung ist klar.

Fi 449 «Durch den Strål schalmeien».

Ein beliebtes Spiel unserer Knaben. Die Kinder blasen durch die Zinken eines Kammes, wodurch Töne entstehen. Das Gleiche erzeugen sie auch oft durch Blasen auf die Kante eines Blattes Papier oder eines Heftes.

Fi 518 «Faden umb die hånd in vil gestalt winden».

Das Spiel wird hauptsächlich von den Mädchen geübt, die sich darin gefallen, in allen möglichen Arten den Faden um ihre Hände zu wickeln. «Abhewerles» ist jedem Mädchen, auch oft den Knaben, bekannt. Siehe dessen Abbildung bei De Cock en Teirlinck III, 209.

e) Spielartige Vergnügungen der Kinder.

Wenn im Frühjahr der Saft in die Weiden steigt, dann ziehen unsere Buben an schulfreien Tagen hinaus in den Wald, schneiden Stöcke ab und machen sich einen Bogen davon, mit dem sie Pfeile aus «Lichtreerle» (Schilfrohr), deren Spitze mit Wagenschmiere beschwert oder mit einem Käppchen aus Hollunderrohr versehen wird, hoch in die Lüfte schnellen. «Widepfiffe» und «Holderbichse» werden hergestellt, mit denen man wieder triumphierend heimwärts pilgert. Diese Vergnügen, die sich unsere Buben nicht nehmen lassen, ebensowenig wie das mit halsbrecherischen Klettereien verbundene «Vögelausheben», auch «Neschtersüeche» oder «Neschterüshewe»[1] genannt, sind so alt als der Wald, die Vögel es sind und so alt als es junge Menschen gab, Kinder, die in freiem fröhlichen Uebermute sich im Walde herumtrieben. Fischart hat diese Vergnügen und nicht anderes mit seinen Ausdrücken gemeint.

Fi 394 «Rindenpfeiflin, Weidenböglin»[2] und Fi 395 «Vögelaußnemmen».

Alle, die diese Jugendfreuden und Jugendstreiche mitgetrieben, fühlen bis in ihr Alter die Wohltat dieser freien, sich selbst genügenden Freude. Mit welcher Vorsicht wurde vorgegangen, wenn es hieß, «jetz welle m'r Fresch fange». Eine Angel (ein Stecken mit einer Schnur, daran wir ein rotes Läppchen banden) war das Werkzeug, mit welchem wir die Frösche, denen wir auflauerten, . . . nicht fingen, denn sie waren nicht so dumm, wie wir meinten, sich daran festzubeißen. O glückliche Einfalt! Hatten wir aber welche, so wurden sie in feierlicher Beratung zum Tode verurteilt und mittels eines «alten Knippen» von ihrem Sumpfleben zum Tode befördert, «abgebelzt» und gebraten, d. h. ihre Schenkel. Fischart hat das Vergnügen auch gekannt. Beweis sein Ausdruck: Fi 410 «Frösch fangen».

Im Winter tummeln sich die Kinder, wie im Sommer im warmen Sonnenschein, im wilden Schneegestöber, fahren im Schlitten eine Erhöhung hinauf und sausen mit fliegenden Haaren, glühenden Wangen und leuchtenden Augen in toller

[1] Arnold, Pfingstmontag III, 1.

[2] Ich habe mich schon an manchen frühern Stellen nicht mit der Behandlung der Fischartischen Spiele durch Rochholz einverstanden erklären können. So auch nicht mit seiner Behauptung auf p. 392, wo er Fi 394 mit dem Plumpsack-Spiel «Der Lunzi chunt» identifizieren will.

Fahrt den Hang hinunter, jauchzen und schreien je mehr, je schneller es geht in den weichen Schneehaufen hinein.

Fi 141 «Auff den Berg faren».

Oder «E Rutsch wurd angetriwe» auf dem festgetretenen Schnee oder dem zugefrorenen Teich. Die wichtigsten Ausdrücke für das Gleiten auf dem Eise sind: «Schliffe, schlimmern, ritsche oder rutsche».

In der ersten Ausgabe allein steht im Verzeichnis Fi 496 «Schleiffen». Am Ende des cap. 25 finden wir alle drei heute noch bekannten Namen: Fi 606 «Schleiffen». Fi 607 «schleimen». Fi 608 «Ritschen» (erst in der dritten Ausgabe c; im Verzeichnis Fi 576).

Alle diese eben besprochenen Spiele sind der eigentliche Kern des Fischartischen bunten Verzeichnisses von Ausdrücken; denn sie bezeichnen die wirklichen Kinderspiele, die fast alle heute noch bekannt sind, sich also jahrhundertelang erhalten haben. Wir können die Beobachtung machen, daß dies gerade die einfachsten, kunstlosesten Vergnügungen sind.

Neun, nicht im Spielverzeichnis genannte Spiele, nennt Fischart im Schluß von cap. 25. Diese sind

Fi 612 «Botten raumen».

Fi 613 «Vmbspånnlin».

Fi 623 «Zum ziel schocken».

Fi 625 «D e r b r e i t e n u n d h a l b e n K u g e l». (Siehe Fi 220.)

Nur in a im Verzeichnis und dann wieder cap. 25, Ende. Der Ausdruck stammt aus Rabelais. Deshalb scheint es mir fraglich, ob Rochholz das Recht hat, p. 459 diesen Ausdruck als «bestimmte Wurfarten» anzusehen, die Fischart damit gemeint hat, denn die Herkunft des Ausdruckes ist zu klar.

Fi 627 «Zehen paß fünff Sprûng auff eim Fuß».

Zu Fi 623 kann ich nur bemerken, daß es ein Spiel bedeuten kann, bei dem die Kinder nach einem bestimmten Ziele zu werfen suchen. Solcher Spiele gibt es zahlreiche.

Zu Fi 627: Nur in der ersten Ausgabe (a) finden wir als Nr. 37 «Zehen paß», das Ra 11 «a passe dix» entspricht und ein Würfelspiel bedeutet. Es ist nun nicht möglich, daß dieser Ausdruck mit dem Zusatz in b (Ende cap. 25) in Zusammenhang steht, daß Fischart willkürlich oder auch weil er «zehen paß», d. h. «a passe dix» falsch gedeutet hat, den Zusatz «fünff Sprûng auff eim Fuß» gemacht habe, das als ein besonderes Springspiel der Knaben gelten kann, wie Fischart deren eine Reihe cap. 26, p. 281 erwähnt, unter andern «mit drei Passen ein

sprung, auff eim Fuß schupffen» und auch cap. 26, p. 274: «Rucksprung, des Heuschreckensprungs, der fünff Sprüng der weitest».

Die Gesamtzahl dieser Jugendspiele umfaßt die Zahl 311; sehen wir von den Zusätzen am Ende von cap. 25 ab, so ergibt sich für uns nach unserer Tabelle eine Zahl von 287 Jugendspielen, von denen 126 aus Rabelais und 18 aus Junius entlehnt sind.

Fischart ist immerhin die stattliche Zahl von 167 Jugendspielen zuzuschreiben, solange es nicht gelingt, eine andere Quelle als seine persönliche Erfahrung zu entdecken.

Wir kommen nun zu der Besprechung derjenigen Ausdrücke im Fischartischen Spielverzeichnisse, die wohl als Lieder anzusehen sind, wenigstens als Teile oder Anfänge von Liedern. Tragen darunter auch eine Reihe den Charakter von zotigen Wirtshausliedern im Stile der «Trunckenen Litanei» des achten Kapitels, so werden wir auch manchen Ausdrücken begegnen, die ganz gut Anfänge oder Teile aus Reigenliedern oder selbständigen Kinderliedern sein können. Die erstere Art wäre dann zu den zum Teil derben Volksliedern zu rechnen. Die Schwierigkeit der Feststellung mag eine mehr oder weniger gewagte Behauptung entschuldigen, der eine mag diese Ansicht haben, der andere jene. Jedem es recht zu machen ist bei einer Arbeit, wie sie der folgende Teil darstellt, ungemein schwer, denn wo wir keine absolut sichern und unumstößlichen Beweismittel haben, müssen wir ein rein individuelles Urteil fällen auf Grund eines gewissen Gefühles, das uns auch irreleiten kann. Individuelle Urteile sind veränderlich, und es gibt deren so viele als es Denkungsarten gibt. Was mich betrifft, so werde ich an den geeigneten Stellen versuchen, meine Ansicht zu begründen, ohne sie als authentische Norm aufstellen zu wollen, als besäßen meine Auslegungen unbedingte absolute Priorität. Der Umstand, daß eben manchmal nur individuelle Urteile vorliegen, mag die Freiheit des «Ich-Stiles» entschuldigen.

4. Abschnitt.

Die Lieder.

Als Kinder- oder Volkslieder sind folgende Ausdrücke zu betrachten:

Fi 76 «Tochter laß die Rosen ligen».

Fi 77 «Schwartzer Dorn ist worden weiß».

Fi 128 «Wann ich mein Hörnlein plas».

Fi 134 «Womit dienstu deim bulen?».

(Kann aber auch eine Spielfrage aus irgend einem Kunkelstubenspiel sein. «Bulen» deutet darauf hin, daß es eher ein Spiel erwachsener Burschen und Mädchen ist, also ein Kunkelstubenspiel.)

Fi 139 «O mein hertz verschwind».

Fi 175 «Wo schlafft des Wirts Töchterlein».

Fi 177 «Meidlin thu den Laden zu, laß den Ladennagel hangen».

(Um dem liebenden Burschen das Einsteigen des Nachts zu erleichtern.)

Fi 206 «Disen angel mein Frau».

Angel=Dorn, Stachel.[1] Es ist nicht unmöglich, daß dieser Ausdruck auf ein zotiges Schlemmerlied hinweist, in dem «angel» den Sinn von penis haben mag.

Fi 246 «Meidlin sind dir die Schuh recht».

Sicher ist der Ausdruck der Teil eines Volksliedes, vielleicht gar der Anfang. Er ist genannt im 8. Kapitel «Von der Trunckenen Litanei». Auf Seite 130 finden wir eine Reihe Lieder, unter andern:

«Meydlin sind dir die Schuh recht,
bei nachte, bei nachte, halt dich Annele feste».

Ob das Vorhergehende und Folgende wieder neue Lieder sind oder ob sie Anfang und Fortsetzung unseres Liedes sind, ist schwer zu entscheiden, da Fischart die Liedtexte in Prosaform gesetzt hat.

Fi 277 «Der Haber im Sack».

Ueber den Sinn dieses letzteren Ausdruckes finden wir wieder Aufklärung im Gargantua und zwar im cap. 1, p. 34. In einem «saubern» Liede heißt es:

«Es wohnt ein Můller vor jenem Holtz,
hat ein Tôchterlin das war stoltz,
zu der ließ sich ein Reiter strack,
tragen inn eim Můllersack,
zu Nacht rûhrt sich der Haber im Sack».

---

[1] Fischart: Flöhhaz: Weiberverantwortung: V. 2669: «Was thât die hurnaus mit dem angel».

Das Lied ist so leichtsinnig wie das folgende an gleicher Stelle zu findende:

«Brauns Mägdelin zih dein Hembdlin ab, vnnd leg dich her zu mir».

Diese «Geuchlieder», wie sie Fischart selbst nennt, zeigen uns, was Fischart mit «Haber im Sack» meint, der «Haber» ist im obigen Lied nicht nur der Ritter.

Fi 337 «Gott grüß euch schöne».
Fi 369 «Mein Tochter ist heurahts zeit».

Auch wieder im 8. Kapitel, p. 128: «Mein Tochter ist Heuratszeit, ich gib jr einen Mann».

Das Folgende (im 8. Kapitel) gehört nicht zu diesem Liede.

Fi 387 «Meidlin laß dir's wohl thun».

Derbes Volkslied. Den Sinn wird man wohl erraten, wenn man an ein anderes im 8. Kapitel zu findendes Lied denkt: (pag. 130)

«Hopfaho, sind die vnflåter do,
Er führet sie hinder Rauten,
er wolt sie gern . . . proho . . .
braune Kleyder trägt sie gern . . . Müho . . .
Mönchen ist eine schöne Statt,
dummel dich gut Pårchen, (Pirchen, ab)
Eschenfarb vnd blaw,
Eschenfarb und Leberfarb,
Von der Nipp von der Nippedei».

Vielleicht bedeuten die vier ersten Zeilen ein Lied für sich. Im letzten Teile begegnen wir einem Ausdrucke, der auch im Verzeichnisse zu finden ist als:

Fi 19 «Dummel dich gut Birche».

Dieses ist also auch als Teil eines Volksliedes anzuerkennen.

Auf ein derberes Volkslied mit satirischer Tendenz betreffend einen unwürdigen Zustand des Ehegatten, die Hahnreischaft, weist folgender Anfang eines Liedes hin:

Fi 420 «Mein Man ist ein Gauch, mein Gauch ein Man».

Auch über den Charakter und die Bedeutung von

Fi 432 «Pumpimperlein pump»

gibt uns das 8. Kapitel des Gargantua Aufschluß. Es bildet den Refrain eines Liedes der Trinker, das auf p. 124 zu finden ist:

«Es geht gen diesem Summer,
Oho laß einher gahn,
Die Ochssentreiber kommen, do do,
Oho laß einher gahn,
Diri diri dein, laß einher gahn,
Pum Pimperlin Pump».

Den Charakter eines Liedes tragen auch die Ausdrücke:

Fi 499 «Da sitz ich fein, da ward ich dein»

und

Fi 500 «Ich gang, ich komm, ich komm, ich gang».

Fi 507 «Ich gieng durch ein enges Gäßlein, begegnet mir ein schwartz Pfäflin» etc.

Ein sehr derbes Lied, ein zotiges Wirtshauslied, dessen Sinn noch der Ausdruck cap. 8, p. 125 «Es hat mir ja nie keine hinein gewisen» erläutert, ist

Fi 508 «Es wolt ein Jungfraw züchtig sein, nam jhn inn die hand und wiß jhn drein» etc.

Einen ähnlichen obscönen Sinn enthält

Fi 509 «Ich legt mein Bauch auf sein Bauch».

Mit diesen 21 Ausdrücken geben wir die Lieder, die ohne Zweifel als solche anzuerkennen sind. Zu diesen derben Liedern ist wohl auch

Fi 118 «Zuck nit mein lieb, ist ein billich sach»

zu zählen.

Was der Ausdruck «billich sach» besagt kann man denken, doch nicht aussprechen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der Ausdruck auch eine zotige Redensart darstellt.

5. Abschnitt.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten. Die Wortspiele.

Bei dem engen Zusammenhang dieser drei Kategorien wird meine zusammenfassende Betrachtung zu entschuldigen sein. Ebenso kann ich eine scharfe Trennung der Wortspiele Erwachsener und der Kinder mit gutem Gewissen nicht vornehmen, wenn das bei dem Durcheinander Fischartischer Phrasen überhaupt möglich ist. Folgen wir einer weniger detaillierten

Betrachtungsweise, so ist die Möglichkeit des irrtümlichen Urteils reduziert. Diese Erwähnung, die als eine Art Entschuldigung gelten mag, wird demjenigen nicht Zeichen einer ohnmächtigen Schwäche sein, der die ungeheure Schwierigkeit der Aufklärung dieses Phrasenwustes Fischarts zu werten und zu erkennen vermag. Wo es mir möglich ist, werde ich den Beweis, daß wir es mit einem Sprichwort zu tun haben, erbringen.

Fi 30 «Vier Wachtel im Sack».[1]

«In einem Lügenmärchen aus dem 14. Jahrhundert (Wackernagel: Altdeutsches Lesebuch 5. 1149 ff.) schließt jede Strophe mit den Worten ein, zwò usw. wahtel in den sac! Die Wachtel galt wohl als verlogen.»

Hierauf bezieht sich eine andere Stelle im Gargantua, cap. 15, p. 206: «jetz haben wr den Mônch im Sack, ja trei Wachteln im löcherigen Sack». Der Sinn ist wohl: «jetzt sind wir betrogen worden». (Das gesperrt Gedruckte ist Zusatz in b, so daß ursprünglich der Ausdruck dem im Verzeichnisse genannten in der Form nahe kommt.)

Fi 51 «Burckhart mit der Nasen, komm helff mir grasen».

Vielleicht eine spöttische Redensart der Kinder über die langen Nasen.

Fi 52 «Wolauff des walts Gott nider».[2]

«Das walte Gott» ist eine übliche Redensart am Ende eines Wunsches.

Fi 54 «Mit wem hat man gekallt».

Fi 55 «Wir geben und nemmen einander».

Fi 79 «Zipffelzehezupffen».

Wahrscheinlich ein alliterierendes Wortspiel der Kinder wie

Fi 103 «Meiner Muter Magd macht mir mein Muß, mit meiner Muter Mâl».

Dieses Wortspiel existiert heute noch allerorts.

Zu diesen Wortspielen gehört auch das Zitat Rochholzens aus Fischart (p. 33) «Wisch wäsch» usw.

Fi 91 «Wa geht der Dantz hin Eselmut?» =

«Wohin des Wegs?» Vergleiche unser: «Jetzt geht der Tanz los».

---

[1] Grimm: Deutsches Wörterbuch XIII, sp. 175. Bedeutg. 2.

[2] Johann Agricola 596: Siebenhundert vnd funfftzig Deutscher Sprûchwôrter. Wittenberg 1592.

Fi 98 «Den verkaufften gabelochssen mit Wasser zahln».

Ein Sprichwort.

Fi 59 «Jeder hab des Mauls acht».

Wander, III, 507 ₁₄₀: «Nimm das Maul in Acht, daß es keinen Schaden macht».

Fi 103 ist auch bei uns üblich in der Form, in der es Rochholz, p. 29 erwähnt, wenn auch etwas variiert.

Ein bei uns allgemein bekanntes dialektisches Lautspiel ist:

«Hinter's Hanse Hasehüß
Henke hundert Hase hüß
Hundert Hase henke hüß,
Hinter's Hanse Hasehüß».

Zu den alliterierenden Redensarten sind auch zu rechnen

Fi 446 «Hanß hau dich nicht».

(Eine Ermahnung zur Aufmerksamkeit); und

Fi 447 «Liendel laß dir die Juppen blacken».

(Ein spöttischer Hinweis auf den zerrissenen Rock.)

Ebensolche Reimspielereien sind die folgenden Ausdrücke, die auch von Erwachsenen gebraucht worden sein mögen.

Fi 112 «Das Alefrentzlin greiff ans schwentzlin».

(Alefrentz = Alefanz, abenteuerliche Gestalt?) (Ueber das Vorkommen des Ausdrucks im Sprichwort: Wander: Sprichwörter Lexikon 1, 43. «Alefanz mach die Schuhe ganz».)

Fi 113 «Das zünglinspitzlin, fritzenschmitzlin».
Fi 114 «Das Zeißlin, Mäußlin».
Fi 115 «Kläußlin, kom inns häußlin, würff ein däußlin».

Diese reimspielerische Aufforderung zum Würfelspiele legt Rochholz 447 falsch aus, wenn er meint, der Ausdruck bezöge sich auf das «Knöchel»-Spiel der Kinder. Ebenso falsch ist es, wenn er die spieltechnischen Ausdrücke (die einen besonderen Wurf im Würfelspiel bedeuten) «All zinck, Seß-eß» damit gleichstellt an dieser Stelle.

Fi 116 «Trotzenträtzlin, wie ein Lätzlin».
Fi 117 «Susa seußlin, flusa fleußlin».
Fi 119 «Matz werffs der Metzen zu».

Hierher gehört auch:

Fi 213 «Das bottensäcklin, schlotterpäcklin»

und

Fi 314 «Hämmerlin, himmerlin»,

das auch zu

Fi 208 «Meister hemmerleins nachfahr»

in Beziehung stehen und einen Spruch darstellen kann, der bei diesem Nachahmespiel der Kinder leicht in Anwendung kommen konnte.

Auch als Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten sind zu betrachten:

Fi 129 «Loch zu Loch».
Fi 130 «Es miet mich».
Fi 135 «Inn die Würst faren».
Fi 143 «Der untreu under dem Mäntlin spilen».

Ein bekanntes Sprichwort. Siehe Wander III, 455 $_5$: «Unter dem Mäntelein spielen». «Unter dem hütlin spilen» bei Agricola und Murner (Wander II, 952, 953).

Fi 157 «Faul faudel»,
Fi 158 «Laußknickel»

sind sprichwörtliche Redensarten. Der letztere Ausdruck bedeutet «schlechter» oder «frecher» Kerl. Elsässisch «Lüsknickel», «Lüsangel».

Fi 163 «Vmb den Gänstreck füren».

Heute noch im Elsaß bekanntes Sprichwort für einen betrügen, einen anführen. (Martin-Lienhart, Els. Wörterbuch. Charles Schmidt, Straßb. Wörterb. 38: «Einen iwwer de gänsdreck fiere».)

Fi 167 «Gickel hin, warauff gickelst».

Sprichwörtliche Redensart auf einen, der nach allem gafft?

Fi 172 «Geb Arß, Nemm Arß».

Ein Sprichwort, das bei Agricola zu finden ist, aber nicht mehr bekannt zu sein scheint, denn Wander erwähnt es in dem großen Sprichwörterlexikon nicht. Agricola, p. 67, Nr. 153:

«Dis wort ist breuchlich vnter den Kindern welche aus vnbestendigkeit vnd wanckelmut einander etwas geben / vnd bald wider nemen darumb wie ein kind des andern spottet / solchs wanckelmuts halben / so sagt es / Geb arß / nem arß.»

Fi 178 «Die Floh laufft im hemd».

Spöttische Redensart, wie es ja deren über diesen Gegenstand viele gibt. (Wander, Sprichwörterlexikon.)

Fi 203 «Von Wollen auf die Wellen».

Ein Sprichwort.

Fi 222 «Es laufft ein weise mauß die maur auff».

Erstens zitiert Rochholz diesen Ausdruck falsch, p. 432, indem er «weise» wegläßt, das in den drei ersten Ausgaben steht (nach Alsleben), zweitens irrt er sich, wenn er ihn identifiziert mit seinem Spiel «Feistermüslen». (Siehe oben unter «Fangspiele».)
Der Ausdruck scheint mir ein Sprichwort zu sein. (Vergl. Wander III, 537, 106, 107.)

Fi 223 «Die Gans gaht auf den Predigstul».

Vielleicht bedeutet dieser Ausdruck noch das alte Kunkelstubenspiel, auf welches Fischart, p. 16, hinweist: «Kunckelstubische Gånsprediger». Jedenfalls hat der Ausdruck dann auch sprichwörtliche Bedeutung gefunden, wie uns zahlreiche Sprichwörter beweisen, z. B. «Den Gänsen predigen». (Siehe Wander, Sprichwörterlexikon.)

Fi 227 «Alstreiffen».

Nach einer anderen Stelle im Gargantua, cap. 24, p. 255: «Das ist, Wurst stellet den Meidlin den Durst und greiffen all, gern nach dem Al, und streichen kein Sand doch in die hand» ist es leicht zu erraten, was dieser Ausdruck zu bedeuten hat.

Sprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter sind auch die Phrasen:

Fi 275 «Was gibt ein groß Maul guts?»
Fi 336 «Jeder trott und tritt».

Die Bedeutung einer sprichwörtlichen Redensart geht aus cap. 16, p. 212, hervor: «Zu jedem ock und tritt und trott ein Fůrtzlein, horcha».

Darauf folgt eine Reihe von abenteuerlichen Wortspielen.

Fi 342 «Deß bôsen, das es gut werd».
Fi 368 «Die finger krachen, die Månner wachen».

Ein Spruch mit abergläubischem Hintergrund. Heute noch treiben die Mädchen dieses Spiel, indem sie an den Fingern ziehen. So vielmal sie krachen, so viele Jahre muß man noch bis zum Heiraten warten.

Fi 442 «Desperat».

Wie Fi 519 heute noch übliche Redensart für «außer sich sein». «Er isch dischberat.»

Fi 450 «Den Schuch außtretten».

Eine Redensart.

Fi 517 «Keller und Koch, bloß ins loch».

Sprichwörtliche Redensart, gereimt und alliterierend mit spöttischem Sinn.

Fi 519 «Grandmercy».

Eine heute noch im Elsaß übliche Redensart für «ich danke schön».[1]

Fi 527 «Harnisch fegen».

Ein bekanntes Sprichwort. (Ch. Schmidt, Etymologisches Wörterb. Murner, Narrenbeschwörung, 94; Wander II.)

Fi 528 «Fasten auf der Karten».

Redensart aus dem Kartenspiel entstanden mit satirischem Beigeschmack.

Fi 529 «Teterint tractro, stampf ins Stro».
Fi 534 «Spitz das Mündlin».

Ein derbes Sprichwort, dessen Sinn klar ist, haben wir in

Fi 535 «Wer kans wissen, wievil die Magd hat geschissen».
Fi 551 «Leuß oder Niß».

Beide Ausdrücke synonym. Redensart.

Für sprichwörtliche Rätselfragen halte ich die Ausdrücke:

Fi 552 «Wie rentst die Sau, daß sie nicht haw».
Fi 553 «Im Winter auß, im Sommer an».
Fi 561 «Trey wünsch auff eim stiel».

Eine Redensart bezüglich auf einen, der zuviel auf einmal will.

Fi 566 «Ists Esel oder Edel?»

---

[1] Nochmals cap. 12, p. 188, wo Fischart «Grandmercy» wortspielerisch entstellt zu «ein langer Krâmer», ähnlich einer Reihe von unsinnigen Wortverdrehungen, welche die «Gemerckreime» des Gurgelgrossa bildeten.

Eine Redensart erblicke ich in

Fi 560 «Wůnsch das beyden nutzt»

(In a: «Ich wůnsch das uns beyden nutz ist»). Das gleiche Sprichwort nennt Fischart nochmals in anderer Form:

Fi 599 «Was ich wůnsch sey dein halb».

(Ueber «Wünschen» zahlreiche Sprichwörter bei Wander V, 454.)

Fi 567 «Inn was gestalt dir die Wandlung gefallt».

Vielleicht deutet dieser Ausdruck auf ein Verkleidespiel.

Fi 569 «Ich und mein Knecht tragen ein Harnisch feyl».

Fi 570 «Furtz im Bad, oben auß, nirgend an».

Agricola[1] kennt das Sprichwort «Oben auß vnd nirgend an.»

«Dis belanget die eigensinnige kôpffe die jnen weder singen noch sagen lassen / denn desselben spottet man / das sie sich das vnterstehn / das jhnen schedlich ist / Hui oben aus / vnd nirgend an.»

«Oben auß, nirgend an», aus einem Hexenspruch. Einem freundlichen Hinweis von Professor Ernst Martin verdanke ich die Bemerkung, daß Goethe das Bild vom «Furtz im Bad» auch kannte. Seuffert, Literar. Denkmäler, Nr. 14. Goethe, Ephemerides: «Altum petit ut crepitus in balneo redditus».

Fi 583 «Es beißt baß».

Fi 584 «Der kleiner ziehet den grossen».

Ueber das Verhältnis von «Klein» und «Groß» gibt er zahllose Sprichwörter (siehe Wander).

Unserm Sprichwort kommt Nr. 10 bei Wander am nächsten (Wander II, 1387 ff.): «Die Kleinen jagen die Großen», «eine Redensart beim Kartenspiel, in Bezug auf die kleinen Trümpfe». Bei Fischart hat der Ausdruck schon allgemeinere Bedeutung.

Fi 585 «Tantz oder pfeiff».

Die sprichwörtliche Redensart, «nach der Pfeife tanzen», mit der dieser Ausdruck zusammenhängen mag, ist bekannt.[2]

[1] Agricola, p. 98 b. Nr. 217.
[2] Siehe Wander III, 1258_{34}.

Sprichwörter sind ferner:

Fi 586 ‹Wa klebt der Senff›.

Fi 587 ‹Iß Heues vil, so iß des meher›.

Fi 588 ‹Den grindigen Gauch beropffen›.[1]

Fi 589 ‹Kätzlin mach ein hasentäplin›.

Fi 591 ‹Der schmach und raach›.

Wander führt ein Sprichwort an: «Schmach sucht rach», mit dem Fi 591 wohl identisch ist. Lateinisch heißt das Sprichwort: «Contumelia quævis aculeum habet».[2]

Fi 593 ‹Des Promouirens inn der Lehr der Lieb›

bedeutet soviel als die höhere Liebeskunst erlernen, die Hochschule der Liebe absolvieren, in der «ars amandi» zu promovieren.

Fi 595 ‹Was kruselt sich, was mauset sich›.

Fi 596 ‹Ist nahe darbei, baß auff den Esel›.

Vielleicht von der Art wie das bei Wander II, 866: «Nahedabey ist nicht getroffen».

Fi 597 ‹Soll ich, bin ich›.

«Soll's Sein, so schickt's sich» ist ein Sprichwort bei Wander IV, 604_3.

Fi 598 ‹Dem Blinden opfferen›.

Fi 600 ‹Immen wigen›.

Es ist bemerkenswert, daß Fischart diese Wortspiele, Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, deren Zahl sich auf 72 beläuft, gegen Schluß des Verzeichnisses häufte. Der Sinn der nicht mit Erklärungen versehenen Ausdrücke geht aus dem Wortlaute hervor. In Ermangelung eines bessern Beweises müssen wir uns damit begnügen. Es ist ungemein schwer, Spielphrasen und sprichwörtliche Redensarten zu trennen, da häufig Redensarten, die dem Spiele sonst noch angehören, schon zu sprichwörtlicher Bedeutung fortgeschritten sind.

---

[1] Murner: Geuchmatt.
[2] Wander IV, 253_2.

6. Abschnitt.

Rätsel, Scherz- und Spielfragen.

Es mag nicht Verwunderung erregen, daß in diesem Abschnitte nochmals die Rede sein soll von Spielfragen, die eigentlich in dem Kapitel von den Jugendspielen ihre Berücksichtigung hätten finden sollen. Ich glaube mich mit dem Hinweise entschuldigen zu können und zu dürfen, daß es ihrer so wenige sind, daß die früher behandelten Ausdrücke zugleich auch den Namen oder den Verlauf des Spieles angaben, daß diese hier anzugebenden Fragen als einzelne Fragen, zum Teil scherzhafter und rätselartiger Natur, zu erkennen sind.

Zunächst einige allgemeine Hinweise auf das Vergnügen der Kinder und Erwachsenen, sich Rätsel aufzugeben. Solche Phrasen, die auf kein bestimmtes Rätsel hinweisen, sind:

Fi 211 «Löß mir ein frag, die ich dir sag etc.».

Fi 354 «Raht was ist das?»

Fi 379 «Ich raht».

Fi 459 «Râters».

Die eigentlichen Rätsel und Scherzfragen sehen wir in den folgenden Ausdrücken:

Fi 104 «Warzu sind lang Nasen gut?»

Fi 144 «Was ist diß, fornen wie ein gabel, in der mitten wie ein Faß, das hinderst wie eim besen?»

Die Antwort gibt Fischart selber: «Ku». Rochholz, p. 199 ff., bespricht und nennt eine Menge derartiger Rätsel. In etwas variierter Form kommt dieses Rätsel auch in der Schweiz vor.

Fi 145 «Was geht auff dem kopff in bach?»

(Antwort: Das Spiegelbild eines jeden Wesens.)

Fi 237 «Ein Ey, zwey halb, unnd ein halb Ey, wie viel seinds?»

Dieses Rätsel habe ich vor Zeiten in anderer Form einen Straßenkehrer einem andern stellen hören: «Ein Ei und noch ein Ei, wievil sin dis?» Ich glaube, daß hierbei die Silbe «ei» gezählt wird. Im ersten Rätsel wären es dann fünf, im zweiten Fall vier «ei».

Fi 454 «Wa zu ist stro gut?»

Scherz- und Spielfragen sind: .

Fi 467 ‹Welchs sind der Buler gröste thorheiten?›

Fi 468 ‹Wie heissen des Wirts kammern?›

Fi 469 ‹Was schenckst mir inn das hauß?›

Als Rätsel sind wieder anzusehen:

Fi 510 ‹Wann ich dirs nenn, und du so grosser Narr bist, und nicht weist was das ist›.

Vergleiche damit Rochholz, p. 272, Nr. 205, das alte Rätsel von der Tenne, das schon im Reterbüchlein, durch Nic. Basse und S. Feyrabend, Frankfurt 1562 vorkommt: «tenn nenn is, tenn säg is. wann man es euch schon nennt, daß ihr es doch nicht kennt.» Die Schweizerische Rätselformel enthält sogar fast wörtlich einen Satz des Fischartischen Rätsels. In der Schweiz heißt es:

«Tenn' nenn i's, tenn säg i's,
denn du nit weißt, was tenn' i's,
Denn du en große Nar bis.»

Die Lösung des Fischartischen Vexier-Rätsels ist «wann». Sie wird mit dem Rätsel gegeben.

Ein bekanntes Rätsel ist:

Fi 511 ‹Wickerlin, weckerlein, laufft ubers Aeckerlein, hat mehr bein, denn meiner Hund kein›.

Lösung: Die Egge.

Fi 556 ‹Vier bein zwey bein›.

Im Rätsel stellt gewöhnlich der Mensch das «Zweibein» vor und der Hund das «Vierbein».

Fischarts Angabe ist unvollkommen und ein Fragment. Fi 556 bedeutet ein gleiches Rätsel, wie dasjenige Rochholzens auf p. 257, Nr. 107.

In der Schweiz lautet das Rätsel:

«Zweübei sitzt ûf em Dreibei
und naget am ene Saübei.
Do chunt s'Vierbei
und nimmt dem Zweübei sis Saübei.
Do schlôht's Zweübei sis Dreibei dem Vierbei nôh.
aß s'Vierbei sis Saübei het lo falle lô.»

Bei uns:

«Zweibein saß auf einem Dreibein
und aß Einbein. Da kam Vierbein
und nahm Zweibein das Einbein weg.»

Fi 557 «Wa lauffen die Seck selbs herauß?»

Fi 558 «Hinden rauch, fornen kal».

Fi 559 «Wa thun all hûpsch Frawen hin?»

Scheint einen derberen Sinn zu haben, ähnlich der Frage im cap. 19, p. 232:

«Aber rhatet, was ist diß, einer geht hinein, die andern zwen bleiben herauß hencken?»

Fi 562 «Mein Vatter fieng ein Fisch, wie lang?»

Dieser Ausdruck kann sich auch auf das Spiel Fi 160 «Ich fisch in meines Herrn tâuch» beziehen. (Siehe oben unter den Kinderspielen, Teil c).

Wir können mit Sicherheit behaupten, daß alle diese 19 Phrasen das bedeuten, was wir soeben gezeigt haben.

7. Abschnitt.

Die Tänze.

Wir nähern uns dem Schluß unserer Arbeit, die sich die Aufgabe gestellt hat, Klarheit in dem Chaos von Sentenzen zu schaffen, aus denen das Verzeichnis besteht. Im folgenden, letzten Abschnitte stellen wir die Phrasen zusammen, die auf den Tanz im allgemeinen und auf bestimmte Volkstänze hinweisen. Dies sind die folgenden Ausdrücke:

Fi 17 «Hupf auff, dupff auf».

Fi 18 «Wintertrost».

Dies bedeutet das Tanzvergnügen, das den jungen Burschen und Mädchen ein Trost in der Winterszeit ist.

Fi 40 «Par mit dem Dantz».

Auf wirkliche Tänze sind die Ausdrücke zu beziehen

Fi 209 «Wechsseldantz».

Fi 210 «Allemant damour».

1578 erschien Fischarts «Philosophisches Ehezuchtbüchlein»; ein «künstlich und lehr-reich Tanz-Liedlin, das etwan eynem zu Hochzeitlichen fräuden durch S. F. G. M. gemacht worden — vnd ist inn dem thon des Allemant d'amour Tanz gestellet». (Wackernagel: «Joh. Fischart», p. 125.) Der Tanz war also Fischart wohl bekannt.

Fi 318 «Deß Todendantzes».

An die alten Totentänze erinnert heute noch das bei den Kindern übliche Fangspiel «der schwarze Mann».[1] (Siehe W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 9. 314, 338.)

Fi 448 «Moriscendantz».

Fi 251 «Kocherspergerdantz».

Diesen alten, im Kochersberg-Gebiet üblichen Volkstanz erwähnt Stöber in seinem Büchlein «Der Kochersberg».

Aus Rabelais hat Fischart zwei Tänze abgeschrieben

Fi 249 «Triori» = Ra 105 «au triori»,

Fi 250 «Des Zirckels» = Ra 106 «au cercle».

Der erste Ausdruck ist unverändert geblieben, während Fischart den zweiten übertragen hat.

Martin-Lienhart: E. W. II, 695 erwähnen eine große Zahl von Tänzen, von denen einige auch bei Fischart bereits genannt sind. So z. B. der Wechseltanz, der Morisgentanz, der Scharrer, der Zäuner. (Siehe Garg. cap. 6, p. 122 unten.)

Mit den neuen Fischartischen Tänzen bilden diese alten Volkstänze eine stattliche Anzahl, die wohl der Erklärung und genauen Beschreibung wert wären, umsomehr als sie mit der Zeit aussterben und bald ganz vergessen sein werden.

Von diesen zehn Ausdrücken sind also sieben wirkliche Volkstänze, wie Fischart nochmals an anderer Stelle deren eine Reihe anführt, deren Erklärung und Beschreibung fast unmöglich ist, da diese Tänze heute nicht mehr üblich sind.

Im cap. 6, p. 122 sind zu finden:

«Hie gilts den Scharrer; den Zåuner; den Kotzendantz; den Moriscen (im Verzeichnis); den schwartzen Knaben (Totentanz), der gern das braun Meidlin wolt haben» etc.

Es ist zu bedauern, daß diese alten Tänze immer mehr aussterben. An ihre Stelle treten überall die modernen Tänze, die in den Salons entstanden; und wenn man heute im Elsaß über die Jahrmärkte geht, so findet man wohl einen improvisierten Tanzboden, aber an Stelle der Lieder, die gewöhnlich diese oft wilden Volkstänze begleiteten, schallen uns mehr oder weniger falsche Töne einer schlechten Dorfkapelle schneidend in die Ohren: abgeschmackte Tanzweisen, die zu unsern modernen unschönen und unbequemen Schwindeltänzen heruntergeleiert werden. Die Lieder sind verklungen, die Beifalls-

---

[1] Rochholz, p. 376. Ist mir in Heiligenstein bekannt geworden.

rufe der Zuschauer sind verhallt, die einen besonders schön ausgeführten Tanz oder einen kraftvollen, kühnen Sprung eines strammen Burschen belohnten; kein wilder Schrei der stämmigen Burschen, kein Jauchzen der freuderfüllten Mädchenbrust, kein Flattern und Fliegen schneeweißer Spitzenröcke und bunter anmutiger Trachten ist mehr — alles ist grau — abgeschmackt — modern.

So gut es mir eben gelungen ist, habe ich in der vorliegenden Arbeit alle die vielen Phrasen, die das Spielverzeichnis des jungen absonderlichen Gargantua ausmachen, klassifiziert.

Ein toller, göttlicher Humor liegt über dem Ganzen, durchwebt mit teuflischer Satire Fischartischer Spottlust.

Die Schwierigkeit des Stoffes, die gesteigert wird durch die Ungenauigkeit der Fischartischen Angaben, mag Fehler entschuldigen.

Die Darstellung wird immer das Siegel der Individualität tragen, und der Darsteller wird nie den Anspruch für seine einzelnen Urteile erheben, als seien sie allgemeingültige Postulate. Was die Erschöpfung eines derartigen ausgedehnten Gebietes, wie das der Spiele ist, angeht, so ist es selbstverständlich, daß schon bei annähernder Gründlichkeit für die Behandlung einer einzigen Spielart, deren Fischart ja eine ganze Menge zusammengebracht hat, eine vielleicht jahrelange Forschungsarbeit notwendig ist, eine Zeit, die mir vorläufig nicht zur Verfügung steht.

Ueber jeden unserer Abschnitte könnte eine besondere Arbeit erst erschöpfend sein, wie überhaupt als kulturgeschichtliches Denkmal Fischarts Werke und insbesondere der «Gargantua» eine fast unerschöpfliche Quelle sind, ein Born, aus dem in unvergleichlicher Fülle und Anschaulichkeit die Sitten und Gebräuche vergangener Zeiten fließen.

Wenn es mir gelungen ist Licht in das Chaos von Phantasie und Realität gebracht zu haben, so hat meine Arbeit ihren Zweck erfüllt, noch mehr allerdings, wenn sie die Anregung sein wird zu neuen kulturgeschichtlichen Arbeiten, um deren Gegenstand man im «Gargantua» nicht verlegen sein wird, Arbeiten, welche unserm großen Landsmann zur vollen Würdigung und Verehrung verhelfen können.

IX.

Das Tagebuch des cand. theol. Magisters Philipp Heinrich Patrick aus Straßburg.

Von

Th. Renaud.

Erster Teil.

Vorwort.

Am Schlusse der Mitteilung dieses Tagebuches im Jahrbuche von 1906[1] steht der Satz: «Inzwischen haben sich noch weitere Hefte, die vorhergehenden, gefunden (bei Hrn. Pfarrer Bruns in Kronenburg).» Er hat sie auf seiner früheren Pfarrei Altweiler von einer Frau Witwe Wickersheim bekommen. Nur ein Heft fehlt und wird wohl ganz verloren sein. Die erhaltenen sind zum Teil, wenigstens die ersten Blätter, arg durchlöchert (Mäusezahn!); auch ist die Tinte öfters bis zur Unleserlichkeit verblaßt.

Herr Bruns hatte die Güte, sie mir zur nachträglichen Veröffentlichung zu überlassen.

Der zweite Teil hat zur Bewahrung des ersten beigetragen; so möge denn dieser aus Dankbarkeit dem zweiten folgen! Wer B gelesen hat, wird auch A lesen.

[1] Der dort S. 176 Zeile 1 genannte Ort heißt Haag, mundartlich Hoåg. (Gütige Mitteilung des Hrn. Reg.-Rats Reubold in Ansbach.)

Heft 1.

Das erste Blatt (Umschlag) ist nur ein Fetzen, auf dem noch lesbar ist:

«Weiß . . burg, Landau, Mannheim, Maynz . . . Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar . . . Leipzig, Halle.»

Merz, Aprill bis auf den Anfang des Mai.

Auch das zweite Blatt ist zum Teil durchlöchert. Ich lese noch (und klammere leicht Ersetzbares ein):

Mannheim.

Samstag 12 Merz 1774 des Morgens . . . halb neun (schrieb ich dieses Journal)

(Donnerstag) 10. um 8 Uhr precise rei(sete) . . . . mit schwerem Herzen (welches . . . durch (?) d(ie) Thränen sich aufs . . . rn suchet) von Straß(burg) . . . theils ich, theils meine . . . (we)lche mich zum Theil bis an . . . begleiteten: M. Redslob . . . Stein (?) Krug, Silberarbeiter, Schmid . . . (aus) Fridberg bei Frankfurt . . . Verwandte dem Schutze (des allmäch)tigen, weisesten und gü(tig)en (Got)tes, des Vaters Jesu Christi mich (emp)fohlen hatten. Die Gesellschaft in (der diligence) bestunde aus 1) Hr. Diebau, (Kau)fm(a)nn zu Straßburg aus der Schweitz 2) Hr. Leidecker Kaufmann von Neuchâtel 3) Hr. Kaldarini (auf d)eutsch Kessel von Mayland, Kaufmann 4) . . . Matzen, Italiäner, angehender (Kau)fmann. — Hr. Diebau ist ein großer honnête homme. Er begegnete mir besonders höflich und freundschaftlich; und ich lernte allerlei an seinen Reden. Von dem wahren Christenthum hat er aber leider gar keine Erfahrung. Hr. Leidecker war ein angenehmer, freundschaftlicher Mann, und gefiel mir wohl, (so la)ng er nicht auf seine Hauptbegierde, (fl)eischliche Wollust, kam; dann da wurde (dieser) Mann auf einmal schmutzig . . . Diebau enthielt sich davon ziemlich . . . Ich muß ihm aber Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er . . . (sel)ten von wollüstigen Begierden . . . . (sprach). Hr. Kaldarini hatte beim Ein(steigen einen) starken schwarzen Bart . . . (wel)ches ihn dem Ansehn nach zu (einem gefähr)lichen Menschen verstellte . . . (er) saß, ohne ein Wort . . . oder doch . . . gar . . . zu reden; so war ich gegen (ihn miß)trauisch. Allein der abgeno(mmene) Bart machte auf einmal einen noch ziemlich artigen Mann aus ihm . . . (Er) redete kein Wort, bis ich gegen Abend erfuhr, daß er kein Wort teutsch, noch französisch sprach. Ich redete mit ihm lateinisch, welches er zwar fertig, doch nicht zierlich und mit öfterer Verwechslung der generum gesprochen hat. Er

verstunde auch griechisch. Meine Gesellschaft war mir angenehm in Vergleich mit der ordentlichen (= gewöhnlichen), welche man sonst anzutreffen pflegt auf (öffent)lichen Wagen. —

Freitag den 11. ej. Morgens nach halb sechs Uhr giengen wir von Weißenburg (m)it geöfneter Pforte, vor welcher wir aber, da (= so lange) sie geschlossen war, unsere Gedult zu üben Gelegenheit hatten. Ich sprach den Abend vorher mit Hr. Pfarrer

(Drittes Blatt, gleichfalls stellenweise durchlöchert.)

Gambs,[1] welcher mich sehr höflich empfangen, zum Nachtessen oder doch zum wenigsten zum caffee lude auf den folgenden Morgen, da ich das Nachtessen abgeschlagen hatte, und den caffee nah(m) i(ch) nicht an, wobei er bezeugte, daß (kei)n fremder und besonders kein Straßburger so trocken von ihm gegangen. Wann ich etwas christliches zu reden (Gele)genheit geben wolte, so sprung (er) bald ab, daß ich von seinem inneren (g)ar kein Urteil fällen kan. Hrn. Seniorem Mühlberger (?) in Landau habe ganz anders gefunden. Wir waren nach abgelegten complimenten auf einem erbaulichen discours. Allein da er, seinen Mantel und Kragen an und um sich, eben im Begrif war, mit einer Leiche zu gehen, so hatte ich dieses Vergnügen nur auf einige Augenblicke. Doch rufte er seiner Frau Liebsten, einer leutseeligen und gefälligen Frau, welche recht in Christo lebte und welche ich gerne länger genossen hätte, wann mich nicht die Furcht, die Diligence möchte abfahren, geheißen hätte, Abschied zu nehmen. Von Landau bis Neustatt war der Weg sehr schlimm, und deswegen bekamen wir in Landau eine andere Dil.; allein der liebe Gott hat uns sämtlich bewahret, da ich mehr als einmal meinte, umgeworfen zu werden. Zu Neustatt änderte man unsere dil. nochmahlen zu unserm sämtlichen Vergnügen, weil die von Landau aus gar schlecht beschaffen war. Und zugleich wurde unsere Gesellschaft vermehret mit einem, der . . . 6 Jahr bei den ehemaligen Jesuiten . . . Philosophie gelehret hatte, welches er durch seine immer gebrauchten distinctiones (phy)sica und metaphysica etc. bestätigte. Ich zog ihn ein wenig darüber auf, und seine distinctionen waren weg. Wir geriethen auf den discours von Pietisten. Sie wurden einstimmig verworfen, ohne daß sie jemand kennete. Nemlich man hielte bald die Herrnhuter, bald die Jansenisten, bald Heuchler für diejenigen, welche Pietisten genennet werden. Ich beschrieb ihnen die Kennzeichen eines echten Pietisten. Man billigte meine Beschreibung; allein

---

[1] Wahrscheinlich Joh. Mich. Gambs aus Straßburg, 1755 Pfarrer in Lembach (K. V. Blatt 165).

man wolte mir von allen Seiten behaupten, es gäbe keine solchen Menschen. Ich zeigte den großen Unterschied unter einem Menschen und einem guten Engel und sagte dabei: «Meine Herren, alle Heiligen von Anfang der Welt hatten noch manche Fehler an sich gehabt; die Ursache aber, warum diese Heiligen durchgehends so hoch geehret würden, wäre keine andere, als weil sie lange

(Viertes Blatt, auch noch etwas durchlöchert.)

vor uns gelebet, und wir mehr von ihrer Gottseeligkeit, als von ihren Fehlern aufgezeichnet fänden.» — Meine Gesellschaft wurde nicht ganz überzeugt; doch sahe ich hier abermahl, wie schön die echte Gottseeligkeit (selbst in) derer Augen ist, welche ihr im (Herzen) zuwider sind. Mit der größten Hochachtung und Ernsthaftigkeit versicherten die wollüstigen Leute, daß ein Mann, der Gott von Herzen liebt und darinnen immer weiter zu gehen suchet, ein recht edler und ehrwürdiger Mann wäre; allein, dann man bestund darauf, es gäbe dergleichen nicht. Uiber dem Nachtessen Freitag 11. fiel die Rede von dem indifferentismus. Er solte, sagte man, überall herrschen. Ich sagte und endigte hiermit den Streit, Einer, dem alle Religionen gleichgültig wären, könnte ohnmöglich selbsten Religion haben. Uibrigens wurde gar vieles in der dilig., über Tisch, bei Besuchen geredet und berühret, welches ich nicht gewußt und doch hätte wissen sollen. Mein Gott, verzeihe mir alle meine Sünden um Jesu Blutes willen. Wie vieles gute hätte ich mit Wissenschaft ausrichten können! —

(Mannheim) Samstag 12. Vormittags richtete ich meine Aufträge aus bei Hrn. Hofr. Lamey.[1] Da er in der academie war, so überreichte ich das mitgebrachte der Frau Hofräthin, welche mich gegen 2 Uhr wieder kommen hieß. Dem Hofbuchhändler Hrn. Schwan[2] überlieferte ich etwas weniges. Dem Hrn. Pfarrer Petton (vgl. 13. III) solte ein compliment bringen; allein wie ich hörte, daß er seine Predigt studierte, so wolte ich ihm nicht beschwerlich fallen, obgleich die Fr. Pfarrerin mich freundlich bate. Ich versprach, den Sonntag Nachmittag wieder zu kommen. Darauf besahe ich die ehmahlige Jes. Kirche, ein majestätisch Gebäude von ausen und innen. Das Churfürstliche Schloß ist groß und herrlich mit zweien Schloßkirchen an beiden Flügeln. Hinter dem Hauptgebäude

---

[1] Vgl. 30. IV. im Jahrb. 1906 und die Anmerkung zum zweiten Besuch.

[2] Der Verleger von Schillers Räubern. «Es war im Werk, daß Schiller eine Tochter des spekulativen Hr. Schwan heiraten sollte.» (Scharffenstein in «Schillers Jugendfreunde» von Hartmann, S. 155.)

ist ein nicht fürstlicher Garten. Des Mittags über Tisch mußte ich ein collegium exegeticum von meinem Wirthe Hrn. Frölich anhören. Er sagte, Noah wäre ein Esel gewesen, daß er den Cham, seinen Sohn, verfluchet habe mit allen seinen Nachkommen; zugleich wäre es auch ein gottloses Verfahren gewesen. Seine Frau war ganz stille dazu (eine recht artige und gefällige junge Persohn). Ein katholischer doctorandus medicus wußte sich nicht zu vertheidigen, und meine Meinung, daß es prophetisch zu nehmen sei, verlachte er. Darauf erklärte er die Geschichte Jonä im Bauch eines Fisches also:

(Blatt 5)

Jonas wäre ein liederlicher Mann gewesen, welcher 3 Täge und 3 Nächte in einem Wirthshause sein Geld verzehrte mit Fressen und Saufen etc. und sich deswegen einige Zeit geschämet, unter die Leute zu gehen. Ich zeigte ihm, daß die Allmacht Gottes zu zeigen, nicht der Hauptzweck dieser Geschichte sei. Auch gab ich ihm zu, daß der Fisch kein Wallfisch gewesen, sondern der, die Liebe, Erbarmung, Langmuth Gottes zu bestätigen. Dis war nicht nach seinem Geschmack, sondern nur zu spotten und Zweifel zu erregen. z. E. der Fisch müßte doch zum mindesten 10 mahl so groß gewesen sein als ein Mensch; nun aber wie hat ein solcher an das Land kommen können? Ich suchte die Sache zu erklären mit der Fluth und Ebbe; allein ich that weder ihm, noch mir selber damit ein Genüge und gestunde meine Unwissenheit. Da er sich theils vorher, theils nach diesem öffentlich erklärte ohne Scheu, daß er die Bibel für kein göttliches, sondern zusammengetragenes blos menschliches Buch hielte, so sagte ich ihm, nach einiger Uiberwindung der Menschenfurcht: «Mein Herr, wenn sie wollen glücklich werden, so müssen sie ganz andere Begriffe von der Bibel bekommen. Suchen sie einmal gewissenhaft und redlich, nach diesem Buche zu leben, so werden sie eine Kraft aus demselben in ihr Herz bekommen, welche sie von der Göttlichkeit der Bibel deutlich genug überzeugen wird.» . . . Nach Tisch kam ein stummer, da wir eben aufstehen wolten, welcher durch Winken und schreiben mit den Fingern sich zu verstehen gab. Sein Vater zog ihn mehrere Jahre zum Kieferhandwerk auf; nach welches Tode er Freiheit bekam seiner von Jugend an geäußerten Neigung, ein M a h l e r zu werden. Mein Hr. Wirth redete mit ihm durch Bewegung der Lippen, winken und schreiben. Dieser Mensch heißt Meier. . . . Der Hr. Wirth sagte mir nachher, er wäre sehr verliebt und sehr geschickt im Mahlen und Schreiben. — In der nemlichen Stunde bekam einen Brief von Hr. S t e i n, Buchhr. in S t r ß b. durch den

Hr. Hofbuchhr. Schwan in Mannh., in welchem ein andrer an den Hr. Löffler Bchhr. ibidem eingeschlagen war. Ich trug ihn hin. Und darauf gienge zu Hr. Hofr. Lamey.[1] Er empfing mich leutseelig und besprach sich von allerlei. Er schenkte mir Etrennes Palatines 1774 in 12, und da ich ihn zugleich beim Weggehen um ein historisch Buch bate, so gab er mir Medicus,[2] Zustand der Bevölkerung in der Pfalz und Mannheim besonders, in 8 Frkf. u. Leipz. 1769. Ein Buch, welches gut und dreist geschrieben ist und die Aufhebung des Gassenbettels nach sich gezogen hat. (Dann Besuch des Naturalienkabinets und «im Gange vor» des «cabinets verschiedner Antiq.» — Für die Bibliothek war es zu spät.) Bis es dunkel wurde, besahe die Rheinbrücke und spatzierte auf dem Wall und lief hernach ein halbe Stunde irre in der Stadt herum.

Sonntag 13. März (Vorm. Besuch der luth. Kirche. Die Predigt des Pfarrers Pitton[3] «war meist Heu und Stroh». . . . Nachm. in der ref. Kirche. Die Predigt des cand. theol. Bieler «gefiel mir sehr wohl» . . .) Von Music weis man nichts in den hiesigen Kirchen. Das Singen wird schrecklich gedähnt, daß ich viele Secunden warten mußte, bis die folg. Zeile angefangen wurde. Die Prediger sind äuserlich sehr andächtig, wie auch die Gemeine, besonders die Weibsleute, welche großentheils für sich auf dem Stuhl liegend und knieend

---

[1] Joh. Sigism. Lorenz schrieb am 4. III. 1774 an Lamey: «Endlich, theuerster Freund, ergreife ich auch wieder die Gelegenheit, die mir die Reise eines sehr rechtschaffenen Candidaten an die Hand gibt. . . . Die hiesigen Neuigkeiten werden Sie von dem Ueberbringer Hr. M. Patrick selbst erfahren können» etc. Nachschrift: «Hr. M. Patrick ist ein sehr treuer, frommer, fleißiger Candidat». Und am 27. Juli 1775: «Mögen auch die lieben Ihrigen in lebendiger Gottesfurcht . . . aufwachsen! Ein treuer, vom Geiste Gottes belebter Informator dient dazu vortrefflich. Wo Sie nicht schon mit einem Hauslehrer versorgt wären, würde Ihnen Hr. M. Patrick, der nun wieder bei uns und voll Geist und Leben ist, treffliche Dienste thun». (Briefe an Lamey in Mannheim von Joh. Sigism. und Joh. Mich. Lorenz, Handschriftenverzeichnis der hiesigen Univers.-Bibliothek von Barack, S. 160, Nr. 120.) Auch von Prof. Jer. Jak. Oberlin überbrachte Patrick einen Brief (v. 7. III. 1774): «Monsieur! Le porteur de la présente, Mr. Patrick, cand. en theologie, partant pour Halle en Saxe, m'a temoigné avoir grand envie, comme de raison, de faire votre connaissance en passant par Manheim. Je vous connais trop galant homme, pour vous refuser à ses souhaits.» (Ebenda, S. 161, Nr. 136.)

[2] Fr. Casimir Medicus 1764—1809 Garnisonsphysikus etc. in Mannheim, Kollege Lameys als Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften.

[3] Joh. Heinr. Piton aus Straßburg, geb. 1716.

das jedesmalige Gebet verrichten. Die Stimme der Prediger verändert sich nicht viel; auch ist die Bewegung der Hand sehr einfach, welches bei mir Eckel erregete . . , Die Prediger gehen hier in Mantel und Kragen (Nach der Predigt in der ref. Kirche fand eine Taufe statt). Die Hebamme, eine sehr alte Frau, vor welcher man sich in Straßburg segnen würde, trug das Kind (Beschreibung des Taufaktes). Wie ich aus der ref. Kirche weg vor der Cathol. Pfarrkirche vorbei ging, so hörte ich predigen. Ich gieng hinein und hörte dem Hr. Decano (seinen Namen weiß ich nicht) eine 4tel Stunde zu. (Mitteilung über die Predigt.) Er hatte eine 4eckigte schwarze advocaten Kappe auf mit einem schwarzen Kragen um den Hals — ein Straßburger pellerinel — über dem weisen Hemde. (Besuch bei Pfarrer Pitton, der sehr «redsprächig» war . . .) Er sagte mir, die Catholischen wären hier die ärmsten, die Lutherischen mittelmäßig, die Reformirten die reichsten . . . Von ihm weg — es war 6 Uhr Abends — gienge zum Hr. Hofrath Lamey, woselbst ich den Hr. Baron Rudbeck und seinen Hofmeister Hrn. Pivernstahl, beide Schweden, antraf. Ich erzählte eine Begebenheit des Hr. Pivernstahl mit dem Hr. Prof. Scherer[1] in Straßburg, ohne zu wissen, daß dieser Herr gegenwärtig wäre, bis er sich endlich zu erkennen gab. Es ist ein artiger Mann, aber etwas hochgetragen und sehr geschickt in den Sprachen. Er arbeitet fleißig im Arabischen auf der Bibliothec in Mannheim und gab mir seinen Namen mit etwas Beigeschriebenem an den Hr. Prof. Thumann[2] in Halle. . . . Sonst redete man von dem Codex Lauresamensis,[3] dessen Geschichte Hr. Hofr. Lamey erzählete . . . von den Reisen, die Hr. Pivernstahl nun ins 7te Jahr thut . . . (Auf dem Heimweg) lief ich fast eine halbe Stunde im finstern herum und kam endlich ein wenig vor 8 Uhr nach Hauß. (Schreiben am «Journal» bis 3/4 12 U.)

Montag den 14. März. (Besuch der Bibliothek

---

[1] Joh. Fr. Scherer (vgl. 24. V. im Jahrbuch 1906). Professor Oberlin schreibt am 6. XII. 1773 und am 24. VI. 1774 an Lamey von einem Schweden Bjornstahl, Mitglied der Akademie von Upsala. Das wird der Pivernstahl Patricks sein. (Vgl. Barack, Handschriftenverzeichnis, S. 161, Nr. 136.)

[2] Thumann war Schwede (vgl. 30. I. und 21. II. im Jahrbuch 1906).

[3] Codex principis olim Laureshamensis Abbatiae diplomaticus ex aevo maxime Carolingico (3 Bd. 1768—77) von Lamey veröffentlicht. Laurisham = Lorsch (Hessen). Prof. Joh. Michael Lorenz schreibt am 4. X. 1771: «J'ai reçu par la diligence le code diplomatique de Laurisheim. Mr. Koch vous en remettra le prix». (Barack, S. 160, Nr. 120.)

und Beschreibung derselben: «ein Schatz für die Gelehrsamkeit und würdig der Stiftung eines Churfürsten»). Uiber dem Mittagessen wurde mir Lutherus in Kupfer nebst Vater und Muter geschenket von einem catholischen Tischgesellschafter, ein geb. Franzos, der aber gut teutsch sprach, Namens Chateau. Einige Tage vorher sagte er, Lutherus wäre ein Spitzbube gewesen en moral. Es war ein Mensch, der nicht viel zu reden wußte, wann von etwas anderm als spielen, essen, trinken, Mädchen gesprochen wurde, und dabei sehr eingenommen war für seine Religion, aber freilich ohne Gründe . . . Beim Nachtessen trafe nebst drei neuen unbekannten Fremden Hr. Ferius von Straßburg an, einen Weinhändler. Ich kannte den Mann auf einer liederlichen Seite und erstaunte fast, daß er mit großer Ehrerbietung von der Hl. Schrift redete . . .

Dienstag, 15. Merz reisete im Namen meines Gottes von Mannheim weg auf dem Kays. Poste in Gesellschaft eines, wie es schiene, schlechten Frauenzimmers. Ich war nicht ohne Lüsten bei ihr; doch dank seie meinem gnädigen Gott, der meine Seufzer erhörte, daß . . . ich die Lüsten unterdrücken konte . . . Zu Oppersheim,[1] eine Stunde von Mannheim, ein Dorf, ist das Sommerschloß der Churfürstin von der Pfalz (wie des Churfürsten zu Schwetzingen) . . . Zu Worms verlohr ich meine gefährliche Gesellschafterin . . . diese Stadt empfindet noch die Folgen des Krieges an Kirchen und andern Häusern und die Vorstädte sind gar nicht angebaut[2] . . . Das Kloster Maienmünster rechter Hand seie, nach einem Sprichwort, 3 Heller ärmer als die Stadt . . . Ich reisete ohne Gesellschaft weg ziemlich langweilig bis nach Oppenheim, allwo ein Peruquenmachers Gesell von Straßburg, ein Sohn des cath. kleinen Buchhändlers La roche für 4 Batzen, dem postillon gegeben, auch hereinsaß. Ein junger Mensch, der anfängt sich zu verderben. Er gieng von Mannheim nach Frankfurt, wo er in der Messe vieles zu verdienen hoffete. Er sagte, man könne es in dieser Zeit bei seiner profession bis auf 2 Louisd'or bringen. Oppenheim ist eine große Stadt, auf einem Berge angelegt. Unterhalb derselben fährt man auf einer fliegenden Brücke über den Rhein. Zu Worms habe ich die vornehmsten wie die geringsten Leute, selbst auf der Straße und Gassen, sehen tabac rauchen . . . Abends gegen 7 Uhr kam ich . . . in Maynz

[1] Oggersheim linksrheinisch. 1742 Aufenthalt Schillers nach der Flucht aus der Karlsschule.
[2] Worms ist am 31. Mai 1689 von den Franzosen niedergebrannt worden.

an und nahm meinen Aufenthalt im Elephanten, wo Hr. Diebaud von Straßburg auch war (vgl. 12. III) . . .

Mittw. den 16. Merz. Schriebe nach verrichtetem Gebet dieses journal . . . (Besuch der Messe, «die, wie man mir sagte, abnimmt»; der Kirche zur lieben Frauen, des «Platzes, wo die Schiffe liegen», des «Crans», des Kaufhauses, des Domes, und Nachm. des «Creutzganges bei den Carthäusern» mit den «schönen Gemälden und steinernen Bildnissen». Beschreibung derselben: «der Maler heißt Mölber».) Aus der Kirche (der Karthäuser) stiege ich auf die Bibliothec (Beschreibung) . . . Heurathen dürfen die Erzbischöfe nicht; aber ich glaube nicht, daß die vielen fast ganz nacketen steinernen Bilder im Garten von der Keuschheit hineingesetzet worden sind . . . Das Schloß und Garten und die Karthause liegen auser der Stadt an einander. Einer der Herren patrum Carth. that mir die Ehre an, etwas weniges und freundlich mit mir zu reden beim Ausgange . . . Es schien mir, daß diese Herren nicht so strenge lebten, als an anderen Orten, indem aus verschiedenen Cellen einen, zween, drei in Degen und ohne Degen habe sehen herausgehen, welche auf einen Besuch da gewesen waren . . . . (Der Domprobst von Eltz hat, «so viel ich mich erinnere», über 40000 fl. Einkünfte, ist aber sehr wohltätig. — Bei einem Buchbinder, «der rohe und gebundene Bücher, gleich einem kleinen Buchhändler verkauft», waren auch protest. Bücher anzutreffen . . .)

Donnerstag 17. Merz (Besuch und Beschreibung der «vor einem Jahr fertig gewordenen» Augustinerkirche.) Um 7 Uhr gienge, nach freundschaftlichem Abschied und Kuß von Hr. Diebaud, nach dem Marktschiffe (bunte Gesellschaft). Es ist lang und ziemlich räumlich mit kleinen Fenstern und hat eine dreifache Abtheilung. Ich blieb in der ersten grösesten. In dieser stund ein mäßiger gegossener Ofen mit einem Rohr, in welchem gefeuert wurde. Wir bekamen bald eine Frau zu uns, welche mürbes Brod, Wein und Brantenwein verkaufte. In der 2ten und 3ten (der) kleinen Abtheilungen war ein französisch gekleidet[1] liederliches teutsches Frauenzimmer mit etlichen Herren, welche spielten und andere sündliche Sachen und Scherze trieben. Auch waren dergleichen liederliche Weibsleute in meiner Abtheilung mit liederlichen Mannsleuten, unter welchen, auch eine Jüdin war, so liederlich als die andern. Abends um halb 6 Uhr stiege ich . . . aus dem Marktschiffe ans Land in Frankfurt. Am Ufer standen

[1] In Straßburg erhielt sich in der Bürgerschaft die deutsche Frauentracht bis in die Tage der Schreckensherrschaft.

einige unterofficiers mit Spiesen, deren einer mich höflichst nach meinem Stande, Namen und logis fragte. Ich logirte mich in die weise Schlange und überreichte dem Hr. Hofrath Schmidt einen Brief von Hr. Oberlin[1] aus Straßburg. Dem Hr. Pfarrer Claus[2] wolte auch gleich das mitgebrachte überreichen, mein Hr. Wirth, Hr. Stritter, aber sagte, es würde mir zu späte werden . . . ich besahe . . . den Roßmarkt und den Spatziergang dabei, welcher dem Straßburger Broglio nicht unähnlich ist . . . den parade Platz, welcher gerade schmale Zeilen von Stein hat, nach welchen die Soldaten sich stellen müßen, den Markt mit dem Brunnen . . . die Metzig, den Anfang der Judengasse etc. Nämlich die Juden haben hier, wie auch in Mannheim, eine eigene Gasse . . . die Frankf. Juden tragen einen schwarzen Mantel und kurzen weisen Kragen. Ich gieng fast für keinem vorbei, der mich nicht beunruhigte. Die Gassen sind ziemlich breit, besonders die sogenannte Zeile; die Wirthshäuser zum rothen Hause, zum römischen Kayser etc. stehen als Paläste. Ueberhaupt sind die Häuser hoch, groß und schön, besonders die neuen, welche ohne Uiberhänge meist von Stein mit einem gröseren und kleineren Thurm darauf erbauet werden. Die Dächer sind mit Schiefer belegt. Da ich wieder nach Hause kam, setzte ich mich einige Zeit in die Gaststube und sahe die von sich eingenommene, sehr cärimonielle Röm. Kays. freie Reichsbürger trinken und spielen . . .

Freitag den 18. Merz . . . Um 11 Uhr gienge nach Sachsenhausen über die kostbare, veste, lange, steinerne Brücke nach der Wohnung des Hr. Pfarrers Claus, welchen aber nicht antrafe . . . Nach Tisch gienge zu Hr. Dr. Göthe und Hr. Dr. Dietz, traf aber niemand an. Die Frau Vogelin, die Schwester des Hr. Krug, Silberarb. in Straßburg, habe in kränklichen Umständen und übel hörend angetroffen. Noch vorher stieg ich auf den dicken Thurm der S. Bartholomai Kirch oder des Thums. Der Kunst nach kommt er in gar keine Vergleichung mit dem Straßburger, und ich weiß nicht, ob er wirklich so hoch ist, als der breite Platz (Plattform) des Straßb. Die Aussicht war schön und durch die mir gereichte perspective wurde sie noch schöner . . . (Um 4 Uhr Besuch der Abend-Betstunde «in der Ca-

---

[1] Jer. Jakob Oberlin (1778 außerord. Professor der Philosophie) K. V. Blatt 7. † 1806 (vgl. Goethe, Dichtung und Wahrheit, 3. Teil, 1. Buch).

[2] Pfr. Claus scheint der Hauptleiter der Frankf. Pietisten gewesen zu sein. Frankfurt war durch Speners Wirksamkeit daselbst die Geburtsstadt des deutschen Pietismus geworden.

tharinen-Kirch»; Pfarrer Reichard; Schilderung des Gottesdienstes.) Aus der Kirche gieng ich . . . über den schönen Wall, Würzmühl . . . (die der Stadt gehört und für 100 Louisd'or jährlich verpachtet wird) . . . Mich vergnügte die Stiftung der Fräulein von Cronstätt, welche vor etwa 10 Jahren für 12 adeliche arme Fräulein geschehen ist. Sie wohnen beisammen in dem Hause der Stifterin und können heraus heurathen. (Um 6 Uhr trifft er Pfr. Claus an und überreicht ihm «das mitgebrachte von Hr. Dr. Lorenz in Straßburg»; geistliches Gespräch.) Um 7 Uhr führte er mich in ein christliches Haus i. e. zu dem Hr. Debus, Cattunplätter, so unter dem Namen Jacob bekannt ist. Er war nicht zu Hause . . . von da führte er mich in eine Gesellschaft von Kindern Gottes . . .

Samstag den 19. Merz . . . richtete bei Hr. Dr. Goethe das compliment von Hr. M. Leypold[1] von Straßburg aus, und in dem Hause des Hr. Dr. Dietz hinterließ ich das compl. von Hr. Prof. Stoeber[2] von Straßburg dem Bedienten, weil ich nach Offenbach zum Mittagessen gieng . . . Ich sahe die Cerimonieen der Beicht in der Barfüßer Kirche (Beschreibung). Das Bemahlen der Häuser und die Ueberhänge derselben nimmt nach und nach ab. Allemal das 2te Haus hat eine 4 eckigte etwas grose gläserne Laterne an einem eisernen Arme befestigt, welches des Nachts angezunden werden.[3] Sachsenhausen über der Brücke ist ein mäsig groser Ort, aber einem Dorfe ähnlicher als einer Stadt in Ansehung der Unsauberkeit der Gassen. Oberrode,[4] ein Dorf eine halbe Stunde von Frankf. ist sauber und die Straße dadurch gepflastert. Noch schöner aber ist Offenbach, eine Stunde weit von Frcf. Die meisten Häuser sind von Stein und haben steinerne Staflen. Hr. Bernhard von Straßburg baut, und der Bau wird groß werden. Er hat einen

---

[1] «Jean Leypold, naquit à Strasbourg 1730» (bereiste, von Schöpflin begünstigt Italien, die Schweiz und Holland. 1760 ans Gymn. Selbst dichterisch veranlagt, il explicait les poëtes latins avec une grande sagacité. V. le progr. de 1792 par J. J. Oberlin» (Strobel, hist. du gymn. prot.). — Mag. Johannes Leypold, «Schullehrer bei allhiesigem Gymnasio» † 1792 (Straßburgische Zeitung, Nr. 232 von 1792). Er war Mitglied der «Uebungsgesellschaft» des Aktuars Salzmann, der bekanntlich auch Goethe angehörte (vgl. Alsatia 1853, S. 29 und 1862—67, S. 177).

[2] Elias Stöber (vgl. 24. Mai im Jahrbuch 1906).

[3] In Straßburg erst 1779: in jeder Straße zwei Laternen! (vgl. Wolff, Chronik von Dossenheim, S. 119). Noch um 1840 eine alle 100 Meter (Teutsch, Straßb. Bilder, S. 47).

[4] Oberrad.

schönen Garten und eine Tabacfabricke. Hr. Beck, der oncle der jungen Frau Baß Schatzin[1] in Straßburg, der mich zum Mittagessen lud, wurde vor meiner Ankunft nach Frankfurt berufen; ich speißte aber in Gesellschaft der Frau Beckin, welche ihrer Schwester, der Mutter erstgenannter Frau Sch., gar ähnlich sieht, und des Sohnes des jungen Hr. Becks von etwa 30 Jahren: ein artiger, freundschaftlicher, leutseeliger Mensch. (Spaziergang im Garten etc.) Zu Hause zeigte mir Hr. Beck verschiedene hübsche getriebene Arbeiten von Silber in Form kleiner Täfelein, auch künstlich durchgebrochene silberne verguldete Degengefäße nach pariser Art aus seiner Arbeit; auch silberne Schnallen, welche von 2 ihrer Gesellen auser dem Hause gemacht werden. Der Schwertfeger Geselle im Hause Namens Zittele ist von Straßburg aus den 3 Caminen vor dem Metzger Thor, ein Mensch schon bei Jahren und welcher schon allerlei gewesen und gar nicht ruhig ist; scheint wegen meiner des Morgens spatzieren gegangen zu sein, so daß ich ihn nicht zu sehen bekam. (Auf dem Rückweg Besuch der «Cattunfabricke» vor Offenbach, die, wie Offenbach selbst, «Ysenburgisch ist»; nach der Rückkehr «in aller Eile in eine Gesellschaft der Frommen». Wenn er sich «mit den lebendigen Frankfurter Christen» vergleicht, ist bei ihm «alles todt und kalt») . . .

Sontag, den 20. Merz . . . (Besuch zweier Predigten) die Frankfurter singen schrecklich lange, öfters über 20 Verse . . . die Mannsleute haben ihre Hüte auf, welche sie nicht oft abziehen. Nach der Predigt wird gebetet, die Absolution gesprochen nebst dem Bann, ohne vorhergehenden Spruch, wie in Straßburg . . . Die Kinder in Frankfurt sind durchgehends höflicher und besser erzogen als in Straßburg. (Beschreibung der Kirche in Sachsenhausen und einer Kinderlehre des Pfarrers Claus.) Ich ging von da, es war 5 Uhr, in die Gesellschaft der Heiligen bei Hr. Capl (Beschreibung dieses Konventikels) . . .

Montag dén 21. Merz. (Lesen von Erbauungsschriften; darunter eine in Frankfurt gedruckte Predigt von Lorenz[2] in Straßburg: «die Herrlichkeit des großen Auferstehungstages» 1774. Dann mit Hr. Kraus «zum Gallen Thor hinaus und zum neuen Thor herein».) Ich sahe die angenehmsten Gärten und Lustgärten und Felder, welche gleich (den) Gärten in Straßburg gebauet werden. Unter vielen Dingen erzählte er mir, daß

---

[1] Tante Schatzin. 7. V. des Jahrbuches 1906, wo — Druckfehler — «Schetzer» steht.

[2] Lorenz Sigm. Vgl. 24. IV. u. a. des Jahrb. 1906.

keinem Juden erlaubt sei, in den Alleen zu gehen weder in der Stadt, noch auserhalb; noch auch tabac zu rauchen bei den Alleen. (Besuch der Betstunde des Pfarrers Lauer in der Peterskirche und Beschreibung der letzteren.) Die meisten Weibsleute, die nur ein wenig etwas vorstehen wollen, gehen französisch, ohne oft ein Wort franz. reden zu können. Die Sitten in Frankfurt scheinen mir nicht so verdorben zu sein, als zu Mannheim . . . (Besuch und Beschreibung einer Andachtsversammlung «in Hr. Capls Hause», wo ein «Hr. Actuarius Feuerbach[1] die Hauptrolle spielte, der ihm auch auf dem Heimweg allerlei über die «Gesellschaften» erzählte) . . .

Dienstag, 22. Merz . . . ein wenig vor 11 Uhr hatte ich das Glück, Hr. Dr. Mosche,[2] Senior, zu sprechen. Er ist ein riesenmäsiger starker Mann, gegen welchen ich wie ein Kind mir selbsten vorkam. Er war gegen mich sehr höflich und leutseelig und gesprächig und scherzhaft. Er fragte mich, wie es um Straßburg stünde und was ich für collegia gehört hätte etc. . . . er rieth mir besonders exegetica an und sagte, zu catecheticis wäre im Waysenhaus (zu Halle) gute Gelegenheit. Beim Fortgehen schenkte er mir sein Spec. Inaugur. de Theologia populari. Ob er gleich von der Kraft des Blutes Jesu an seinem Herzen noch keine Erfahrung zu haben scheint, so ist er mir doch rein in der Lehre vorgekommen und dafür wird er auch gehalten . . . (Besuch von Feuerbach, der ihm seinen Sohn nach Jena mitgeben will, und bei Pfr. Claus in Sachsenhausen; abends 1/2 7 Uhr «in die kleine ausgesuchte Gesellschaft bei Hr. Hahn», wo er durch «das Reden und Beten» dieser Frommen «beschämt» wird) . . .

Mittwoch den 23. Merz . . . (Besuch der «Rathsbibliothec»; bei Tisch im Gasthause neue Gäste, die «unehrerbietige Reden» führten.) Hr. Pfarrer Bechthold (in der Barfüßerkirche), den ich diesen Morgen gehört habe, kommt, meiner Meinung nach, ziemlich überein mit Hr. diac. Sen. Fritz[3] in Straßburg zum jungen S. Peter: Unordnungen, Wiederholungen, zum Theil niedrige Ausdrücke . . . . Die Wirthshäuser, welche keinen Schild haben, haben einen wachsenden Tannenbaum, welches in Maynz durchgängig, ja gar zwei dergleichen, gesehen wird. Die Schüler aus den

---

[1] Ein Bruder des berühmten Juristen Anselm Feuerbach? Dieser ließ sich 1776 in Frankfurt nieder. — Vgl. 2. u. 7. I. des Jahrbuches 1906.

[2] Mosche, Benjam. 1723—91. Seit 1773 Senior des geistlichen Ministeriums in Frankfurt.

[3] M. Carol. Maxim. Fritz Arg., zuvor Pfarrer zu Eckbolsheim, † 1793 (K. V. Bl. 50 u. 164).

G Klassen tragen blaue Mäntel und singen bisweilen vor den Häusern, ein- oder zweimal, wenn man es bezahlt. Sie stellen sich alsdann in einem halben Circul, die grösern in die Mitte und die kleinern an beiden Enden. Das Gesang ist musicalisch. Leichpredigten sind in Frankf. fast gänzlich abgekommen . . . (Um 4 Uhr Besuch der Betstunde des Pfr. Claus in Sachsenhausen, der ihn hernach «in seinem habit» nach Frankfurt zu begleitete.) Auf dem halben Weg auf dem Wall begegnete uns der in den Mendelsohnischen Streitigkeiten[1] berühmte Hr. Kölbele, in sehr elender und schwächlicher Gestalt . . . Er redete gar artig mit Hr. Pfr. Claus vom Sterben. Und es verdroß mich, daß ich erst nach dem Abschied hörte, wer der Mann wäre . . .

Donnerstag den 24. Merz. Gegen halb 12 Uhr mußte aus meinem besseren Zimmer nro 15 in ein schlechteres eine Stiege höher nro 9. Und kaum war ich eingerichtet, so hörte, daß Hr. Act. Feuerbach mich zum Mittageßen abholen wolle. (Hahn «ein Handelsmann» — vgl. 22. 3. — war auch geladen.) Die Frau Akt. ist eine sehr schwarze, gar nicht angenehme Persohn von Gesicht. Ihre Reden und Aufführung aber gefielen mir. Der junge Hr. Feuerbach, der mit mir reisen soll, ist leider ein elender Mensch an Seel und Leib. Gott erbarme sich seiner, daß er nicht zeitlich und ewig unglücklich werde . . . Uiber dem Nachtessen (im Gasthause) wurde von der Verschwendung, man nennte sie aber generosité, närrischen und unsinnigen Aufführung des bekannten Hauptmanns Oeri von Zürch geredet. Sein Vater hinterließ ihm einen sehr großen Reichthum, aber keine Auferziehung. Er hat etwa eine halbe Million Gulden durchgebracht, und jetzo ist er blind und lebt auf dem Lande bei Zürch von seinen noch übrigen 60tausend Gulden . . .

Freitag den 25. Merz . . . Die Gossen werden nur zweimal gekehret mit Besen ohne Stiel Mittwoch und Samstag. Die große Glocke in der Barth. Kirche hat den Ton fast der Schlagglocke des Münsters zu Straßburg . . . Der Burger muß nach der Größe seines Hauses 2—10 fl. geben und auf diese Art die Laternen (vgl. 19. III.) erhalten; der inspector über diese Lampen, wie man sie nennet, hat jährlich 300 fl.

---

[1] Lavater hatte 1769 Mendelsohn seine Uebersetzung von Bonnets «Palingénésie philosophique» gewidmet mit der Aufforderung, die Beweise Bonnets für die Wahrheit des Christentums öffentlich zu widerlegen oder sich zum Christentum zu bekehren. — Joh. Balth. Kölbele, Dr. jur., bemühte sich, die Juden zu Christen zu machen. † 1778. Seine Schriften in Meusels Lex. VII, 180.

und jeder Lampenfüller 2½ fl. wöchentlich . . (Besuch in Berum[1] und einer Predigt des Pfarrers Dörr) . . . (Um 2 Uhr «in dem Saal wo die examina discipulorum classicorum (?) gehalten werden publice». Die 3. Klasse war an der Reihe; Beschreibung der Prüfung) . . . (Beschreibung der Kirche in Berum, deren sich «keine Stadt schämen dürfte») . . .

Samstag 26. Merz . . . lase das Maynzische abcBuch und die Erläuterung darüber, beide in 8, Maynz 1772, so ich in Maynz gekauft . . . (Besuch und Beschreibung der Rathsbibliothek) . . . (Mittag bei Feuerbachs; dann Spaziergang mit ihm.) Beim Hereingehen am Thor hatte ich das sonderbare Vergnügen, zween alte Christen anzutreffen als Zöllner oder Anweiser, Namens Hr. Nicolai, ein besonders redlicher Mann bei 80 Jahren, welcher seinen collegen Hr. Diehl, auch zu Christo geführet hat . . . (Besuch der «Gesellschaft» bei Pfr. Claus.) Mein Gott, was haben die Christen in Frankfurt für grose Gnade! (Ein Bierbrauer Hartmann und ein Spengler Wilhelm sind besonders hervorragende Beter) . . .

Sonntag den 27. Merz . . . (Von 6-9 Uhr Schreiben des Tagebuchs) . . . (Besuch der Kath. Kirche, wo Stark predigte, «ein schöner Mann».) . . . (Mittag bei Claus; mehrere Gäste, die alle Lavater «verwarfen wegen einem noch nicht alten einzlen Hochzeitsgedicht, welches ganz läppisch und abgeschmackt sein soll».) . . . (Um 5 Uhr Besuch einer Gesellschaft «bei Hr. W.» = Wilhelm? vgl. 26. III. — wo «auf gegebene Veranlassung diejenigen anfingen, ihre gehabten Empfindungen und Gedanken und Seufzer zu sagen, die vormittag das H. Abendmahl genossen hatten») . . .

Montag den 28. Merz . . . (Umzug aus der weißen Schlange in den schwarzen Bock nach Sachsenhausen in der Nähe des Feuerbachischen Hauses) . . . (Nach 6 Uhr bei Hr. Debus in der «Gesellschaft der Frommen», der «dabei so recht kindlich ist und alle Augenblick die Worte braucht: Seht, Kinner!») . . .

Dienstag den 29. Merz . . . (allerlei Gelesenes).

Mittwoch den 30. Merz . . . (Stritter, der Wirt aus der weißen Schlange, besucht ihn) . . . (Mittagessen bei Hr. H. = Hartmann? vgl. 26. III.) Der Frau H. Schönheit, reitzende Gestalt und Größe erregten meine Lüsten. Ach, mein Jesu, welch Verderben wohnet nicht in meiner Brust! . . . (Beschreibung des Leichenbegängnisses einer «Christin», der Frau

[1] Bornheim, jetzt in Frankfurt eingemeindet.

Katz) . . . Die Soldaten haben (hier) verschiedene besondere Sachen mit trommeln, marchiren etc. Die officiers haben nebst den unterofficiers noch Spiese und Schnüre auf einer Schulter herabhängend und ziehen mitten im marchiren, in einer Hand den Spieß haltend, mit der andern den Hut ab, wenn sie theils selbst grüßen, theils gegrüßet werden. Der Thürmer auf der Cath. Kirche bläset eine Posaune, seine Magd und eine andere Weibspersohn eine jede eine Clarinette des Mittags und abends nach 8 Uhr; auch wenn er Hochzeiten erfährt oder eine Leiche vorübergeht . . . (Mittags bei Claus; er kommt aber zu spät, weil er «die Wache, die am Geleitstag nach Sachsenhausen an das Thor gestellet wird, erst abziehen sahe») . . . Nach 2 Uhr gienge nach Oberrod,[1] um das Nürnberger Geleit ankommen zu sehen, und dies dauerte bis nach halb 6 Uhr. Der Deputirte von Nürnberg zu Pferd dorfte nur bis an den am Ende des Dorfes befindlichen Schlagbaum reuten, innerhalb welches der Rathsherr Bauer von Frankfurt in einem violetten, über und über mit Gold besetzten Kleide und Federhut auf einem schönen und schön geschmückten Pferde saß. Der Nürnb. Dep. that eine Anrede, davon ich fast gar nichts verstanden, in aller Unterthänigkeit. Hr. Rathsherr B. antwortete mit Majestätischen Gebärden und Stimme — er sahe in allem meinem Hr. oncle Rathherren Dürninger[2] in Straßburg sehr ähnlich — wovon ich hin und wieder ein Wort verstanden. Den Schluß machte er mit diesen Worten: «Es ist mir angenehm, bei dieser Gelegenheit mit Ihro Hoheit bekannt zu werden.» Worauf auf beiden Seiten in große Kelche Wein geschenket und Gesundheiten getrunken wurden Ich glaube, daß jeder über eine halbe Maß geleeret hat. Es mußte aber der Nürnb. Dep. mit seinen 5 bis 6 Begleitern wieder umkehren. Und da kam die Nürnb. Kutsche, eine Art von Landkutschen mit 8 Pferden, davon die 4 hinteren weis waren, mit zwei vorausreutenden Geleitsreutern. Die Soldaten stunden überall in Linien und praesentirten das Gewehr, wogegen die Geleitsreuter und die in der Kutsche jedesmal ihre Hüte abnahmen nebst den Fuhrleuten . . .

Donnerstag, 31. Merz vollendete die Briefe an Hr. Oertel,[3] Hr. Birr oncle, und Mag. Redslob[4]

---

[1] Oberrad.

[2] Patricks Mutter war eine geb. Dürninger. — Ein Jakob Dürninger war der letzte Schöffe in der Zunft der Tucher (vgl. Patriot. Wochenblatt, Frühpost 13. VIII. 1789).

[3] Mag. Oertel (?) 1771 Abendprediger an St. Wilhelm und in Lingolsheim (K. V. Nr. 34).

[4] Redslob, der jüngere; vgl. 21. I. im Jahrb. 1906.

nach Straßburg und trug sie nach halb 8 Uhr auf die poste . . . (Lesen von «vita Franc. Junii[1] mit Vergnügen und Nutzen»). Nach dem Mittagessen war ein wenig bei meiner Wirthin, Frau Zippin, welche, nachdem sie mich nach meinem Namen fragte, mir mehr von meines Vaters Verwandtschaft sagte, als ich selbst wußte . . .

Freitag 1. Aprilis . . . Nach dem Mittagessen hatte mit dem packen zu thun. Und Hr. Goullet, condiscipulus, den in 6—7 Jahren nicht gesehen, empfahl mir eine junge Tochter von etwa zehn Jahren, welche Morgen in der nemlichen Kutsche mit mir fahren solle. Des Vormittags habe Hr. Geng, Bordenhändler, gesprochen in der Kirche und Hr. Lic. Spielmann auf der Gasse, beide von Straßburg. (Abschied von Clausu. a.) . . .

Samstag 2. Apr. trank noch caffee bei Hr. Akt. Feuerbach . . . und fuhr in Gottes Namen ab 1) mit dem jungen Hr. Feuerbach 2) Jgfr. La Lance v. Montbeliard 3) einem apotheker Gesellen in der Gegend von Alsfeld 4) einer jungen Catholischen Weibsperson. Wir schliefen den ersten Tag zu Hungen,[2] wo wir das Nachtessen theuer zahlen mußten . . .

Sonntag 3. Apr. aßen wir zu Mittag zu Emmerode[3] billig, und noch billiger zu Nacht zu Eif.[4]

(Montag) 4. Apr. gut zu Asbach[5] zu Mittag und schlecht zu Sten (?)[6] zu Nacht.

(Dienstag) 5. Apr. speißten wir gut und billig zu Mittag zu Eisenach und zu Nacht zu Gotha gut. Ich habe diese Tage über manche Sünden begangen mit Gedanken, Geberden und Worten, die mir Gott um Jesu Christi willen verzeihen wolle und (etc.). Am 3. Apr. gegen Abend hat uns der eingezogene feine, aber nur natürliche[7] Apoth. Gesell verlassen. Sein Name ist Jericho. An dessen Platz saß zu uns in die Kutsche die Catholische Weibspersohn von Mosbach in dem Odenwald in der Pfalz bei Mannheim, die bisher auf dem Bock war . . . Heute 5. Apr., sobald wir zu Gotha gegen den dunklen Abend angekommen waren, so

---

[1] Franciscus Junius (du Jon) franz. ref. Theolog 1545—1602. Seine Werke. 1607 und 1613 in Genf herausgegeben, beginnen mit der eigenen Lebensbeschreibung.

[2] Hungen, Kreis Gießen.

[3] Elpenrod, Kreis Alsfeld.

[4] Eifa desgl.

[5] Asbach, Kreis Hersfeld.

[6] Wohl See (Großensee) vor Eisenach.

[7] Natürlich = unberührt vom Geiste Gottes (der «natürliche Mensch»).

überreichte dem Hr. Hofr. S c h l ä g e r[1] das mitgebrachte von Hr. Prof. S t o e b e r in S t r a ß b u r g, welcher ihm schon in einem Briefe meine Ankunft gemeldet hatte. Es ist ein alter Mann, allein er war doch freundschaftlich und sehr redsprächig. Er fragte mich von Hr. Prof. S t o e b e r, Hr. Mag. O b e r l i n etc. in Straßburg. Er erzählete mir, daß man in 4 Wochen gut hebräisch lernen könnte, daß er selbsten als Prof. linguarum in H e l m s t ä t t das collegium hebraicum nicht länger als 6 Wochen zu lesen nöthig gehabt habe; daß die hebr. und die griech. Buchstaben einander völlig ähnlich wären; daß man in collegiis nichts nachschreiben und nichts dictiren solle; daß die B i b l i o t h e c aus 50 000 Büchern und 100 000 Stücken[2] bestehe . . . daß die N a t u r a l i e n k a m m e r noch erst die vorige Woche durch den Herzog mit etlichen Stücken für eine große Summe wäre vermehret worden; daß er unpaß wäre und der Bibliothecarius auch; daß ich also nicht viel würde sehen können, wenn ich auch gleich länger bleiben könnte. Ich gieng also heute,

(M i t t w o c h) 6. A p r. von G o t h a weg, der schönen Stadt mit höflichen Inwohnern. Das S c h l o ß habe ich dem Mannheimer gleich gefunden; es liegt auf einer Höhe und zeigt sich schön. Der größte Thurm ist auf dem R a t h h a u s . . . (S c h l ä g e r hat auch angeboten, über ihn nach S t r a ß b u r g zu schreiben; er schreibe wöchentlich dorthin an den Buchhändler B a u e r.) (Auf der Fahrt nach Gotha hat ihm «über H i r s c h f e l d» gegen Abend «der S i l i n g s w a l d»[3] Furcht und Angst und Seufzer erreget».) . . . (N a c h t r a g v o n E i s e n a c h etc.: Gegen Mittag (am 5.) besuchte ich die W a r t b u r g nahe bei mit sehr vielem Schweiß. Man wieß mir alte canonen, Flinten, Panzer, Turnierspiese etc., die Schloßkirche etc. Das Zimmer aber, wo L u t h e r gesessen ist, konnte ich, da ich doch darum hinaufgestiegen war, nicht zu sehen bekommen, weil ein Gefangener drinnen saße. Zu H i r s c h f e l d waren — 4. Apr. — die Thore verschlossen und der Schlagbaum zugemacht, weil eben Gottesdienst gehalten wurde.) — W e i m a r ist eine schöne Stadt und reinlich gehalten und Laternen vor den Häusern . . . Noch etwas zur W a r t b u r g: man verehrete mir alda die Beschreibung der Wartburg auf zween Bogen in 4 mit rothem Papier überzogen.

[1] Jul. Karl Schläger, Numismatiker 1706—86.

[2] Stücke = Münzen etc.

[3] Das können nur die Hörselberge sein (Venusberg, Tannhäuser, wilde Jagd). Patricks «Seufzen» war so stark, daß er von einem Orte Hirschfeld schreibt, den es hier gar nicht gibt. Er meint wohl Schönau a. H. oder Kälberfeld.

Den 6. Apr. gegen Mittag kam ich zu E r f u r t an. Die Stadt ist groß und artig mit einigen besonders schönen Häusern z. E. die Statthalterey; das Kaufhaus, genannt die Wage etc. Auch sind schöne Gärten in der Gegend herum. Da ich das Benediktiner Closter auf dem P e t e r s b e r g e vor der Stadt besehen wolte, so machte mir der Korporal der Wache allerlei Schwierigkeiten, welche ich mit Gelde nicht heben wolte und also wieder unverrichteter Sache zurückgieng . . . Von hier mußte ich den Weg über J e n a nehmen wegen dem Herrn F e u e r b a c h, der sich auf einmal entschlossen hatte, mit dieser Kutsche, in welcher wir von Frankf. bis hierher gewesen waren, nach Jena zu fahren. Wir blieben über Nacht zu K ö t s c h a u, einem Dorfe ohngefehr zwo Stunden von Jena. Es hatte unser Wirthshaus den Schild zum guldenen Creutze, und der Name des Wirthes ist Cramer. Bisher habe ich noch kein Bette so gut gehabt und keine so höfliche Leute angetroffen, als diese. Auch waren sie ganz billig in Ansehung der Rechnung. Heute

D o n n e r s t a g d e n 7. A p r. kamen wir um 7 Uhr nach Jena. Man sagte mir: es wäre zu früh, einen Besuch bei Professoribus zu machen. Ich sahe die B u r s c h e n in ihren zusammengedrückten kleinen Hüten, langen Röcken und Stiefeln und pommadirten über die halben Wangen herabhängenden einfachen Locken ohne Stock und Degen, allein ein oder auch zwei Bücher unter dem Arme, auf dem Markte besonders herumspatzieren. Dieser Markt ist viereckigt, mit schönen Häusern umgeben und reinlich. (Abschied von dem jungen Feuerbach und Ermahnung an ihn. Beschreibung der Michaeliskirche und einer Betstunde darin.) In N a u m b u r g sind nur mäßige Häuser. Hier fangen die Pelzkappen an bei Manns- und Weibsleuten, und die verbundenen Köpfe und Mäntel der Weibsleute dauern hier noch immer fort. In der Dämmerung bin ich zu W e i s e n f e l s[1] angelangt . . . . (Die T i n t e der folgenden 7 1/4 Seiten i s t g r ö ß t e n t e i l s v ö l l i g v e r b l a ß t. Was noch lesbar, wird unverkürzt wiedergegeben.)

F r e i t a g 8. A p r. um den Mittag bin ich in L e i p z i g angelangt. Ich sprach nach dem Essen oder vielmehr gegen Abend erst Hr. Dr. E r n e s t i.[2] und gab ihm . . . großen Pack in seine Hände von Hr. Dr. M. (Senior M o s c h e vgl. 22. III.) in Frkf. Er rühmete mir das eigne Nachdenken in

[1] Weißenfels, 32 Kil. von Halle.
[2] Ernesti vgl. 24. XII. u. a. O. im Jahrbuch von 1906.

allen Stücken und erzählete unter anderm, wie er durch Schenkung allerlei geometrischer Figuren von Holz einem Knaben die Geometrie beigebracht. Bei Erzählung eines Einfalles eines 6jährigen Knaben: «Du Dummer, ha, wie hast du denn glauben können, daß Aepfel klug machen! Ja, wenn Aepfel klug machten, so wollte ich deren genug essen!», erwähnete er seine Erklärung dieser Stelle (1. Mos. 3, 5—6), die ich aber nebst den meisten übrigen wieder vergessen, weil ich dieses erst heute Montag den 11. Apr. aufgeschrieben habe. Ueber das Catechesiren, worüber ich kein collegium halten (hören) solte. Ferner: die Vertheidigung der christl. Religion gehöre nicht auf die Canzel; der gemeine Mann zweifle nicht daran und werde dadurch nur irre gemacht, und für andere wären die Bücher besser. Item der «Bibelfreund» des Hr. Dr. M (Mosche) wäre in die holländische Sprache übersetzt worden, und dieses Uibersetzen geschehe heutiges Tages öfters, weil in Holland alle theologi nichts anderes dächten, als an die Vertheidigung der christlichen Religion. — Das was ich an den Hr. Baron von Hohenthal von Hr. D. L. (Lorenz) in Straßburg mitgebracht, habe im Intelligenz comtoir abgegeben, da Hr. von H. nicht in Leipzig war.

(Samstag) 9. Apr. Morgens hatte allerlei zu laufen und zu schreiben wegen einem coffre Zettul, welchen ich schrieb und welcher auf der Wage unterschrieben wurde. Sehr angenehm war mir der Besuch des Mag. Blessig aus Straßburg, der in der Nacht vorher von einer kleinen Reise nach Jena, Eisenach etc. wieder zurückgekommen war. Wenn nicht schon alles zum abfahren bestellet und gerüstet gehabt hätte, so wäre ich noch länger in Leipzig geblieben. Doch versprach ich (ihm?), in einigen Tagen wieder bei ihm zu sein. Denselbigen Morgen über dem Morgengebet und schon den vorherigen Abend war ich so sehr angegriffen über dem Abschiede (von demoiselle?) La Lance (vgl. 2. IV.), daß ich mich der Thränen (nicht) enthalten konnte, welche wirklich (= jetzt) wieder über meine Wangen rollen. Die Ursache ist, weil dieselbe eine junge, artige, unschuldige, edle, Vater- und Mutterlose Waise war. Ich überdachte die Gefahr und Verdruß, denen sie auf der Reise bis Dresden noch könnte ausgesetzt sein, und an das viele unschuldige Vergnügen, so ich in ihrer Gesellschaft (gehabt?) und an den geistlichen und leiblichen Rath, den ich ihr sonst schon, aber besonders den Tag vorher nach dem Abschiede des Hr. Feuerbach gegeben hatte, da ich ganz alleine (mit) zweien Frauenzimmern in der Kutsche war. Der Herr Jesus sei gelobet, daß er (mich) vor Sünden behütet hat! Die andere Weibspersohn

von Mosbach in Churpfalz (vgl. 2. u. 5. IV.) hatte nach ihrem Vorgeben das (in ihre) Rockfalten eingenähete Geld verloren und war (? . . .) niedergeschlagen dem Ansehen nach. Ich (schenkte ihr . . .?) sechs Livres Thaler und ließ sie mit mir zu Mittag essen, was (sie mit . . .?) Thränen und Bewegung annahm. Sie ist catholisch. Ich sagte ihr, wenn sie (in Schlesien? nach Jauer?) käme zu ihrem oncle und Tante und die Umstände so gut anträfe, wie sie mir vorher in der Kutsche gesagt hätte, so sollte sie mir es wieder schicken nach L. (Leipzig) an Hr. York,[1] den Kutscher und Gastgeber zu den drei Rosen neben dem hotel de Bavière. Ich hofte aber nichts etc. Sie versprach, es wieder zu schicken. Gegen den Mittag fuhr ich auf dem Halleschen Wagen ab nach Halle mit einer einzigen (schönen?) Weibspersohn aus Halle, mit welcher eben deswegen nicht viel sprechen durfte. Und (erfuhr ich?) den Beistand Gottes abermahlen. Das Eingeweide hätte einem auf diesem Wege vielemahle auf den langen gepflasterten Straßen abreisen mögen bei dem schrecklichen Erschüttern des Wagens. Gegen 8 Uhr kamen wir an das Thor in Halle: aufgemacht wurde ohne Entgeld. Auf Bitte wurde (mein großer?) Pack nach vorheriger nicht ganz scharfer Durchsuchung mir erlaubet mit nach Hause zu nehmen, den coffre und Mantelsack mußte auf der Wage lassen und konnte bei (. . . untern?) Garde nicht einmal meine Pantoffel erlangen, die doch nicht in dem (verschloßenen? Mantelsack?) waren. Ein soldat trug mir den Pack in den guldenen Löwen, welcher sich nachher meldete und zween Groschen erhielt. Den gestrigen

Sonntag, 10. Apr. habe ich in (Zerstreuung?) und eiteln Reden zugebracht und mit dem holen und auspacken des coffres (und wieder einpackens?) bis auf die mir zum wenigsten (erbauliche?) Predigt des M. Walters in der Nach(mittags)kirche und zwei zu Haus gesungene und etliche gelesene Gesänge aus dem Straßb. und (Woltersdorfischen?[2]) Ges. Büchern. Die Predigt, die Hr. Mag. W. hielte in der Lieben Frauenkirche (. . . Marktkirche?) [welche groß ist mit Creutzbogen und (hoch?) nebst einer schönen großen Orgel: auf dem Altar sahe es durch das kleine crucifix (zwei große?) Leuchter und einer Art von Blu(menkranz?) ganz catholisch aus. Nicht (gerecht?) in der Mitte der Kirche (ragt?) ein größeres crucifix, daran die Haare ganz natürlich (scheinen?)

---

[1] Bei York wohnte er im Winter 1774/75 (vgl. 10. I. u. a. im Jahrbuch 1905).

[2] Ernst Gottl. Woltersdorff, geb. 1725, † 1761 als Prediger in Bunzlau. dichtete «himmellange» geistliche Lieder. Eines von der Kirche hat 263 Strophen! Vgl. Ritschl, Gesch. des Piet. II, 483 ff.

herabzuhängen.] handelte von der Uiberwindung der Welt, welches er so auslegete, als hätte er etwas davon erfahren. Ich hörete heute, daß er ein collegium läse über die hebräischen Psalme. Des Vormittags — 10. Apr. — war bei Hr. Dr. Freilinghausen[1] und übergab ihm das in einem Brief (. . . in Leipzig . . . versiegelte) mitgebrachte Geld für die Mission in Ostindien. Er sagte, ich würde mich wohl auch (in . . .?) hier in Halle üben wollen. Worauf ich Antwort gab: «Wann ich es (nur schon?) hätte!» Hierauf übergab dem Hr. Dr. Noesselt[2] die Disput. von Hr. Dr. M. (Mosche) in Frankfurt. Es ist dieses ein sehr (. . .?) junger Mann und wirklicher (= derzeitiger) prorector. Ich brachte ihm auch ein compliment von Hr. Gnilius[3] in Straßburg und M. Bl. (Blessig) in Leipzig. Uiber dem Mittagessen ließ Hr. (Inspektor?) Witte[4] das abholen, was für ihn mitgebracht, (da?) er durch Hr. Prof. Fr. (Freilinghausen) davon Nachricht bekommen. Es war ein paquet von Hr. Dr. M. (Mosche) in Frkf. und ein Brief von eben (dem) Hr. M. Gn. (Gnilius) aus Straßburg. Item über (dem prandio?) besuchte mich Hr. Mayer aus schwäbisch Halle, der schon vor einem halben Jahr hier in Halle die Theologie (angefangen?) hat. Ich war zweimal vorher dort in seinem logis wegen einem Brief, so von (einem?) Handlungsbediensteten Horlacher bei Hr. cousin Birr in Straßburg mitgebracht, ohne (ihn) anzutreffen. Er bot mir seine Dienste an und lud (mich) auf diesen Morgen zum (caffee?), welches auch heute angenommen (und eine) Pfeife tabac dazu geraucht habe (um 9 Uhr?), nachdem ich gerade vorher (aus dem güldenen) Löwen in Herrn (Bimblings?), eines Kaufmanns Hause in der (Märten?) Straße, mich mit meinen Habseligkeiten (begeben hatte im dritten (Stocke?) auf die Gaße heraus. Nach dem caffee giengen wir (auf den?) Saal im Waysenhause, in welchem (das . . .?) halbjährigen examen bei vielen Zuschauern gehalten wurde. Wann ich das Waysenhaus, welches einer (großen . . .?) Stadt ähnlich siehet, näher (kennen werde?) so will ich es auch beschreiben. (Wir giengen um? halb 12 Uhr?) weg und nach Hause, (von wo mich?) Hr. M. (und . . .? vom Waysenhause) zum traiteur führten, (um dort?) zu speisen, welches ich für (. . .?) bezahlete. Das Essen ist gut und (genügt?), sich satt zu essen nebst einem großen

---

[1] Freylinghausen, Gottl. Anast., 1710—85 ord. Prof. der Theol. und Direktor der Waisenhausanstalten (vgl. 30. I. im Jahrb. 1906).

[2] Noesselt (vgl. 30. I. im Jahrb. 1906).

[3] Gnilius (vgl. 21. I. ebenda).

[4] Witte (vgl. 15. XII. ebenda).

(Kruge Bier?). Nach dem Essen bestellten (vgl. 12. IV.) wir die Hallische Kutsche (. . .?) oder für 12 Ggr. nebst (Mantelsäcken?). Zu Hause packte ich ein wenig aus, nachdem ich schon vor 12 Uhr der Wäscherin, die grade im Hause war, die schwarze Wasch gegeben hatte. Nachgehends gienge um 2 Uhr zu Hr. Dr. Semler,[1] welcher mich sehr freundschaftlich aufnahm, da ich ihm ein compliment von Hr. M. Bl. (Blessig) in Leipzig brachte. Ich hielte mich lange bei ihm auf und widersprach?) ihm ziemlich herzhaft, ohne daß er (zürnte?), da er vom canone zu reden anfing. Er redete ganz artig von dem (Gewissen?), von Gott, von Christo, von der Wahrheit und der Freiheit der Meinungen, von den Bewegungen, die das Wort Gottes machet, wenn es recht vorgetragen wird, von seiner guten Sache und Redlichkeit etc., so daß, wann seine Sätze nicht ganz offenbar alles, (was göttlich ist?), umschmissen, und ich nicht so sehr gar (dawider??) eingenommen gewesen (wäre?), und mir Gott nicht beigestanden wäre, ich (leichtlich?) seine Meinungen angenommen hätte. Aber Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi bewahre mich durch seinen H. Geist für diesem gefährlichen Manne, der sich so fein in einen Engel des Lichtes verstellen kan! Er ist übrigens (ein langer?), nicht dicker Mann und ist mir gleich beim ersten Anblick als ein (sehr sonderbarer?) Mann fürgekommen. Ich meine, daß es ihm was gekostet, so Meister über seine affecte zu werden, dem Aeusern nach zum wenigsten; (denn?) ohne affecten ist er doch sonst nicht. Beim Abschiede entschuldigte ich mich meines (Widerspruchs?) halber, wogegen er ganz freundlich sagte, das nehme er nicht übel, im Gegentheil, so solte es sein, und mich auf weiteren Besuch einlud, worüber ich mich aber (noch bedenken werde?) und vielleicht (so lange bedenken) werde, als ich in Halle bin. Du (. . . Gemeine?), o Gott, und errette sie vor (solchen Menschen?), wie dieser ist! Amen. (Von da weg?) gienge zu Hr. Prof. Schulze[2] und brachte ihm (ein compliment) von Hr. Prof. Stoeber in Straßb. und Hr. M. (Mosche) in Frkf. Er war höflich gegen mich und bot mir (seine Dienste?) an. Auch fragte er mich, ob ich (nicht) docendo mich üben wolte. Ich sagte, ich wolte eine Weile zusehen und zuerst die (docenten?) besser kennen lernen. Unter (anderm?) sagte er ebenfalls, da ich von dem (Theodoret), dessen 5. Theil unter völliger Arbeit ist, zu reden anfieng, daß Hr.

---

[1] Semler (vgl. 2. I. u. a. ebenda im Jahrb. 1906).

[2] J. L. Schulze gab mit Noesselt die Werke Theodorets (Exeget und Fortsetzer des Kirchenhist. Eusebius) neu heraus. Halle 1769—74. Sechs Bände.

Mag. Lobstein,[1] der (hier?) in Halle laudatur ab (his?), culpatur ab illis (. . . ihm?) von Paris aus einen codicem (. . . von) einem Franzosen (conferirt?) zugeschickt habe, welchen ein Teutscher (besser würde conferirt?) haben; der codex seie (sonsten?) gut. Hr. Pastor Schulze habe (nicht angetroffen?), so von Hr. Mag. Gnilius (in Straßburg mir empfohlen war??). Ich sagte der Magd, ich (würde mich wiedersehen lassen?? . . . ??) Schriebe zu Hause (um 4?) Uhr heute

Montag 11. Apr. dieses journal bis nach 6 Uhr abends, da (der junge Hr. Birgling?) von der dritten Klasse von (. . . ? auf dem?) Paedagogio mich besuchte, (ich meine, im Namen seiner Eltern?), ein feiner junger Mensch. Ich habe es schon oben angemerkt, daß die Kinderzucht in Teutschland besser ist als in Straßburg. Nach halb 7 Uhr kam Hr. M., (mit welchem ich in den?) Speisesaal des Waysenhauses gieng, an seinem Arme geführt. Hier speißten nach meiner Rechnung 4 bis 5 hundert Studiosi und Schüler. Es wurde von einem Schüler auf (einem?) Catheder gebetet das ordentliche Tischgebet (und Vater Unser?) und hernach was erbauliches gelesen von dem innern rechtschaffenen Wesen, wovon aber gar vieles nicht verstanden wegen dem (Getöse?), ohngeachtet alles sehr stille sein solte und auch dem ohngeachtet war; denn laut durfte keiner reden. Ein Inspector gieng auf und ab und beobachtete alle. Ein Jurist wurde (wieder?) hinausgeführt, welcher sich eingeschlichen hatte. Dieses erregte einen großen Aufstand und spöttisches Gelächter. Ein jeder mußte Löffel und Messer mitbringen zu der Biersuppe, welche (mir so gar nicht?) schmeckte, daß ich kaum zween kleine (Löffel voll?) hinunterbrachte; und Brod, davon (ein jeder?) schneiden konnte, wie viel er wolte; (und eine mäßige?) portion Butter, wobei Salz auf dem Tische stunde. Nach dem Essen wurde (wieder gebetet?) von dem Schüler und gesungen, (hernach von einem?) Studioso gebetet ex tempore (und abermahlen?) gesungen. Jedesmal vor und nach dem Essen wird ein Zeichen mit einer Schelle gegeben zum Gebet. Ich betrübte (mich über?) diese Studiosos, davon kaum einer um mich herum die Hände faltete und das Gebet nachsprach. Die übrigen schwatzten, (schnitten Brod, strichen Butter?) langten Bier herum etc. Auf das (Lesen?) wurde auch nicht geachtet. (Ach Gott, denke an deine Gemeine?), die mit Jesu Blut erlöset ist, (welcher?) solche Leute alle sollen als Lehrer vorstehen (wenn

---

[1] Lobstein, Joh. Mich. (1775 Prof. in Gießen, vgl. 12. VI. im Jahrb. 1906).

sie am Leben bleiben?)! (. . .?) zu Hause um 8 Uhr schrieb dieses j. (Journal) bis (. . .?) da ich mich eben mit der (Zubereitung auf die morgige) Abreise nach L. (Leipzig) beschäftigen (mußte?), um Hr. M. Bl. (Blessig) zu besuchen. Ich erbaute mich singend, betete und gieng schlafen. (Von hier an wird das Tagebuch wieder leserlich.)

Dienstag 12. Apr. (Packerei; Abfahrt «auf dem hallischen Wagen» nach ½9 Uhr «in Gesellschaft des Hr. M.» und eines 13jährigen Kaufmannssohn aus Leipzig, namens Wapler, der 3 Monate im Waisenhaus gewesen war; Ankunft «gegen 6 Uhr Abend») . . .

Mittwoch 13. Apr. Morgens lase in den Danziger Theol. Berichten, deren 105—108tes Stück ich gekauft habe (den Abend vorher bei Iunius, bis gegen 9 Uhr. Besuch bei Prof. Clodius[1]), dem «ich ein compliment von Hr. M. adj. Schweighäuser[2] in Straßb. nebst einer Frage brachte») Von ihm weg gienge zu M. Bl. (Blessig), welcher mich gegen 11 Uhr zu Hr. Prof. Ernesti führte, wo ich Hr. Sko aus Dänemark antraf. Und vorher bei M. Bl. den Hr. Himmli aus Straßburg, einen artigen Kaufmannsdiener, kennen lernte. Zwischen 3 und 4 Uhr trinkt in Leipzig jederman caffée. Weil aber dis noch nicht wußte, so mußte von Hr. Dr. Crusius[3] wieder fortgehen . . . Ich gieng darauf grades Wegs durch die schöne Maulbeeren- und andere Baumalleen um die ganze Stadt herum bis halb 7 Uhr, da ich in Danz. Theol. Ber. fortlase. Allein durch die angenehme Gegenwart des M. Bl. nach 7 Uhr wurde darin gestört. Heute

Donnerstag den 14. Apr. . . . um 8 Uhr gienge zu M. Bl., welcher mich in das collegium des Hr. Dr. Ernesti führte. Er lase über Neumann[4] compendium Dogmatic. und zwar über den art. de resurrectione mortuorum etc. Hr. Dr Ern. wurde von uns beiden in den collegien Saal begleitet, da wir ihn eben auf dem Wege antrafen. Im Saale saß er auf einer cathedra und die große Menge auditorum auf gefütterten Seßeln. Er trug viele mir ganz unverdauliche Sätze vor z. E. daß die Menschen nach der Auferstehung die partes genitales, ventriculorum intestini et partes corporis omnes haben werden; daß die Menschen noch die nämliche Stimme haben werden, die sie auf Erden hatten; daß σῶμα πνευματικόν nur einen vollkommeren Leib bedeutete; daß die Teufel keine größere weitere

---

[1] Clodius vgl. 17. III. im Jahrb. 1906.
[2] Joh. Schweighäuser Arg. 1778 prof. linguarum orient. † 1777.
[3] Crusius vgl. 15. XII. im Jahrb. 1906.
[4] Wohl Joh. Georg Neumann 1661—1709; Prof. in Wittenberg 1692, Hauptgegner Speners.

Strafe zu befürchten hätten, als sie jetzt schon empfänden etc. Nach dem collegio trunke caffee und rauchte tabac bei M. Blessig, wohin auch Hr. Hasselblatt aus Liefland ging. Auch kam auf die Stube Hr. Koerner, ein Sohn des Leipz. Dr. Theol. ... Nach 10 Uhr führte mich M. Bl. zu Hr. Prof. Morus ... Hier muß ich gestehen, daß ich von den Besuchen der Herren Professoren in Gesellschaft des M. Bl. gar wenig Nutzen hatte, da ich doch gröseren hätte haben sollen, als wenn ich alleine gegangen wäre. Es wurde nur immer gespaßet und kein gelehrter oder sonst ernsthafter discours angefangen. (Besuch einer Vorlesung des Prof. Crusius über den 106. Psalm). Zu Mittag speiste ich bei Hr. Prof. Clodius durch die Vermittlung des M. Blessig (in größerer Gesellschaft; es wurde «nichts ernsthaftes und brauchbares besprochen»; nach Tisch besuchte man am Ranstädter Thor die beiden Comödiensäle»; der eine war noch nicht fertig, der andere dagegen «wohl eingerichtet»). Besonders hatte er einen Vorhang, auf welchem ein vortreffliches Gemählde von Oesern[1] hier in Leipzig war. Es waren droben Sophocles, Socrates, die nackete Säule der Wahrheit etc. Um drei Uhr giengen wir auseinander, und ich mit M. Blessig nach Hause, caffée zu trinken und tabac zu rauchen. (Besuch bei Lic. Thalemann,[2] dem er das «compl. des Hr. M. Weber[3] in Straßburg» überbringt, der «hier und überall, wo er sonsten gewesen, in bestem Andenken steht».) — (Von dem Blatt ist ein zwei Finger starkes Stück der Außenseite abgerissen.) — (Thalemann macht auf verschiedene Bücher aufmerksam; auch von dem «elenden Charakter des Wieland»[4] war die Rede.) Heute

Freitag den 15. Apr. ... Leipzig ist durchgehends mit hohen schönen Häusern, vielmehr Pallästen bebauet und wird des Nachts mit Laternen erleuchtet, fast gänzlich wie in Frankfurt ... (Wenig Staub; «alles sauber», die Professoren «sehr dienstfertig», die Studenten «ordentlich und manierlich»)... (Die folgenden 7½ Seiten sind wieder sehr verblaßt und stellenweise ganz unerleserlich) ... (Bis 10 Vorm. bei Blessig. — Beschreibung einer Vorlesung des Prof. Cru-

---

[1] Adam Fried. Oeser 1717—94 aus Preßburg, seit 1763 Dir. der Akademie in Leipzig (früher, in Dresden, Lehrer Winkelmanns). vgl. 18. IV. und Goethe «Dichtung und Wahrheit» 8. Buch.

[2] Thalemann vgl. 26. XII. im Jahrb. 1906.

[3] Weber vgl. 27. IV.

[4] Wieland war seit 1772 in Weimar. Dort gab er von 1773 bis 89 den «deutschen Merkur» heraus.

sius über Moral auf Grund seines Handbuches darüber. — Vier Briefe nach Frankfurt.) Gegen 6 Uhr zu M. Blessig, um mit ihm den Hr. Dr. Reiske[1] zu sprechen und ihm das compliment von Hr. M. Weber in Straßb. zu bringen. Bis hierher habe noch keinen so sonderbaren Mann gesehen, als diesen. Er ist mittelmäßiger Statur und hager. Er praesentirte sich den mit einer Schnur zusammengebundenen Haaren nach wie in Straßburg ein schlechter Handwerksbursche. Er war ohne Kappe oder dergleichen etwas und hatte einen zerrißenen Nachtrock an, in dessen Busen er sein schlechtes Nastuch steckte. Nachdem er mich so ziemlich in der Ordnung empfangen hatte und ein und anderes mit M. Blessig gesprochen, wozu ich sehr wenig redete, so redete er mich an und fragte, warum ich eben Halle gewählet und fieng an, allerlei zu sagen (wider das?) Waysenhaus, wider den seel. (Aug. Herm.) Francke (= Franke) und auch (wider den seel.) Bengel etc. Er schalte diese (. . .?) Leute Träumer, Heuchler etc. Er sagte (sprach) unter andern auch von sich selber und Hr. Hofr. Michaelis[2] in Göttingen und schloß zugleich jeden anderen mit ein, daß alle diejenigen, welche in der Jugend (viel leisteten?) und viel Religion hätten, nachgehends atheisten würden, wenn sie zu (. . .?) Jahren kämen etc. . . .. Seine Frau war von Anfang bis zu Ende in der Stube; sie ist ziemlich hübsche von Gesicht und munter im Umgange und (opfert sich?) ihrem Manne ganz auf, dem zu Gefallen sie griechisch gelernt hat und es wohl versteht; auch schreibt sie arabisch. (Sie macht) ihrem Mann die Register zu seinen Büchern und ist mit einem Wort sein Gehilfe.

Samstag den 16. Apr. . . . Gegen 10 Uhr zu M. Blessig, welcher mir sagte, daß er einen Brief von M. Häckel in Straßburg durch Rauchhänder (Stehling?) von Straßb. erhalten hätte. Er erzählte mir daraus, daß der ältere Sohn des Prof. ling. orient. Scherers doch (. . .? wieder) zum Professore gemacht worden. Von ihm lief ich eine gute halbe Stunde müd und matt in der Irre herum, nach dem Paulino auf die Univ. Bibl. zu kommen, weil ich Tropf nicht alle Augenblicke fragen wolte. Endlich um halb 12 Uhr kame hinauf auf die universitaets Bibliothec, deren Bücher mit eisernen Drathgittern eingeschlossen und nicht in der besten Ordnung (. . .) sind. Es

---

[1] Reiske Joh. Jak. Prof. des Arab. 1716 — Aug. 74. Er war 4 Jahre Zögling des Hallischen Waisenhauses gewesen. Seine Frau Ernestine Christiane war durch ihre Gelehrsamkeit berühmt.

[2] Michaelis vgl. 3. I. des Jahrb. 1906.

sind schöne Portraits von allerlei Gelehrten auf dieser Bibliothec nebst allerlei jüdischen Sachen in einem besonderen Zimmer; auch ein Bergwerk; ein Mönch in einem Eck etc. Durch die Uiberschriften an den jedesmaligen Thüren muß man sich nicht betrügen lassen, indem die (meisten?) Bücher versetzt worden sind. Unter (andern) portraits ist Melanchthon (und Jonas?) Luther; Gottsched macht ein (blühendes?) Gesicht, die Gottschedin ist zu entblößt (. . .?) etc. Ich habe schöne Zeichnungen von römischen Gottheiten und Alterthümern und dgl. gesehen nebst (den . . . Winkelmann??) in ihnen. Vorzüglich (haben mir?) gefallen die Muscheln und (Schwämme?) in größtem Folio Teutsch und französisch, Coppenhagen 1758, von (Regenf. . . .?) gemalet. Es sind (meisterstücke?). Ein Engländer hat vor einiger Zeit eine vortrefliche Ausgabe von Milton (doch?) in englischer Sprache hierher (verehret??), welche auch noch gesehen. — Nach dem Essen (habe?) Hr. M. ein wenig (gesprochen?); hernach suchte ich den (Ratsherrn? Strohl?) von Straßburg auf, welcher bei Hr. Reither?) im Brühl nicht weit vom (roten Stiefel?) logirte. Er gab mir einen Brief von Hr. M. Weber[1] in Straßburg, welchem ich verschiedene Sachen kauften mußte i. e. Bücher von Dr. Ernesti und Prof. Fischer,[2] welche zum Theil schon einige Tage hatte, zum Theil gleich kaufte. Auch der Beaumont[3] für junge Leute und Frauenzimmer und Janneway[4] Exempelbuch für (Rhin Stu.?) mitnahm und gleich (hinterlassen?) wolte, aber mit nach Hause nehmen mußte, weil ihn nicht angetroffen. — Nach 3 Uhr (gienge?) auf die Raths Bibliothec auf der Wage. Diese stehet prächtig in einem sehr großen hellen weisen Saal mit den vortreflichsten Gemählden und Portraits geziert. Die Bücherzahl ist groß und recht wohl geordnet. Sie stehen auf beiden Seiten an der Wand herum, und in der Mitte des Saals stehen zwo (Zeilen?), doch so, daß man jedes Buch sehen kan und einander in den breiten Gängen da zwischen den Bücherschränken völlig ausweichen kan. Die Bücher sind auch hier mit Gittern verschlossen. In der (Mitte?) steht ein Tisch im Saale. Unter andern haben wir die Portraits

---

[1] Weber Georg Friedr. Prof. der Theol. seit 1784, † 1820. Er war der letzte Präsident des «Kirchenkonvents».

[2] Edm. Rud. Fischer Gen. Superint. zu Koburg 1687—1776.

[3] Magasin des adolescentes. Londres 1760. deutsch 3. Aufl. Leipzig 1766 und Instr. pour les jeunes dames Londres 1764, deutsch Leipzig 1768 von der Jugenschriftstellerin Marie de Beaumont 1711—80.

[4] Janneway? —

— ich weiß nicht, von was sie gemacht sind, ob es (aus . . . Holz ist?) — gefallen von dem Kayser Ferdinand, Carolus Quintus, Albertus Dürer, Luther, Melanchthon, Erasmus Roterodamus etc., welche ganz klein und zierlich beisammen an der Wand, (ich meine?) in einem Glase hängen. Ich habe sehr viele Titul gelesen (von den) Büchern an den Wänden auf beiden Seiten und der halben (Zeile?) linker Hand, wenn man hineinkommt. Um 4 Uhr zu Hause händigte mir eine Frau, wohnend im Hofe des goldenen Strauses, einen Brief ein, so Herr Theuerdank von Straßburg, ein Rauchhändler, mitgebracht hatte. Es waren die Lehensachen und Rechnungen etc. nebst einem Schreiben des Herrn Assessors Patrick in Zweibrücken. Dieses Paquet war den 11ten Merz, gleich den Tag nach meiner Abreise von Strsb. in Straßb. angelangt. Die Frau Oertel hat ein Schreiben beigelegt, welches mir sehr angenehm war. Ich kaufte noch etwas für Hr. M. Weber in Straßburg und traf auf dem Wege den Hr. Prof. Morus[1] an, den artigsten Mann, welcher mich anredete und unter anderm mich höflich einlud, zu ihm zu kommen. — Nochmahlen zu Hause um (5?) Uhr, schrieb dieses journal bis nach 7 Uhr, da zu M. Blessig gieng und ihm unter anderm besonders sagte, auch lesen ließe, was Hr. M. Weber seinetwegen geschrieben hatte. Auch aß ich auf sein einladen mit ihm zu Nacht in Gesellschaft des Hr. (Tounefort?) und eines adelichen feinen jungen Herrn von Haugwitz.[2] Nach 10 Uhr (gienge nach) Hause und schrieb noch dieses journal bei einem Krug Bier und Pfeife tabac, weil ich nöthig hatte zu trinken, da das (Nachtessen aus Käß?) und Butter und Punsch (bestanden?), (wovon ich wegen?) der Süße nicht (viel trinken konnte?), bis gegen 11 Uhr, da ich noch anfieng, in Dr. Ernestis neusten Theol. Bibl. 3ten Bd. (ein Stück?) zu lesen bis gegen 1 Uhr, (welches dann?) leider die Ursache war, daß heute

Sonntag den 17. Apr. erst um halb 8 Uhr aufstunde. Auch (habe ich?) schändlich das Morgengebet (unterlassen?); doch sange ich das schöne Lied auswendig: «O Jesu, süses Licht» und 7 Verse aus dem Lied: «Lehre mich dein Blut betrachten» in dem mir schon so ofte gesegneten Woltersdorfschen Gesangbuch. Und so gienge nach 9 Uhr in die Pauliner Kirche. (Crusius predigte; Beschreibung

---

[1] Morus vgl. 22. XII. im Jahrb. 1906.

[2] Vielleicht der spätere preuß. Minister geb. 1752. Er hatte 1770 in Halle studiert.

des Gottesdienstes und der Kirche. «Er kommt so ziemlich ähnlich dem Dr. Luft[1] in Straßburg). . . . (Von hieran ist die Tinte wieder dunkel) . . . (Um 2 Uhr bei Zollikofer[2] in der «neugebauten Kirche der Reformirten oder vielmehr Saal»; Beschreibung) . . . (Besuch bei Prof. Crusius; «er redete von den Neuerern der Lehre» und empfahl ihm u. a. Müllers[3] in Halle «Widerlegung des Semlerischen canons 1774»). Ich bat ihn um Erlaubnuß in sein coll. morale kommen zu dörfen, so lang ich noch hier wäre . . . er sagte: es würde eine große Ehre für ihn sein. («Zu Hause um 6 Uhr meine Zeit schlecht zugebracht.» Stoßseufzer) . . .

Montag 18. Apr. (Lesen in Ernestis theol. Bibl. etc. Nach 9 Uhr zu Blessig und mit ihm zum Ratsherrn Strohl[4] von Straßburg). Nach 10 Uhr gienge M. Bl., Hr. Tounefort und ich zu Hr. Prof. Oeser,[5] dem berühmten Mahler etc., bei welchem manches hörte und sahe, welches mich den Gang nicht gereut gethan zu haben. Er zeigte ein altes sehr verderbtes großenteils unkenntliches Gemählde, aber gewis ein Meisterstück auf Holz, für welches man bei allem dem 12hundert Thaler forderte; item wiese er ein Gemählde von Rubens etc., gar viele vortrefliche Stücke. Durch diesen einigen Gang hat mich M. Blessig ihme sehr verbunden. Hr. Prof. Oeser wohnt in der Pleißenburg, in welcher wir auch die Cartenfabrique beschaueten. Die Pleißenburg ist ein altes sehr vestes quadrat mit einem dergleichen Thurm und in der Mitte ein großer Hof, in welchem Kugeln lagen etc. Es ist eine Art von citadelle, ziemlich weitläufig. (Bes. des coll. morale von Crusius) . . . In Leipzig ist es mode, daß der Nachtwächter die Stunden ruft von 10 Uhr an mit diesen Gesange: Ihr, ihr Herren, lasset euch sagen, der Finger hat 10 etc. geschlagen; bewahret das Feuer und auch das Licht, das kein Schaden geschicht.» Früh und Nachm. zwischen 3 und 4 Uhr trinkt jedermann Kaffee. Die verbundenen Köpfe sind in Leipzig selbst bei niemand mode, auser des Nachts; L. scheint mir, und ich meine mit Recht, sehr wollüstig zu sein. Wer salade in der Stadt herum trägt zum Verkauf, der ruft 6, 8, auch 12 mal hintereinander salade und so auch mit den Aepfeln: Aeppel, Aeppel, Aeppel

---

[1] M. Joh. Pet. Lufft von Schillersdorf, Freiprediger, 1742 Prof. der Theol. (K. V. Bl. 28).

[2] Zollikofer vgl. 5. III im Jahrb. 1906.

[3] Der «adj.» Müller? vgl. 28. 29. und 30. III. im Jahrb. 1906.

[4] Strohl vgl. 30. IV. u. a. im Jahrb. 1906.

[5] Vgl. oben 14. IV.

etc. Das Fleisch, Würste, Füße etc. wird alle Markttage in Menge auf Wägen in die Stadt gebracht und unter freyem Himmel verkaufet. Noch nirgends habe eine solche Menge Schuhe für beide Geschlechter von allerlei Alter und auch recht schöne darunter feil gesehen, als hier an den Marktagen wöchentlich 3 mal. (Er bringt die für M. Weber gekauften Bücher zum Rathsherrn Strohl und erhält das Geld dafür) . . .

Dienstag 19. Apr. (Lesen in Ernestis theol. Bibl. u. a.) . . . Ich war willens, zu Hr. Dr. Koerner[1] zu gehen; wie ich aber im Vorbeigehen in der Nikolaikirche läuten hörte, so gienge hinein. (Ausführliche Beschreibung der Betstunde u. der Kirche) . . . (Gegen 5 Uhr Besuch bei Koerner). Er ist ein ziemlich dicker besetzter Mann, dem verstorbenen Pfr. Vasco[2] zu Ittenheim bei Straßburg ähnlich, dessen ganz guter Freund er auch gewesen ist. Er fragte von Straßburg, besonders auch von M. Weber, von welchem ich ihm ein compliment brachte; in der Woche quasimodogeniti seien ganz keine copulationen hier in L.; er (habe) manchmal von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends Beicht, so daß er nur eine Suppe äse des mittags, welches 3—4 Minuten daure; bei solcher Beicht gehe es die ersten 4, auch 5 Stunden noch so ziemlich an, daß man seinen Kopf brauchen könne, aber hernach werde man vom vielerlei denken und anstrengen wie verwirrt; doch helfe der liebe Gott, und man werde auch bisweilen sonsten erquickt durch ein herzliches Bekenntniß, Vorsatz etc. des Beichtenden. Die Meßgewande u. dgl. bei dem Gottesdienst käme noch vom interim her; die universitaet hätte in vorigen Zeiten besser gestanden als jetzo e. g. bei einem Hebenstreit,[3] Deyling[4] etc. — Um 6 Uhr ging für einige Augenblicke zu M. Blessig, welcher mir aus einem Briefe von M. Kolb[5] in Straßburg vorlas, daß M. Fuchs[6] auf gewiße Art Feldprediger worden seie unter dem Reg. Royal-Suedois an Hr. Eisen[7] Platz . . . .

Mittwoch 20. Apr. . . . Nach dem Mittagessen trafe

---

[1] Körner, Pfarrer vgl. 9. IV. u. 7. V. im Jahrb. 1906.

[2] «M. Joh. Sam. Fasco Argent.» in Ittenheim seit 1761, gest. im hiesigen Spital 1772 «als reicher Pfründner» (K. V. Bl. 105).

[3] Dr. Joh. Christ. Hebenstreit 1686—1756, nach Deylings Tod «erster Prof.» der Theol.

[4] Dr. Sal. Deyling 1677—1755 vgl. 7. III. im Jahrb. 1906.

[5] M. Joh. Fried. Kolb Abendprediger an St. Wilhelm, 1770 am Spital (K. V. Bl. 64).

[6] M. Joh. Mich. Fuchs ludim. Wilh., 1777 Pfr. zu Kaufenheim (K. V. Rückseite Bl. 166).

[7] «M. Georg Jak. Eisen, Feldprediger unter Schwed.» (K. V. Bl. 166).

endlich den Hr. Assessor Seeger[1] an. Er ist ein junger Mann, ausnehmend höflich, leutseelig, gesprächig, gelehrt. Beim Weggehen überschüttete er mich recht mit den tiefsten Verbeugungen, daß mich innerlich schämte, dergleichen von einem so berühmten Manne zu empfangen. Ich richtete den Auftrag von Prof. und Dr. Kugler[2] in Straßburg wegen einem Buch oder Disput. aus, ob es nämlich gedruckt seie oder nicht. Er sagte, es wäre nicht herausgekommen, es würde aber die a. 1760 gedruckte historia juris romani de tutelis et curatelis auf künftige Michaelis Messe in Form eines Buches herauskommen und in demselben auch von der tutela cessitia[3] — von dieser war eigentlich die Rede — handlen; er würde die Ehre haben, dem Hr. Prof. Kugler mit einem exemplare selbsten aufzuwarten, sobald die Schrift gedruckt seie; unterdeßen solte ich nur dem Hr. Prof. Kugler seine gehorsamste Empfehlung machen, wann ich schriebe. Er fragte nach den Umständen von Straßburg und beschämte mich durch die Frage, ob des Hr. Adjunct. M. Oberlin in Straßburg Gellius gedruckt seie, wovon ich leider gar nichts wußte; er hätte nach dem, was er von dem Werke gehört, ein gutes Vorurteil für dasselbe, und Hr. M. Oberlin hätte in Leipzig einzelne Schriften aufkaufen lassen zu seiner Arbeit, welche er in Straßburg nicht so leicht haben konnte. Er redete von Doktor Semlern, welcher mit seinen Schriften bei ihm in ziemlichem Ansehen steht und von ihm für einen ehrlichen Mann mit einem guten Herzen gehalten wird; auch erzählte er mir ganz ausführlich die Begebenheiten des Hr. Faber, filii Consulis, welcher catholisch worden und jetzo als Hofmeister unter dem Namen von Legations Secretaire bei dem französischen Gesandten Grafen von Neuberg in Frankfurt am Mayn stehet. — . . . Ich zog aus den 3 Rosen in der Petersstraße zu dem Traiteur Horn in das Gewandgäßchen 3 Treppen hoch in den Hof hinaus in ein ganz kleines Zimmer, doch theuer genug. (Abends zu Haus Lesen in theol. Büchern) . . .

Donnerstag 21. Apr. . . . gienge zu M. Blessig bis nach halb 10 Uhr . . . (Besuch bei Prof. Thalemann.[4] Gespräch. Empfehlung an M. Weber in Straßburg.) Ich gienge ein wenig in der Messe herum . . . und kaufte ge-

---

[1] Seeger? Ein Inspektor Seeger ist am 7. II erwähnt (Jahrb. 1906).

[2] Kugler vgl. 21. I. im Jahrb. 1906.

[3] tutela Vormundschaft, curatio Pflegschaft; cessicius (Juristenlatein): zum Ueberlassen gehörig. Is, cui ceditur tutela, cessicius tutor vocatur.

[4] Thalemann vgl. 26. XII. im Jahrb. 1906.

bunden: Watts Tod und Himmel in 8 Halle 1727, Pomponius Mela[1] in 8 Lips. 1773, Justinii Martyris apologia Graece in 8 Lips. 1755, und roh: die Wichtigkeit des Ehestands von Salmon in 8 Leipzig 1738, der rechte Gebrauch und Mißbrauch des Ehebettes ib. 1740 . . . Es ist alles mögliche hier anzutreffen und allemal die Waaren etc. beisammen in der schönsten Ordnung . . . Ich habe nachzuholen, daß M. Blessig unter anderm mir diesen Morgen sagte von dem Tode des Professors Faber, des jungen und gelehrten und noch vieles versprechenden Mannes . . . . item, daß ich Hr. Bügling, meinen Hausherrn in Halle, in der Messe angetroffen habe . . . (Brief nach Straßburg an M. Weber; Besuch bei dem Straßburger Ratsherrn Strohl nach dem Abendessen) . . .

Freitag, 22. Apr. . . . fing an, Briefe zu schreiben den ganzen Tag, ohne mich anzukleiden bis etwa um 7 Uhr abends. Nach dem Nachtessen besuchte ich M. Blessig, bei welchem ich M. Wichmann antraf, der schon gar vielerlei geschrieben hat; wozu noch Hr. Kapp Dr. med. kam und endlich, aus der Comödie, der Hr. Tournefort. Unter den vielen lustigen und ernsten Reden prieße M. Blessig sehr an: «die Spaziergänge» von Blum[2] in Berlin, welches Buch er für sein Morgen- und Abendgebetbuch brauchte, und «die Gedanken über das Herz», deren auctor unbekannt ist. Beide sind ganz neu. Um 10 Uhr zu Hause redete ich allerlei mit Hr. M. Held von Regensburg in der Gaststube . . .

Samstag 23. Apr. . . . Gegen halb 12 Uhr mit M. Blessig nach dem auditorio philosophico und hörte noch ein Stück von der Rede des neuerwählten Rectoris magnifici Prof. Ernesti. Der Hr. Rektor war im Degen, wie die übrigen facultatis philosophicae und schwarz gekleidet ohne Uiberschlag und Mantel, und über diesem Kleide hatte der Hr. Rektor einen kurzen sammeten oder gar purpurnen kleinen gefütterten rothen Mantel, der bis an die Ehlenbogen reichte. Zween Pedellen hielten in rothen Kleidern mit schmalen goldenen Tressen und dergleichen Mantel zween zum wenigstens verguldete schöne Scepter. Aus dem auditorio philosophico giengen die Herren sämtlich in ein klein Häuschen, daran ein Garten war, und der Hr. Rektor kleidete sich da aus. Worauf einer nach dem andern nach Hause gieng. Unter anderm hatte Hr. Dr. Crusius eine kleine medaille vornen in einem Knopfloch hängen als canonicus von Meißen. . . . (Abends

---

[1] Mela Pomponius, Geograph um 50 n. Chr.

[2] Joach. Christ. Blum 1739–1790 aus Rathenow in der Mittelmark. («Spaziergänge», Stendal 1774.)

Besuch bei dem Hallischen Wirt Bügling) . . . Nach 10 Uhr, da ich schon im Bette lag, verfiele wieder in die abscheuliche Gewohnheitssünde (. . . Gebetsworte). Diese Sünde war Ursache, daß ich

Sonntag den 24. Apr. erst um 7 Uhr aufstunde und auch den ganzen übrigen Tag in der größten Zerstreuung und eitlen Reden zubrachte. (Besuch der Nikolaikirche: Dr. Eichler[1] liest «eine vortrefliche Predigt» über das Ev.: «Ueber ein Kleines» etc.) Man sagte mir, er hätte kein Gedächtniß mehr . . . (Beim Gebet um Sündenvergebung nach der Predigt hielten die Männer «die Hüte vors Gesicht», die Frauen «die Augen zu mit zween Fingern oder den Schlupfer vor das ganze Gesicht» . . .) Das h. Abendmahl wurde consecriret fast wie in einer catholischen Messe mit klingenden Schellen, wobei jedesmal die Chorknaben auf ihre Angesichte fielen. Derjenige, welcher consecrirte, war über dem weisen Chorhemde mit grünem, ich glaube, Sammet bedeckt, woran breite goldene Tressen, eine Kappe und eine Quast von Gold auf dem Rücken waren. Die Chorknaben waren ebenso gekleidet und hatten runde Kappen auf mit Pelz oder mit einem Blumenkranz umgeben. Es war mit einem Worte alles grün bedecket, was man sonst zu bedecken pflegt als nemlich Canzel, Altar, Pult am Gitter, die beiden Wände des Chors; auch lag ein grün Tuch oder gar Sammet, eben wie alles übrige, mit goldnen breiten Tressen auf den 4 Staflen des Altars, welches noch weit ins Chor hinein lag, auf dem Boden. Bei dem Gebet bei consecrirung des h. Abendmahls und nachdem dasselbige gänzlich ausgespendet war, knieete, ich glaube, zum wenigsten Hr. Dr. Eichler, welcher gepredigt hatte, nieder mit dem Gesichte gegen den Altar und ebenso hinter ihm die 4 Chorknaben. Und der Meßpriester, ich will ihn einmal so nennen, im grünen Kleide betete stehend nicht gar mitten am Altar aus dem Buche. Der Meßpriester stunde, da das h. Abendmahl ausgespendet wurde, an dem einen Ecke des Altars und reichte die Hostie, da dann der communicant hinten um den Altar herumgieng und von dem im Chorhemde und Krös den Kelch empfieng. Zu beiden Seiten dieser beiden Herren stunden bei jedem zween Chorknaben und hielten ein etwas langes, nicht gar breites grünes Tuch oder auch Sammet mit breiten goldenen Tressen und goldenen Quasten unter, damit allenfalls weder Hostie noch Wein auf den Boden fallen möchte. (Tracht der Kommunikanten) . . . (Um $^1/_2$ 10 Uhr in der Pauliner-

---

[1] Eichler Chr. Gottl. Dr. theol., Pfarrer † 1785.

kirche: Dr. Richter[1] predigt. auch über das Ev. . . .) Das lange Singen macht, daß gar viele Leute nicht zur Kirche kommen oder doch gar wenige bis zu Ende bleiben. («Viele monumenta sepulcralia im Chor» . . . Gesang und Tracht der Thomasschüler. «Die gewissen Familien eignen Begräbnisplätze auf dem Gottesacker an der Kirche»). Um 1 Uhr gienge in die Thomaskirche (Beschreibung derselben) . . . (Von 4 bis 6 Uhr bei Blessig). Ein wenig vor 9 Uhr auf meinem Zimmer sunge viele Gesänge mit lauter Stimme, fast eine ganze Stunde lang.

Montag den 25. Apr. . . . gieng zu M. Blessig (vergeblicher Besuch bei Rauchhändler Theuerkauf von Straßburg)[2] . . . (Besuch bei Ernesti, der ihm das hebr. Wörterbuch von Coccejus und das griech. zum N. T. von Schoettgen empfiehlt). Nach dem Essen lase den Meßcatalogum durch und verfiele leider . . . wiederum in die schreckliche Sünde . . . (Von 5 Uhr an eine Stunde bei Crusius). Er hätte mich bald abwendig gemacht, nach Halle zu gehen und sagte u. a.: . . . ich solle lieber wieder umkehren nach Straßburg; dann ich würde völlig meines Zwecks verfehlen und anstatt Theologie zu lernen, vielmehr das verlernen, was ich davon wußte; bei Dr. Semler, Prof. Griesbach,[3] Adj. Vogel, selbst bei Hr. Dr. Noesselt[4] solte ich keine collegia hören; er bedaure mich; ins Waysenhaus zu gehen, wolte er mir auch gar nicht rathen, ich könnte alles besser in Leipzig hören, wobei er mir eine Stube in seinem Hause zwo Treppen hoch auf die Gasse hinaus für 20 Thaler anbot etc. . . . Den Studenten zu Gefallen müsse man teutsch schreiben und lesen; denn das lateinische verstünden sie nicht . . . Er recommandirte mir besonders den Hr. Adjunctum Müller in Halle. — Gegen 6 Uhr besuchte ein wenig meine vorige Wirthin in den dreien Rosen, Frau Yorkin und gienge zu M. Blessig, welcher mir sagte, daß die Straßburger Rauchhändler alle schon gepackt hätten, worauf ich in Bestürzung in des Rathsherrn Strohl Wohnung gieng (er trifft ihn nicht und schrieb nun daheim die «addresses und versiegelte die Briefe»; er geht mit dem Packet wieder umsonst zu Strohl und dann bis 10 Uhr zu Blessig). . . .

---

[1] Richter vgl. 25. XII. u. a. im Jahrb. 1906.

[2] Zwei Theuerkauf, Joh. Friedr. und Joh. Michael, wurden am 13. Aug. 1789 als (die letzten) Schöffen der Kürschnerzunft gewählt. (Patriot. Wochenblatt, Frühpost 13. VIII.)

[3] Griesbach Joh. Jak. aus Hessen-Darmstadt geb. 1745 † in Jena 1812; in Halle seit 1763, neutest. Kritiker und Exeget.

[4] Noesselt. vgl. Jahrb. 1906, 30. I.

Dienstag den 26. Apr. . . . noch vor 7 Uhr zu Rthsh. Strohl, der angekleidet an der Thür auf der Gasse stund. Er nahm das mitgebrachte gern und recht freundschaftlich an. (Abschied von Theuerkauf; Besuch bei Blessig; erst um 9 Uhr zu Hause «caffee»; nach Tisch noch einmal zu Strohl,· der ihm «Danziger Goldwasser zu trinken gab». Abschied). Die Briefe en paquet nach Straßburg waren : 1. an Hr. M. Weber. 2. Hr. Oertel. 3. Birr oncle. 4. M. Redslob. 5. Hr. Prof. Stoeber. 6. Hr. Dr. Lorenz. 7. Hr. Dr. Kugler. 8. Hr. Prof. Lorenz. u. einige Zeilen an Hr. Horlacher Handlungsbedienten von schwäbisch Halle bei Hr. Birr cousin in Straßb. . . . (Besuch bei Prof. Morus; Gespräch über die Straßburger: M. Weber und Engel,[1] «die Lebensart der Stud. auf univers.» und Theologisches) . . . (Zwei Besuche bei Blessig: «ich erzählte ihm von Straßb. und besonders vom letzten Magisterio») . . .

Mittwoch den 27. Apr. . . . besorgte meinen Mantelsack und gienge zu M. Blessig. Er gab mir einen unversiegelten Brief an Dr. Semler, welchen ich versieglen solte in Halle. Er sagte: wenn er was in Halle zu bestellen hätte, so wolte er sich an mich wenden, und es würde ihm sehr angenehm sein, wenn ich und andere in Straßburg, welche mit ihme nicht einstimmig dächten, mit einander correspondiren und einer gegen den andern sich erklären würde; dann sonst, wo es so fort gienge in Straßburg, wie es jetzo geht, daß man so verschiedene Denkungsart hätte im predigen etc., so könnte an keine, doch so nothwendige Verbesserung gedacht werden. Er küßte mich beim Abschied und begleitete mich bis an die Thür, und ich sagte ihm, auser den Wünschen, herzlichen und schuldigen Dank für das, was er mir erwiesen. (Die Kutsche fuhr mit einer Stunde Verspätung ab um 10 Uhr; er hatte «den Platz auf dem Bock gedungen»; Ankunft in Halle Abends nach 7 Uhr). Ich mußte eine ziemlich scharfe Durchsuchung meines Mantelsacks, ja selbst meines Rocklors[2] und Rocksäcke ausstehen. Hr. Büchling,[3] eine nièce von ihm und sein Sohn kamen auf meine Stube und bewillkommten mich. Ich aß zu Nacht im blauen Hechten. (Dann noch «eine Pfeife Tabak» auf Büchlings Stube mit «Hr. von der Heide, einem armen Studioso aus der Pfalz», der auch hier wohnte und dem er

[1] Phil. Jak. Engel. Abendprediger an St. Wilhelm, «Diakonus zu Eckbolsheim und Scharrachbergen» (K. V. Bl. 166 Rückseite).

[2] Rocklor = Roquelaure, Reisemantel vgl. 15. VI. im Jahrb. 1906.

[3] Büchling = Bügling; vgl. 21. IV.; auch 28. I. im Jahrb. 1906.

seine «Gesinnung in Ansehung» Semlers «ziemlich deutlich entdeckt».)

Donnerstag den 28. Apr. («Auspacken und Einrichten»; nach Tisch mit Blessigs Brief zu Semler)... Er lase ihn und wolte verschiedene Mahle allerlei Gelegenheit geben zu reden; ich ließ mich aber gar nicht ein mit diesem Manne. (Prof. Griesbach wohnt in Semlers Hause, war aber nicht daheim). Dem Hr. Prof. Thunmann überreichte die Charte, welche Hr. Pivernstahl in Mannheim geschrieben hatte nebst dem Hr. Baron Rudbeck (vgl. 13. III.). Er ist ein junger, sehr artiger Mann ... Es war bei ihm Hr. M. Graffmann und Hr. Humbla, welchen ich ein compl. von M. Blessig ausrichtete. Es that mir wehe, daß ich diese Herrn gar nicht nutzen konnte, da sie alle drei eben im Begrif waren auf das reformirte Gymnasium zu gehen, um die dasigen Redeübungen anzuhören. Am schwarzen Brett lase ich das angeschlagen; es betraf theils die collegia, theils die Aufführung der Studiosorum mit den Hetzpeitschen, hazardspielen, Landsmannschaften etc. .. («An der Thüre der Wage gleich neben dem schwarzen Brett» waren viele gebundene Bücher angezeigt; er kauft einige ungebundene «bei Frau Hendelin, der Muter des universit. Buchdruckers», darunter für sich und Blessig «Dr. Semlers Leben und seiner ersten Frau» in 8, 1772 ...

Freitag den 29. Apr. .. (Der Stud. v. d. Heide besuchte ihn und erzählte von «seinen dürftigen Umständen»; er war ein Pfarrerssohn aus Sinsheim und bisher nur von seinem Vater unterrichtet worden. Neuer Bücherkauf bei der Hendel; Spaziergang «zum Steinthor hinaus» in die blühenden Bäume ...

Samstag den 30. Apr. (Gegenbesuch bei v. d. Heide, dem er «einen zinnernen Löffel schenkt» und dritter Einkauf bei der Hendel; hier lernt er einen Hr. Helck «aus dem seminario» kennen, dessen Vater ein Straßburger war ...) Wir redeten u. a. auch von Hr. Diemer, so als missionarius aus dem Waysenhaus gegangen ist und in collegio Wilhelm. zu Straßb. gewesen war.[1] ...

Sonntag den 1. May (Um 8 Uhr in die Ulrichskirche: Liturgie; man sang 40—50 Verse, «welches nur schrecklich viel ist»; der Prediger Pastor Gincke «that sehr

---

[1] Joh. Sigism. Lorenz an Lamey (Mannheim) am 15. II. 1773: «Einer meiner Auditores, namens Diemer geht nun zu der neugepflanzten ev. luth. Gemeine in Amerika als ordentlich berufener Pfarrer» (Barack, Handschriftenverzeichnis S. 160, Nr. 120).

andächtig, wie es so hierum durchgehends eingeführet ist» (Beschreibung des Gottesdienstes und der Abendmahlsfeier) . . . (Nachm. in der Moritzkirche: Böttícher «gewesener Insp. auf dem Waysenhaus» predigte).

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Das folgende, zweite Heft fehlt: = Seite 100–225; das dritte beginnt mit dem 27. Juli und trägt die stellenweise ausgerissene Ueberschrift: «Diarium M.... Henrici Patrick... theol. Arg. 1774, Julius versus finem Halle in Magdeb. item Wernigerode, Halberstadt, Magdeburg, Barby, Leipzig, Doelitsch, Döbernitz etc.» — Hier beginnen auch die aus der Mitteilung im Jahre 1906 bekannten Inhaltsangaben am Rande).

Ich nahm das Anerbieten (mit der Frau Hofrat Becker, der Schwiegermutter des Dr. Noesselt, zu fahren) ohne vieles Bedenken an. (Die untere kleinere Hälfte dieses ersten Blattes ist abgerissen) . . . *Mittwoch Julius 27. continuatus. Antrag wegen einer Reise nach Wernigerode.*

. . . (Besuch bei Noesselt, der ihm «compl. nach Halberstadt, Wernigerode und Magdeburg» mitgab und mit ihm «auf dem Platz vor den Stuben — Hausehren[1] — auf und nieder» ging.) Hr. Noesselt fuhr (um 9 Uhr) mit eine Stunde weit bis nach Drode[2] . . . es wurde allerlei von Reisen geredet, von dem Blocksberge und den Abentheuern davon . . . (N. geht zu Fuß zurück). Nun war ich allein mit der Fr. Hofräthin (ihr gehörte die Kutsche; «die Pferde aber waren extra poste»; das Gespräch war «theils von göttlichen Dingen», besonders nachdem er aus Bogatzkys[3] «goldenem Schatzkästlein» vorgelesen hatte; die Gegend «ganz offen und angenehm»; (über Nacht «zu Aschersleben in der Vorstadt»; zur freien Fahrt kam freies Quartier) . . . *Donnerstag, 28. Juli Reise nach W.* *Dorf Drode.* *Freies Essen.*

. . . (Weiterreise; «schlimmer Weg von vielem Regen»; in Halberstadt «trunken wir caffée anstatt des Mittagessens; gegen 5 Uhr in Wernigerode; die Verwandten der Frau Hofrat mit ihrem Schwiegersohn, Secretarius Tympe, und ihre 80jährige Mutter waren «derselben vor dem Thore entgegengekommen und setzten sich zum Theil in die Kutsche) Der Hr. Hofrat Becker . . . war so gütig, mich in sein Haus aufzunehmen . . . Die Mutter der Frau Hofrätin . . . noch bei guten Kräften des Leibes erquickte *Freitag, 29. Juli. Halberstadt. Wernigerode.*

---

[1] Aehre (mundartlich) = Flur (Hausäre) vom lat. area; franz. aire.
[2] Trotha.
[3] Bogatzky vgl. 21. I. im Jahrb. 1906.

mich insonderheit durch ihr großes geistliches Leben und Munterkeit. (Er saß beim Nachtessen neben ihr.) Ihr Mann ist Oberbergmeister Harzig . . . (eine zweite Tochter, «Frau Räthin Oppermann», speiste auch mit) . . .

Samstag, 30. Juli

. . . (Hofrat B., «ein redlicher und lebendiger Christ», gibt ihm theol. Bücher zum Lesen) . . . darauf kleidete ich mich an und besuchte den Hr. Consistorialrath Hildebrand und brachte ihm zwei complimente von Hr. Insp. Fabricius und Witte[1] in Halle (Mitteilung des Gesprächs) . . . (Nach Tisch mit Hofrat B. aufs Schloß in die

Die Bibliothek.

Bibliothek). Diese gräfl. Stollbergische, von dem vorigen seeligen Grafen Christian Ernst etwa zwischen 1730 und 17.0 angelegte Bibliothek ist größer und vorzüglicher als die churfürstl. in Mannheim. (Beschreibung; Bibliothekar ist «Hr. Rassmann», Prof. am Gymnasium) . . .

Sonntag, 31 Juli.

. . . da ich über dem Gebet war, so rufte mir Hr. Hofrath Becker zum caffée, nach welchem ich im Gebet fortfuhr . . . (Besuch der Schloßkirche; Hofprediger Schmidt; Kirche und Gottesdienst werden beschrieben; ebenso das Schloß; Gespräch mit dem Hofprediger) . . . (Nachmittag

S. Johanniskirche.

mit Hofr. Becker in die Johanniskirche, wo M. Propst predigte; kurze Beschreibung) . . . (Nachmittagskaffee im Familienkreis bei Frau Harzig) . . . Nach dem Nachtessen war wie bisher Hr. Hofr. B. mein Gesellschafter, der mir . . . wichtige Dinge sagte, besonders in Ansehung eines Königl. preuß. edicts wegen den Huren . . .

Montag, 1. Augustus. Sylvester-Kirche s. Oberpfarre.

. . . war in der Betstunde in der dem Hause gegenüber stehenden Sylvester- oder Oberpfarrkirche (Pastor Plessink . . .) besuchte um 9 Uhr Hr. Pastor Hermes. Er ist ein kleiner Mann zwischen 50 und 60, aber ein Gelehrter . . . (Mittag beim Hofrat Fritsch auf dem Schloß, wo «von erbaulichen und guten Dingen gesprochen» wurde; dann mit Hofprediger Schmidt «in die Conferenz der hiesigen redlichen Knechte Gottes», diesmal in Cons. Rats Hildebrand Haus; Anwesend die Pastoren: Kalisch, Breithaupt, Pleschink, Schmidt, Hermes, also kein Konventikel, sondern ein pietistisches Pfarrerkränzchen.) . . . (Wandelgespräch mit Hofrat Becker «von den Ehegesetzen Mosis») . . .

Dienstag, 2. Aug.

. . . (Pastor Breithaupt, an 70 Jahre alt, ein «weitloser Anverwandter des seligen Hr. Abtes Breithaupt»; Betstunde im Waisenhaus; Pastor Kalisch, Superintendent Ziegler, «der redliche Schulmeister» Hotopp von Schwarzau; gemeinsames Gebet mit Hofrat Becker) . . .

---

[1] Insp. Witte vgl. 15. XII. im Jahrb. 1906.

. . . rüstete mich auf die Reise . . . Hr. Hofr. B. schenkte mir einen dänischen Dukaten von 1666 . . . (Abschied) Die Poste hatte Hr. Hofr. B. ebenfalls noch gestern Abend bestellen und bezahlen lassen . . . (Abfahrt 8 Uhr; Ankunft in Halberstadt halb 11 Uhr; Mittag bei Pastor Streithorst; Besuch bei Consistorialrat Struensee und der Domkirche). Sie ist dem h. Stephano gewidmet und inwendig größtenteils wie das Münster in Straßburg . . . Ich sahe zwischen 30 und 40 theils wirkliche Domherren, theils vicarios im Chor. Sie hatten ihre gewöhnlichen Kleider an und, wie sie sonst giengen, mit perruques, Haarbeuteln, rundem Haar, Zöpfen. Ueber diesem ihrem Kleide hatten sie einen schwarzen Uiberrock und über diesem ein weises Chorhemd, welches bei den adelichen mit rothem Sammet und bei den andern mit schwarzem eingefaßet war um den Hals herum. Bei manchen hieng noch eine Art von dergleichen Kappe hinten herunter. Sie stunden größtentheils auf beiden Seiten in ihren Stülen. Die übrigen stunden je drei auf beiden Seiten an einem Pulte, worauf das Breviarium Romanum in folio lag. Noch einer war allein an einem ganz großen Pulte. Es wurde gelesen, gesungen und so immerfort mit darzwischen spielender Orgel und allerlei Abwechselungen, da sie bald sasen, bald stunden etc. Ein jeder hatte anstatt des Hutes ein kleines schwarzes Baretlein, rothgefüttert. Gegen 3 Uhr hatte dieses ein Ende, da dann ein jeder im Creutzgange seinen besondern kleinen Schrank hatte, in welchen er seine ausgezogene gottesdienstliche Kleider legte. (Besuch beim Generalsup. Jacobi, «welcher mir nicht richtig zu denken scheint») . . . Ich logierte mich in den König von Pohlen zu Hr. Himmel . . . wolte mich auf die Poste einschreiben lassen für morgen früh nach Magdeburg. Weil aber die 6 ₰ Stücke nicht angenommen wurden von dem Secretaire, so entschloß ich mich zu Fuß zu gehen, indem es mich däuchte, gar viel Geld zu sein: 1 Thaler 12 Groschen, ohngeachtet ich wirklich (= zur Zeit) schon 2 Groschenstücke eingewechselt hatte. (Abendessen bei Struensee; dann in einem Nebenzimmer eine Andachtsversammlung von etwa «12 Bürgern». Es wurde gelesen, betrachtet und gesungen). Plötzlich stand er auf und sagte: «Herr Patrick, sie beten mit uns und für uns!» Alle anwesende wurfen sich auf ihre Knie und ich desgleichen und betete laut. Ich kann nicht sagen, wie große Gnade mir Gott geschenket hat in diesem ganz unvermutheten Fall . . . (einer der Teilnehmer, Kaufmann Spielke, gab ihm einen Brief an seinen

Mittwoch, 3. Aug.

Halberstadt.

Die Domkirche.

Die Domherren.

«Tochtermann», den Pastor Werner in Buckau) Die Magd (des Spielke), die mich nach meinem Wirtshause führte, hat mich durch ihr erbauliches Gespräch vergnüget und ermuntert . . .

Donnerstag, 4. Aug.

. . . stund auf vor 4 Uhr . . . und ging gegen halb 6 Uhr fort. Unterwegens lase ich in Bog. Schatzk. (1 ½ Stunden Rast in Hadmersleben; «das Gasthaus ist Anhalt-Dessauisch») . . . Etwa um halb 12 Uhr gieng ich weiter und kehrte ein in Wansleben im Rathskeller. (Am Rand: «Wansleben, ein Städtchen. Der Ratskeller ist das einzige Gebäude in demselben, das man ein Haus nennen kann») . . . In Gros-Oltersleben[1] trunke ich das erste bittere Magdeburger Bier . . . (nach 8 Uhr Ankunft in Buckau bei Magdeburg, übernacht bei Pfarrer Werner, wo er sich «mit dem Ausziehen seiner Stiefel sehr ermüdet») . . .

Gros Oltersleben ein Dorf.

Buckau bei Magdeburg.

Freitag, 1. Aug. Das Closter Bergen.

. . . Nach dem MEssen führte mich Hr. Pastor W. nach dem Closter Bergen[2] (Besichtigung der Bibliothek und des Gartens, der «fast ganz Natur ist», und des Naturalienkabinetts) . . .

Samstag, 6. Aug. Magdeburg.

. . . gieng nach der Stadt Magdeburg und spatzierte herum. Sie ist ziemlich groß und regelmäßig gebauet, die Häuser durchgehends groß und dauerhaft. Der breite Weg ist die breiteste Gasse und gehet mitten durch von einem Thor zum andern . . . Die Stadt wird durch 3 Vestungen beschützt, welche aber kein Fremder ohne Paß zu sehen bekömmt. Der Dom von beinahe 900 Jahren ist sehr solid; hat vornher 2 große Thürme und hinten einen ganz kleinen. Uebrigens ist er wie dergleichen Gebäude von Gothischer Bauart. Die Kunst des Straßburger Münsters muß man nicht an ihm suchen. (Mittag im «weisen Schwanen»; Besuch bei dem «christlichen» Handelsmann Fritze und im Kloster bei den Lehrern Zerenner und Spielke.) Es wurde mir da fast wehe, und ich meinte, ich müßte mich ergeben. Und hier will ich zu meiner künftigen Warnung und desto größerer Vorsicht, wenn mir anders Gott Leben und Gesundheit wiederschenken und noch länger verleihen wird, die Ursachen hersetzen von dieser Schwäche und Wehe. Es können folgende sein: 1) die Erhitzung im Gehen von Halberstadt bis Magdeburg 2) ein Gurkensalad am Freitag

Der Dom.

[1] Groß Ottersleben.

[2] Benediktinerkloster, gest. 937 von Kaiser Otto dem Großen, 1565 protestantisch und Erziehungsanstalt.

nachts, davon ich ziemlich gegessen 3) einige ringlots,[1] grüne Pflaumen, etwa eine Stunde nach dem caffée heut morgens 4) ein Theil des Mittagessens im weisen Schwanen, da ich u. a. ase gerösteten Speck mit Eiern und eine Eierbretzel 5) nahe beim Closter Bergen kaufte saure Kirschen s. amarelles und ase einige davon 6) im Closter selbst rauchte ich tabac und trunke bei 3 Kelche weisen mit rothem vermengten Wein 7) und endlich rauchte ich noch eine Pfeife tabac eben im Kloster, worüber es mir anfieng, wehe zu werden. Auf dem Wege nach Hause so spührte ich abwechselnd Frost und Hitze . . . gieng mit Thee zu Bette. Die Frost wurde stärker, wie auch die Hitze, und ich schlief sehr unruhig.

Des Morgens war ich sehr durstig und schwach; ich trunke Thee und konnte den ganzen Tag kaum einige Augenblicke auser dem Bette sein. Um 9 Uhr mußte ich mich ergeben zum erstenmal, nach Mittag zum zweitenmal, ob ich gleich nur ein wenig Habergrütze gegessen hatte, so aber freilich nach hiesiger Zubereitung säuerlich war; und etwa um 6 Uhr zum dritten Mahle, ohngeachtet ich vorher Nußbranntwein getrunken hatte . . . (einige Zeit im Sessel, dann wieder ins Bett, noch einmal Nußbranntwein, trockene Hitze, ziemlich ruhiger Schlaf, gegen Tag «einiger Schweiß».) Sonntag.7.Aug.

Heute stunde auf etwa um 7 Uhr, stärker als gestern . . . doch wird mir das Reden sehr sauer; auch hört der Durchbruch bis jetzo noch nicht auf . . . (Schreiben «dieses journals» und Lesen) . . . (Abendspaziergang mit Werners) zur hintern Gartenthür hinaus, wo wir einen schönen Wald, das Dorf F a r m e r s l e b e n,[2] den Fluß Sülze,[3] eine schöne Wiese, Felder etc. im Gesichte hatten . . . Montag.8. Aug.

(Trotz plötzlichen Schweißes und noch vorhandener Mattigkeit Weiterreise gegen halb 11 Uhr.) Die Frau Pastor ließ mir noch Habergrütze kochen und packte mir Butterbrod und Fleisch in Papier . . . Ich hatte Thränen in den Augen, und das Herz war mir schwer. Sie beide selbst waren auch ziemlich gerührt . . . Und so gieng ich ganz schwach und Schritt vor Schritt bis in das Dorf W e s t e r r i e d e[4] 1 1/2 Stunden etwa von Buckau. Daselbst speißte ich zu Mittag gebratene Bratwurst, ein klein wenig Salade, ein Bißgen Brod und nicht ganz einen Straßburger Schoppen B r i h a n[5] und zum Schluß ein wenig Brantwein, weil ich gar keinen Dienstag, 9. Aug. Dorf Westerriede.

[1] reine-claudes.
[2] Farsleben.
[3] Links in die Elbe.
[4] Westerhüsen.
[5] Breihahn. Weizenbier.

appetit hatte. Nach dem Essen war ich schwächer als vorher, daß ich mich bald in den Schatten der Weidenbäume niedersetzen mußte. Wie ich mich ein wenig erholet hatte, so lase ich etwas in Bog. Schtzk. Uiberdem kam ein Schornsteinfeger herzu mit seinem Bündel auf dem Buckel, welcher schon einige Wochen herumlauft, gebürtig aus Regensburg und catholisch; doch schien er nicht dumm zu sein. Er setzte sich ein wenig zu mir, und wir giengen hernach miteinander ganz angenehm bis Schönenbeck, wo er sein Geschenk holte.[1] (Großer Durst; Milch; «dieser aber ranne im Magen zusammen», große Schmerzen; Erbrechen; endlich nach mehrfachem «Niedersitzen» Ankunft in Gnadau.) Da ich einen Brunnen sahe, so trunke ich Wasser daraus. Sobald ich im Gasthofe war, ließ ich mir Wasser und 2 mal Brantwein geben. (Unruhige Nacht) . . . Ueber dem caffee gab ich mich gegen den Wirth und einen andern Bruder (Herrnhuter) als einen neveu der 3 Herrn Dürninger (vgl. 30. III) zu erkennen. Des Bruders seine Frau bezeugte mir viel Liebe und gab mir Magentropfen (gute Wirkung) . . . (Besuch des Ordinarius Pastors Hasset; Gespräch über die Brüdergemeinde und ihre Missionen; Besichtigung des Gemeindesaales. Weiterreise nach Tisch; aber immer noch «Schritt vor Schritt». Doch kam er «gestärkt und ohne Mattigkeit in Barby an.) Ich hielte mich beim Buchbinder Herke auf und sahe mich in den vor mir liegenden Büchern der Brüdergemeinde um. (Er findet «nichts Irriges» darin und kauft «Kurzgef. Nachricht von der Bd. Gem. 1774 von Spangenberg»[2], den er hernach auf dem Schloß besuchte.) Wir wurden bald vertraut . . . er ist ein ganz aufrichtiger Liebhaber Jesu und dabei sehr leutseelig und gelehrt. U. a. recommandirte er mir in Absicht auf das jus canonicum Briefe, welche Hr. Hofrath Carl Bretschneider mit dem Hr. Geheimdenrath von Moser[3] gewechselt hat. (Auf dem Weg zum Gasthause Nasenbluten, das am nächsten Morgen wiederkehrt) . . .

. . . (Frühstück bei Spangenberg und Frau, die «eine ganz artige Persohn») . . . er gab mir ganz angenehme und unbekannte Nachrichten von meinen

Schornsteinfeger.

Die Stadt Schönenbeck.

Gnadau, ein vor etwa 7 Jahren von einer Brüdergemeinde angelegtes Dorf von 15—20 Häusern und einem Wirthshaus.

Mittwoch, 10. Aug.
Hr. Ordinarius Hasset.

Die Stadt Barby.

Spangenberg, Bischof der Brüdergemeinde.

Donnerstag, 11. Aug.

---

[1] Von der Zunft.

[2] Spangenberg Aug. Gottl., Bischof der Brüdergem. 1704 bis 1792, Biograph Zinzendorfs (8 Bände).

[3] Joh. Jak. v. Moser aus Stuttgart 1701—1785, der bekannte «Landschaftsconsulent».

verstorbenen dreien Hr. oncles Dürninger. Sie wären alle drei recht redliche Leute gewesen, besonders aber Abraham, der auch sonst weit und breit wegen dieser seiner Redlichkeit und großen Einsichten bekannt und im Ansehen war und noch ist. In Absicht auf seine Handlung besonders hatte er diesen Grundsatz: ich suche dadurch meinem Heiland und meinem Nächsten zu dienen. Wem es also kein wirklicher Dienst wäre, der solle nicht bei ihm kaufen . . . Sein Stiefsohn Obermüller . . . ist sehr schwächlich und noch auf dem Comtoir; denn nicht nur seine Handlung geht fort, sondern noch immer unter dem alten Namen, als wenn er noch lebete . . . (Spangenberg hat die Zeche im Gasthof bezahlt. Weitermarsch bei Regenwetter über Kalbe,[1] «eine ganz artige Stadt» nach Niemburg;[2] vor der Stadt im Schwanen Nachtquartier).

Meine Herren Oncles Dürninger.

Die Stadt Kalbe.

Die Stadt Niemburg.

. . . ¼ nach 6 Uhr verließ ich meine Herberge. Ich wurde gewarnet, durch die Stadt zu gehen wegen der schlechten Steigen über das Wasser. Doch schiene mir die Stadt ziemlich gut gebauet; nur siehet man hin und wieder, daß der grausame Mars auch ein mal da gewesen. Bernburg liegt eine kleine Meile von Niemburg und sieht ganz gut aus. (Fürstliche Schlösser und Gärten; schöne Brücke über die Saale; eine große Kirche mit gemalten Fenstern.) In dem Dessauischen Flecken Breichlitz oder Greibzig[3] speißte ich zu Mittag, so wie ichs haben konnte. Es war da eine Weibspersohn in ganz elenden Umständen, die aber ausnehmend schwatzen konnte. Sie erzählte, daß sie von Prag herkäme und beim Kaiser in Wien eine Supplique eingegeben hätte etc. . . . gienge alle Augenblicke irre und hatte sehr schlimmen Weg, so daß ich um 8 Uhr ganz ermüdet im Dorfe Oppin einkehrte zur grünen Tanne. Der Wirth fragte mich ganz genau, wo ich herkäme, wo ich hin wolte, ob ich meinen Paß hätte etc., daß ich endlich ganz ungeduldig und böse wurde und etwas hitzig fragte: «Kann ich endlich hier zu Nacht bleiben?» Nun ja, sagte er darauf, und war alles ganz gut (der Wirt erzählt «von seinen Taten im letzten Kriege», und daß das oben erwähnte Weib auch bei ihm «sich hochmüthig bezeuget hätte», obgleich sie sich die Zeche erst im Dorf habe «erbetteln müssen»).

Freitag, 12. Aug.

Die Stadt Bernburg.

Das Dorf Oppin.

---

1 Calbe.
2 Nienburg.
3 Gröbzig.

Samstag, 13. Aug. (Um 6 Uhr Aufbruch, Wiederankunft in Halle 8 Uhr Dankgebet); Den Hr. von der Heiden (vgl. 27. IV, ff.) ließ ich mit mir caffee trinken und suchte mich durch Wasser etc. zu erhulen . . . schrieb dieses journal. . . und die Ausgaben aus der Schreibtafel ins Buch . . .

Sonntag, 14. Aug. Halle. . . . trödelte herum so lang, daß ich erst um ½ 11 Uhr angekleidet war . . . sagte dem traiteur auf dem Waysenhause, daß ich wieder zu Tisch kommen würde . . . (Erst Nachm. in der Kirche: «Glauchischen Kirche»; Diakon Niemeyer[1] predigte; Kirchenschlaf) . . . legte mich zu Bett etwa um halb 11 Uhr ohne Gebet.

Montag, 15. Aug. . . . von 6—8 in collegiis, doch ohne etwas nachzuschreiben (desgl. von 9—10 Uhr) . . . lase politische franz. Zeitungen 4 und gelehrte Jenaische zwo bis 4 Uhr. (Nach dem Abendessen Spaziergang «im Feldgarten») . . .

Dienstag, 16. Aug. . . . jetzo werde ich anfangen, Briefe zu schreiben . . . (Lesen in Botins[2] Geschichte von Schweden, bis ich zwo gelehrte und eine polit. franz. Zeitung bekam . . . (das Abendgebet «auf dem Bette ganz kalt und ohne Empfindung eines Betenden»).

Mittwoch, 17. Aug. . . . weckte Hr. von der Heide und Oehlschläger : nahm poudre d'A. ein nach vorhergegangenem demüthigen Gebet (!), und Gott segnete es auch nach seiner großen Gnade gegen mir . . . der Peruquenmacher schnitte mir die Haare . . . (Lesen in Botin noch nach dem Abendessen bei Licht.)

Donnerstag, 18. Aug. Botin, Gesch. der schwed. Nation im Grundriß. . . . (6—8 Kolleg; dann Lesen in Botin bis zu Ende) das Buch ist unparteiisch und gründlich geschrieben mit vielem Verstande und kurz . . . Sodann nahm ich vor mich: Kritische Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit 1. Bd. 1. Stück in 8 Bützow und Wismar 1774 (Hauptmitarbeiter ist Kons. Rat Reinhardt in Bützow. Dieses «journal» ist gut) . . .

Freitag, 19. Aug. (Vorm. im Kolleg; Nachm. bei Seeger . . . hatte mit meinem Branntenwein und rasiren zu thun und besuchte Hr. M. Müller . . . gienge zu Hr. Büchling . . . dem ich **Aufsagung des logis.** sagte, daß ich nicht wüßte, ob ich noch nach Michaelis in Halle sein würde und, wenn ich noch hier wäre, so wäre mir das logis zu theuer. Darauf that er mir den Antrag: das Zimmer, Aufwartung und Holz frei zu geben, wann

---

[1] Niemeyer Gotth. Ant. 1757—1809 aus und in Glaucha (ehem. besondere Stadt, jetzt mit Halle vereinigt).

[2] Andreas von Botin † 1790 in Stockholm. Seine schwedische Geschichte erschien 1767 deutsch (von Backmeister) in Riga und Leipzig, 2 Bände.

ich seinen Sohn täglich eine Stunde unterrichten würde, welches ich in so fern annahm . . .

. . . (Am Rand: Drei Schriften nach Wernigerode nebst einem offenen Brief an Hr. Superintendent Ziegler) nemlich: 1. ein exemplar von Semlers Leben an den Hr. Superint. selbst. 2. Das zweite (davon) an Hr. Hofr. Becker oder an jemand anders 3. Silberschlag («Gedächtnismahl des Herrn Jesu») an Frau Obergmeisterin Harzigin . . . (Nachm.) suchte bei der Frau Krebsin einige Disputationen für Hr. Prof. Stoeber (in Straßburg) . . . Samstag, 20. Aug.

Ich stunde auf gegen 8 Uhr und trödelte leider, wie gewöhnlich, herum, daß ich erst gegen 10 Uhr angekleidet war und in die Garnisonskirche gieng, wo ich den neuen Feldprediger Hr. Matusson hörte. (Er hat) geringe Gaben und auch einen schwachen Cörper, doch ist sein Vortrag orthodoxe, da der vorige, Tiede, nur Moral vorgetragen . . . Zu Hause nach halb 11 Uhr sunge ich einige Lieder mit lauter Stimme, darüber sich eine Stube voll Studenten gegen mir über aufhielte . . . (Um 2 Uhr in der Ulrichskirche; Prediger: M. Schulz) . . . Hr. Müller machte mich mit Hr. Bickelhaub, Weinhändler, bekannt, einem geborenen Straßburger . . . (Mit Müller in «Wagenführers Garten») . . . Sonntag, 21. Aug. Hr. Feldprediger Matusson.

. . . Nach dem Nachtessen lase bei Buchbinder Hofmann im 3. Theil der «Leitungen des Höchsten nach seinem Rath» von M. Stephan Schulze, besonders die Nachricht von Straßburg, welche ganz seichte und fälschlich ist, fast so viele Unrichtigkeiten, als Zeilen. (Am Rand: Brief an Hr. Pastor Werner in Buckau, so ich am 23. Aug. fortschickte.) . . . Montag, 22. Aug.

. . . (Lesen im 4. St. des 3. Bd. von Ernestis neuester Theol. Bibl.) . . . lase die franz. pol. Zeitung, flickte Strümpfe . . . betete und legte mich um 11 Uhr. Dienstag, 23. Aug.

. . . lase einige Briefe von Zweibrücken, so ich schon d. 16. april in Leipzig empfieng und schrieb die Antwort darauf. (an Assessor Patrick vgl. 16. IV.) Nach dem Mittagessen . . . wiese mir Hr. Münch den großen Bettsaal von 120 Bettstellen etwa und den kleinen von 42 . . . (Mit v. d. Heide Spaziergang im Wfh. Feldgarten) . . . Mittwoch, 24. Aug. Der große u. kleine Bettsaal des Waysenhauses.

. . . (Lesen in Trinius[1] «Schrift- und vernunft- Donnerstag, 25. Aug.

---

[1] Trinius Joh. Ant. ev. Pfarrer 1722—84. Die erwähnte Schrift war 1750 in Leipzig erschienen und richtete sich besonders gegen den Mißbrauch der Sprüchwörter zur Beschönigung von Fehlern etc.

mäßige Betrachtung über einige Sprüchwörter» und in der «Wichtigkeit des Ehestandes») Schreibung und Sieglung der addresses zu Briefen 1. nach Gotha (an Hofr. Schläger (vgl. 6. IV.), 2. nach Straßburg (an Stoeber und Onkel Birr), 4. nach Zweibrücken (an Assessor Patrick), so ich am 26. Aug. fortschickte . . .

Freitag 26. Aug. . . . (Bes. bei Inspektor Fleischmann:[1] «der Mann hat mich vergnüget») . . . (Besuch bei Diakonus Niemeyer.) er gab mir Bier und darauf caffée ohne Milch. Die Rede betraf Wernigerode, meine collegia, Straßburg etc. Unter anderm mußte ich ihm meine Bekehrung erzählen. Der Mann ist aufrichtig und freundlich, scheint aber nicht viele Lebensart und keine großen Gaben zu haben. Von da weg gieng ich zu Hr. Gray, um ihm Seilers[2] Dogmatic zu bringen . . . 5 bis 6 andere Studiosi kamen dazu . . . es wurde gesprochen von den Colonien in Preußischen Landen, von den Werbungen, von den Münzjuden etc. . . . gieng die Dreyhauptische[3] Chronik 2ten Theil durch in folio . . .

Die Dreyhauptische Chronik.

Samstag, 27. Aug. . . . Nach 1 Uhr auf die Waysenhausbibliothek und lase etwas in Origenes Philocalia[4] in 4to Lut. Paris. 1624 und in Chrysostomus (in epistolas Pauli commentarius) über Kor. 1, 7 in folio apud Comenium 1596. (Dann bei v. d. Heide in Alexandri Rosei Christiades Virgiliana in 12 Lips. 173(?)) Das Buch ist wirklich lesenswürdig neben dem schönen virgilianischen latein besonders wegen der Religion so darinnen herrschet. . .

Sonntag, 28. Aug. . . . lase in Statius[5] Schatzkammer in 12 Lümburg 1687 . . . (In der Garnisonkirche predigt M. Walter zu niemands Zufriedenheit; nach der Kirche mit Müller «auf dem Markt auf und ab und ein wenig auf den Paradeplatz») . . . (Besuch bei Insp. Fabricius). Unter anderm that er mir den Antrag, ob ich nicht wolte als Missionarius nach Indien[6] gehen . . . Ich antwortete, — mein Herz war mir schwer —

Antrag, als missionarius nach Indien zu gehen.

---

[1] Fleischmann vgl. 2. I. und 7. II. im Jahrb. 1906.

[2] Seiler Prof. in Erlangen vgl. 3. I. u. a. im Jahrb. 1906.

[3] Joh. Christoph von Dreyhaupt geb. 1699 in Halle, gelehrter Rechtsanwalt, der Schöpflin seiner Heimat, † 1768.

[4] Philocalia, a Basilio et Gregorio ex variis Origenis commentariis excerpta griech. herausgeg. von Jo. Turinus, Paris 1618.

[5] Statius vgl. 14. XII. im Jahrb. 1906.

[6] Nach Trankebar, damals dänisch (seit 1845 englisch) König Friedr. IV. hatte von Franke schon 1705 Missionäre erbeten. Von Halle ging darauf der erste prot. deutsche Missionar, Ziegenbalg, nach Ostindien.

wann ich überzeugt wäre, daß der Ruf von Gott seie . . . so würde ich sagen: «Wie Gott mich führt, so will ich geh'n» . . . Wie ich vom Nachtessen nach Hause wolte, so lief mir Hr. Seeger in die Hände, dem ich mein Anliegen entdeckte. Er schenkte mir einige Birnen und sagte, die Studiosi hätten schon lange unter sich davon gesprochen, daß ich missionarius würde . . .

Montag, 29. Aug.

. . . (Dr. Noesselt liest nicht wegen Krankheit). Zu Haus beschnitte ich einen Nagel des großen Zehes und flickte einen Strumpf . . . (Nachm. kommt Gray vgl. 26. VIII.). Wir redeten von einer Reise, von Hr. Prof. Schoepflin, von Hr. Insp. Diemer etc. . . . (Das Buch: «Die Wichtigkeit des Ehestandes Leipzig 1738» wird beendet) Besonders haben mir die angehängten Hochzeitsgebräuche älterer und neuerer Völker wohl gefallen. Das aber hat mich befremdet, daß in dem Anhang die Polygamie und die Ehescheidung wegen der Unfruchtbarkeit des Weibes vertheidiget worden von dem gelehrten Bischof Burnet[1] . .

Die Wichtigkeit des Ehestandes aus dem engländischen des Salmon.

Dienstag, 30. Aug.

. . . besuchte Hr. Oelschläger . . . wir redeten diesesmal von der schlechten Bestellung der meisten Gymnasiorum in den Preußischen Landen; darunter rühmte er aber Züllichau als ein gutes gymnasium; dabei gab es dann Gelegenheit, von Straßburg zu reden. Darauf lase ich in dem «Gebrauche und Mißbrauch des Ehebettes» aus dem engländischen in 8. Leipzig 1740 . . . (Besuch bei Direktor Freylinghausen. Am Rande «Förmlicher und zweiter Antrag als Missionarius nach Indien». Antwort wie beim ersten Antrag) . . . (Spaziergang mit Freunden zum Ranstädter Tor hinaus. Man sprach von dem vorigen Könige in Preußen[2] besonders in Ansehung seiner Briefe an Joachim Lange[3])...

Mittwoch 31. Aug.

. . . (Nach dem Morgengebet wurde er gewiß, daß ihn Gott nicht zum Missionär berufe) . . . (Lesen in der Bibliothek des Waisenhauses: u. a. Melanchthon, Erasmus).

Donnerstag, 1. Sept.

. . . (Endgültige Absage bei Freylinghausen) . . . Nach dem Nachtessen gieng ich zu Hr. Büchling, weil die unter mir wohnenden Studiosi mit ihrem Hofmeister geigten und tanzten, daß ich . . . mich ärgerte . . .

Freitag, 2. Sept.

. . . endete «den rechten Gebrauch» etc. (s. o. 30. VIII.).

---

[1] Burnet Gilbert, Bischof v. Salisbury 1643—1715.

[2] Fr. Wilhelm I.

[3] Joachim Lange 1670—1744, Prof. der Theol. in Halle, Verteidiger des Pietismus gegen den Philosophen Wolff. Eigne Lebensbeschreibung: Leipzig 1744.

Der unbekannte Verfasser ist nicht ganz ordentlich im Vortrag, bezeugt aber große Ehrerbietung gegen Gottes Wort nebst großer Keuschheit. Ich wünschte, daß das Buch mehr bekannt wäre, noch mehr aber, daß die darin ernstlich bestraften Greuel nach und nach unbekannt werden möchten unter einem christlichen Volke . . . Von 3—4 Uhr habe ich getändelt mit einer Pfeife, die ich ausbrennen wolte, mit welcher ich halb glücklich war . . . (Beschreibung eines Feuerwerks vor dem Steintor) . . .

Samstag, 3. Sept. . . . (Lesen von Mascho[1] «Unterricht von der bibl. Tropen und Figuren», Halle 1773 und auf der Waisenhausbibl. in Olearius[2] de stylo N. T. 1668) . . .

Sonntag, 4. Sept. . . . (Lesen «des herrlichen Büchleins»: «Einige Bewegungsgründe zu einer frühzeitigen Bekehrung der Iugend» von «Flessa[3] prof. theol. zu Altona, Baireuth 1742) . . . Der Zeitungsträger gab mir das 67. Stück der gel. Jen. Zeitung, in welchem der Tod des Hr. Prof. Reiske, † den 14. Aug. an einer Auszehrung, gemeldet wurde (vgl. 15. IV.) . . . (Lesen von Gruners[4] prakt. Einleitung in die Religion der Hl. Schrift in gr. 8 Halle 1773 . . .) Für mich ist das kein Buch. (Hr. Seeger «proponirt», im kleinen Saal des Waisenhauses über das Thema: die Befreiung von allem Uebel; 8 Knaben- und ebensoviel Mädchenklassen waren zugegen. Am Rand: Die Schulkinder aus der Stadt müssen auch am Sonntag auf das Waysenhaus) . . .

Hr. Prof. Reiske stirbt.

Montag, 5. Sept. Hr. Prof. Griesbach. . . . v. 10—11 Uhr hörte ich Hr. Prof. Griesbach als hospes über die Einleitung in das N. T. (Inhaltsangabe dieses Kollegs). Er hat eine vorzügliche Gabe, zu lehren . . .

Dienstag, 6. Sept. . . . (Lesen verschiedener Bücher) . . .

Mittwoch, 7. Sept. . . . (Bücher bei Buchbinder Hofmannn eingesehen und Lesen auf der Waisenhausbibliothek; später: Schmidt, Methodus catechizandi in gr. 8. Bambergae et Wirceburgi

---

[1] Mascho Fried. Wilh; Schulmann † 1784 in Hamburg.

[2] Joh. Olearius (Oehlschläger) Prof. in Leipzig (geb. 1639 in Halle) † 1713. «Diss. de stylo N. T. pro Licentia 1668».

[3] Flessa Joh. Adam aus Goldkronach 1694, vom Gymn. in Baireuth 1741 nach Altona berufen als Dir. des Gymn. mit dem «Charakter» eines Prof. der Theol. Der volle Titel der Schrift lautet: Einige etc. absonderlich aber der studirenden. 1. Aufl. Baireuth 1732.

[4] Gruner, Joh. Fr. aus Coburg 1723—78 von Semler nach Halle empfohlen. «Rationalist», «die prakt. Einl.» etc. war dem Minister von Zedlitz gewidmet (vgl. Schrader Gesch. der Univ. Halle I. 303 u. 472).

1769.) . . . (Büchling erzählt eine lange Geschichte «als Exempel der strafenden Gerechtigkeit Gottes» von einer heruntergekommenen «Familie Büschel aus Dölitsch bei Leipzig») . . .

. . . (Verschiedene Besuche) . . . Donnerstag. 8. Sept.

. . . rüstete mich zur Reise nach Döbernitz[1]. . . Freitag, 9. Sept. Wie ich etwa eine gute Stunde gegangen war, so war ich nicht weit vom Moritzthor und also förmlich im Circul herum gegangen, und dis geschah mir zum zweiten mahle, sodaß ich erst um halb 2 Uhr nach Sintsch[2] kam . . . Etwa um 6 Uhr war ich in Döbernitz (am Rand: Dorf D.; sächsisch). Nachdem ich mich durch einen Bedienten bei dem Hr. Baron von Hohenthal[3] hatte melden lassen, so wurde ich hereingerufen (und zunächst von dem älteren Sohn empfangen). Er mag zwischen 20 und 30 Jahr alt sein und ist Justizrat in Carlsruh (Gespräch mit dem artigen Herrn; um 7 Uhr zum Vater; lange Mitteilung über die Unterredung mit ihm. Auf die Frage, ob er bald von Halle fortgehen wolle, erwidert er, dort habe er für einige Stunden «freien Tisch und logis»; für Leipzig fehle es ihm an den Mitteln; doch möchte er gerne dorthin, besonders um bei Crusius zu hören. Er wurde zum Essen eingeladen. Der Baron fragte ihn, ob er mit Abraham Dürninger verwandt sei — vgl. 11. VIII. — und sagte, als das bejaht wurde: «O, da hab ich Sie noch einmal so lieb!» D. sei ein «grundehrlicher und kluger Mann» gewesen und dabei so demüthig. Noch 1772, im Jahr vor seinem Tode, sei er bei ihm hier in Döbernitz gewesen etc.) . . .

Das Dorf Sintsch; sächsisch.

Hr. Vicepräsident Baron von Hohenthal.

Ich stand auf vor 6 Uhr, betete und lase in den mitgebrachten Pensées de M. Pascal sur la religion in 12. Amsterdam 1688 (Der junge Baron besucht ihn; dann Gegenbesuch; Mitteilung des Gespräches; der Baron gestattet, daß sein Diener ihn pudere; Patrick speist dann mit der Familie zu Mittag; die Frau «Vicepräsident» und die Töchter sind freundlich gegen ihn. Geredet wurde u. A. von der «Realschule in Berlin»,[4] nach deren Muster die Schulen auf den Hohenthalischen Gütern eingerichtet seien, von Abt Felbiger,[5] vom «Catechismus des Hr. Schmidt in Samstag. 10. Sept.

[1] Döbernitz, Pfarrdorf, Kreis Delitsch.
[2] Sietzsch.
[3] von Hohenthal vgl. 6. I. u. a. im Jahrb. 1906.
[4] Gemeint ist die «Oekonomisch-Mathematische Realschule» (heute: Kaiser Wilhelm-Realgymnasium), von Joh. Jul. Hecker 1745 gegründet. Sie gilt als die Stammutter unserer Realschulen.
[5] Felbiger vgl. 1. V. im Jahrb. 1906.

Würzburg» vgl. 7. 9.) . . . (Auf dem Heimweg nach Halle verirrt sich Patrick wieder einmal, bis er von den Türmen 9 Uhr schlagen hörte.) Ich richtete mich nach dem Klang der Glocken und hielte mich deswegen immer links. Da hatte ich zur Rechten einen Garten mit einer Wand von Erde. Auf einmal erblickte ich etwas nur einige Schritte weit von mir weg auf einer kleinen Anhöhe. Ich sahe dahin, schon erschrocken, und wurde es noch mehr, da das schwarze, was ich sah, sich bewegte und zum Theil aufrichtete. Ich weis nicht mehr, ob ich gefragt: was ist das? oder ob man mir so was gesagt. Kurz, eh ich mich versah, so war ich von etwa 20 Männern mit Flinten, Prügeln etc. umgeben, die auf mich zufuhren, wie die hungrigen Hunde, mir starr unter das Gesicht schaueten, mich ganz leise fragten, wo ich herkäme, ob ich was bei mir hätte. Darauf (mußte?) der visitator (namens) Bürger visitiren, welches er that in aller Eile und Eifer. Dieser visitator hatte seine haarichte schwarze Mütze auf, wie auch zum Theil die übrigen; andere hatten Hüte und darunter einige silberne Borden darum. Ihre Kleider waren blau, und die meisten hatten blaue Uiberröcke an; einer darunter einen weisen Rock und keinen Uiberrock. Wie nun der visitator meine Schuhe, mein Hemd, meine Strümpfe, meine Mützen etc. aus dem Sack gezogen i. e. gerissen hatte, so hörte ich von einem, ich bleibe (bliebe) die Nacht bei ihnen. Als ich hierauf noch mehr erschrack und so ganz furchtsam fragte: «Ich werde doch unter ehrlichen Leuten sein?» so mußte ich von einem andern vernehmen, der mir zur linken stund: «Hund s. Nur, wenn du ein Wort redst — kein Wort geredt — oder wir schlagen dich todt!» Bald darauf bekam ich meine Sachen wieder in den Sack, mußte aber von Zeit zu Zeit hören: «Weil sie (Sie) sich verdächtig gemacht haben und daher gekommen sind, so haben sie die plaisir, daß sie mit uns wachen!» Wie einer und andere anfiengen, ein wenig gut mit mir zu reden, und mein Herz um etwas leichter wurde, so wurde ich auf Neue geängstiget, daß ich wiederum nicht wußte, unter was für Volk ich wäre. Nemlich: es wurde mir befohlen, meinen Hirschfänger abzulegen. Da dieses geschehen war, so mußte ich auch meinen Uiberrock ausziehen. Unterdessen hatten sich immer, bald hier, bald da, einige berathschlaget, bis ich wieder hören mußte, daß ich die Nacht über da bliebe. Hierauf antwortete ich: «Ich schwitze so sehr, daß ich durch und durch naß bin; wann ich nun so auf dem Felde sein solte, so würde es mir schaden.» Auf dieses antwortete einer ganz hart: «Das gilt

Anfall von etwa zwanzig Männern von der Accise nahe bei Halle.

uns gleich.» Nun war ich vollends stille, ohne daß ich Antwort gab auf die vielen und bisweilen verfänglichen Fragen. Endlich sagte der kleine, der auch Silber um seinen innern Hut herum hatte, man solte mir meinen Hirschfänger und Uiberrock geben, und der visit. Birger solte mit gehen; wenn ich in Büchlings Haus wohnte, so seie es gut; wo nicht, so solte Birger den Hirschfänger und Uiberrock zurückbringen, und wer weis, wo ich geblieben wäre! Wie ich fortgieng, machte ich meinen...[1] ein höflich compliment, da doch einige so höflich waren und dankten mündlich mit Bücken, andere nahmen auch den Hut ab. Eine Zeitlang giengen wir beide, Visitator und ich, ohne zu reden; nach und nach redete er, da ich ihm dann antwortete. Ja, er sagte sogar, wie wir in der Stadt waren: «Ich glaube wohl, daß sie (Sie) erschrocken sind.» Zu Haus ließ ich durch die Magd in der Küche den Hr. Büchling herausrufen. Sobald Hr. Büchling sagte, daß er mich kenne und daß ich bei ihm wohne, so war der visitator ganz höflich und gieng weiter. Hr. Büchling gieng noch mit ihm und redete noch etwas mit ihm vor der Hausthür. Ich fragte Hr. Büchling gleich und in einiger Zeit nochmals, ob er dem visitator etwas gegeben hätte; er sagte aber beidemale: nein. Da ich nun einige Augenblicke in Hr. Büchlings Stube sase, so kam ich nach und nach wieder beßer zu mir und hiermit fieng ich an zu weinen. Hr. Büchling war so sorgfältig, mir rothes Waysenhäuser Pulver zu geben in Wasser, das Geblüt niederzuschlagen . . . Im Bett lobte ich und dankte ich Gott mit lauter Stimme und schlief bald ein.

. . . (In der Glauchischen Kirche predigt Pastor Weis) . . . (Besuche bei Insp. Witte, der ihn «ermuntert», doch nach Leipzig zu gehen, und bei Mag. Müller, mit dem er den Diakonus Rittemayer in der Ulrichskirche hört) Darauf spazierten wir vors Thor, um meinen Angstplatz zu suchen, aber ohne ihn völlig zu finden . . . Sonntag, 11. Sept.

. . . (Am Rand: «Hr. Stoephasius zeigt die Naturalien-Kammer des Waysenhauses». Ausführliche Beschreibung) . . . (Zu Hr. Richter in Begleitung seines Landsmannes Vogel.) Es kam auch Hr. Schütz, ein schlechter Mensch, der den folgenden Tag ein Duel haben wird. Da er nun kein Geld hat, so mußte ihm Hr. Vogel seine hebräische Bibel in zwei Theilen in 8 geben, um dieselbe zu versetzen und so 4 Groschen zu bekommen. Denn so viel Montag, 12. Sept. Ein Duel.

[1] Die Punkte stehen im Text und verdecken einen jedenfalls nicht sehr «christlichen» Ausdruck.

bezahlt man dem Schwerdfeger, wenn man einen Degen borgt, und hernach wieder so viel, wenn man die etwaigen Scharten herausschleifen läßt. Dieses duelliren ist hier sehr stark mode, da in der vorigen Woche 5 duelle gewesen sind. Und doch verfährt der Hr. Doctor Gruner, Prorector, (vgl. 4. IX.) sehr scharf mit ihnen, wann ers erfährt . . . (Abends bei Büchling; sie sprechen u. a. über die Katechismuspredigten in Halle und in Straßburg) . . .

Dienstag, 13. Sept. . . . schrieb den ganzen Vormittag an diesem journal . . .

Mittwoch, 14. Sept. . . . es regnete gar sehr . . . Ich frore und fand mich ganz untüchtig zum Gebet, so daß ichs unterliese.

Donnerstag, 15. Sept. . . . sagte Herrn Büchling, daß ich vest entschlossen wäre, nach Leipzig zu gehen, welche Entdeckung ihm Mühe machte . . .

Freitag, 16. Sept. . . . (Lesen und Kollegien) . . .

. . . (Bei Oehlschläger «zum caffée» Morgens.) Ein großer Theil der Zeit wurde hingebracht mit Vorlesung aus der französischen und Kayserhistorie (von Niemeyer?[1]) . . . (Nachm. zu Seeger «auf caffée und tabac», wo mehrere Gäste waren.) Diese Menge hinderte, daß wir auf keinen rechten discours kamen, weil sie von ungleicher Gesinnung waren. Es wurde hauptsächlich geredet von der schlechten Aufführung der mehresten Reichsländer,[2] und ich erzählete etwas von Sleidano, Jacob Sturm und sonst verschiedenes von Straßburg . . . Ein orphanus (im Waisenhaus) hat einen catholischen Vater in Perleberg . . . (Am Rand: «Ein römisch Catholischer Vater läßt seinen Sohn lutherisch auferziehen, welches in Preußen erlaubet ist».) . . .

Samstag, 17. Sept. . . . Als ich um ½8 Uhr erwachet war, so hatte ich Thränen in den Augen, und mein Herz war ganz weich. (Ursache: ein Traum.) Es dünkete mich, die Frau Prof. Kuglerin in Straßburg ganz in ihrem negligée sehr bestürzt vor mir zu sehen. «Ich wolte nicht gleich nach der Ursache fragen, sondern sagte nur: «Wie befinden sie sich?» Ganz nach ihrer Gewohnheit antwortete sie mir sehr leise: o so! Und sahe mich zugleich sehr wehmütig an, sagend: «Gott hat mein Madlenel zu sich geholt.» Augenblicklich fieng sie an zu weinen und ich auch,

[1] Ein Niemeier Joh. Ant. war Aufseher des K Pädagogiums in Halle und Historiker † 1765.

[2] Wohl die nichtpreußischen Studenten «aus dem Reich».

welches mich vollends aufweckte . . . (Am Rand: Ein mir zum wenigsten merkwürdiger Traum. Im folgenden Monate, Dienstag, 11. Oktober, erfuhr ich aus einem Briefe meines Hr. cousin Birr den mir schmerzlichen Tod meiner Wohlthäterin Frau tante Birr, so eben um die Zeit meines Traumes in Straßburg gestorben ist. (vgl. 11. 10.) . . . (Pastor Senf predigt in der Moritzkirche) . . . Nach dem MEssen holte ich einen Brief aus Straßburg beim Briefträger, der mirs vorher auf der Straße gesagt hatte. Er war von meinem cousin Hr. Birr, der mir darinnen den Tod des Hr. Lobsteins, seines Schwiegervaters, und die elenden Umstände meines Hr. oncle Birr[1] meldete. Sonst lag darinnen ein Wechselbrief von 6 Louis d'or . . . und ein kleinerer Brief von Hr. M. Weber . . . (Bei Mag. Müller mit drei andern Streit über seinen Traum.) Ich schriebe der Seele des Menschen das Vermögen zu, auf eine Zeitlang gleichsam ihren Leib zu verlassen und an einen andern Ort zu gehen, welches er mit den übrigen bestritte; es könne dieses nicht geschehen, sondern hier wären die bösen Geister geschäftig etc. Dieses dauerte von etwa 5 Uhr an bis nach halb 7 Uhr . . . (Abends erzählt er dem Hausherrn Büchling den Traum, der ihm dann «verschiedene Exempel der gleichen Art aus seiner Erfahrung» mitteilt.) . . .

Zwei Briefe, welche mein Vorhaben, nach Leipzig zu gehen, billigen.

Ein Streit wegen den Wirkungen der Seele, dabei etwas aus Dr. Crusius Abhandlung vom Aberglauben vorgelesen wurde.

Montag, 19. Sept.

Ich erwachte um 7 Uhr, eben da man einen Studiosum als einen Dieb vorbeiführte. (Am Rand: «Er hat bei Hr. Insp. Stoppelberg einbrechen wollen. Sein Name ist Nascovius, eines Predigers Sohn aus Schlesien») . . . rüstete mich auf die Reise nach Leipzig . . . Es regnet zwar, aber ich kann diese Reise nicht länger mehr aufschieben. Lieber Gott und Vater, gib du Segen zu dieser Reise, amen! Zu Schkeuditz[2] trunke ich caffee und aße ein wenig Brod. Ich trafe da einen Goldschmidts Gesellen von Halle an, der schon in das 6te Jahr herumreiset und seiner Aussage nach schon schöne Reisen gethan hat. Er ist nach Bresslau beschrieben, wohin er von Leipzig, wo er jetzto in condition ist, auf Michaeli gehen wird. Ein ganz artiger Mensch, der auch in Straßburg 2 Jahre lang bei Hr. Böhm gearbeitet hat. Mit der Glocke

Goldschmidtsgeselle.

Leipzig.

---

[1] vgl. 7. II. und 1. V. im Jahrb. 1906. — «Birr, Kaufmann unter der großen Gewerbslaube» (1794), wohl der «cousin Birr» (vgl. Sammlung authentischer Belegschriften zur Rev. Gesch. von Straßburg II 191; auf der Univ.-Bibl.)

[2] Schkeuditz, noch Landkreis Halle.

4 kam ich unter das Thor in L e i p z i g. Daselbst logierte ich mich in mein alt logis z u d e n 3 R o s e n in der Petersstraße . . .

Dienstag, 20. Sept. . . . wäre gerne zum Besuch gegangen, wenn ich gepoudert gewesen wäre. Weil ich nun keine Quaste bekommen konnte, so kaufte ich mir endlich einen poudre Beutel . . . Nach langem Suchen fand ich endlich den Hr. B a r t h , Banquier in der Peterstraße, bei dem ich meinen Wechsel holte von 6 louisd'or. Ich glaube aber zu wenig bekommen zu haben. Eine Carolin gilt ordentlich 6 Thaler 4 Groschen. Also hätte ich bekommen sollen 38 Thaler. Und doch bekam ich nur 35 Thaler 18 Groschen. Zu Haus hielt ich mich mit dem Geldzählen ziemlich auf . . .

Mittwoch, 21. Sept. Hr. Dr. Crusius. . . . (Um 9 Uhr Kolleg bei C r u s i u s «über sein Buch vom Plan des Reiches Gottes». Er besucht den Professor.) Ich entdeckte ihm aufs Neue meine Umstände. Er wiese mich an den Hr. Vicepraesidenten Baron v o n H o h e n t h a l nach D o e b e r n i t z (vgl. 9. IX.) und versprach, sich meiner anzunehmen durch Fürsprache. Meinen Aufenthalt in Leipzig zu erleichtern, schenkte er mir zween Gulden. Um 11 Uhr war ich wieder im collegio bei Hr. Dr. C r u s i u s über die Erläuterung der Religion aus der Geschichte, darinnen u. a. H e s s[1] mit seiner Geschichte der 3 letzten Lebensjahre Jesu sehr heruntergesetzt wurde . . . (Besuch bei Mag. H e m p e l,[2] wo man u. a. von Prof. L o r e n z in Straßburg sprach, und bei Prof. P e z o l d ;[3] Angabe des Gespräches) . . .

Présent von 2 Gulden.

Hr. Prof. Pezold.

Donnerstag, 22. Sept. (Reise nach Doebernitz zu Hr. v. H o h e n t h a l)...

Freitag, 23. Sept. . . . «Audienz» bei ihm gegen 1 Uhr; Patrick teilt ihm seinen Entschluß mit, nicht in Leipzig zu bleiben, sondern gleich heimzureisen, was der Baron mißbilligte. Dessen Sohn, der Justizrat, nimmt ihn mit zu seinem wöchentlichen Besuch der D o r f s c h u l e , die «nach der Berliner Realschule eingerichtet ist». (vgl. 9. und 10. X.) «oder eigentlich nach der neuen sächsischen Schulordnung, so voriges Jahr herausgekommen».) . . .

---

[1] Joh. Jak. Heß, Antistes in Zürich 1741–1828. Zwei bissige orthodoxe Streitschriften gegen ihn waren: «Gedanken eines sächs. Predigers über die Gesch. der drei letzten Lebensjahre Jesu, so in diesem Jahr 1774 zum drittenmal in Zürich herausgekommen» und «Nötige Erinnerungen über Hr. J. J. Heß Gesch. etc.» Leipzig und Frankf 1774. — Crusius war wohl der Verfasser oder Inspirator einer derselben, wenn nicht beider.

[2] Hempel vgl. 18. XII. u. a. im Jahrb. 1906.

[3] Pezold desgl. 14. XII. u. a.

(Die Tinte des letzten Blattes ist wieder sehr verblaßt.) Ich gienge (um 9 Uhr) nach Halle, ohne unterwegs etwas zu essen, langte nach 3 Uhr an . . . Samstag, 24. Sept. Halle.

(Hier endet Heft 3. Das 4. Heft trägt die Ueberschrift: Diarium M. Philippi Henrici Patrick cand. theol. Aug. 1774. September versus finem usque ad medium Decembris. Halle im Magdeb. und Leipzig.)

. . . trödelte abermals mit dem Anziehen herum, daß ich nach halb 10 Uhr erst fertig wurde und in die Garnisonkirche mußte (Insp. Winckler predigt . .) So eine trockene Moral habe ich bald noch nie gehört . . . (Der Hausherr Büchling sagte auf Befragen, daß er noch über Michaelis in der Wohnung bleiben könne) . . . Sonntag, 25. Sept.

. . . (Allerlei Lesen und Schreiben ins «journal».) Montag,26.Sept.

. . . (Pascals Pensées geendigt; Lob des Buches) . . . (viel Regen und Kühle) . . . Dienstag, 27. Sept.

. . . Versuchungen zur Unreinigkeit waren an diesem Morgen stark, dabei ich nicht unüberwunden blieb . . . (Reisegedanken; . . . Müllers «Einfalt und Bosheit der Religionsspötter» in 8 Frkf. a. M. 1748» zu lesen begonnen) . . . Mittwoch, 28. Sept.

. . . (Besuche. — Abends sind v. d. Heyden und der Diener bei Büchling d. h. sein «Commis», auf Patricks Zimmer) da wir dann teils tabac rauchten, teils von der besten Welt disputirten, teils allerlei lustige Schwenke erzählten. Donnerstag, 29. Sept.

. . . bei Hr. Schwarz in der Cansteinischen Bibelanstalt.[1] Hier hörte ich u. A., daß Hr. Missionarius Diemer (vgl. oben 30. IV.) unter dem 8. April von St. Jago aus geschrieben habe, daß er ganz freudig und gutes Muthes wäre . . . (Mag. Müller und Thulon, «gewesener Missionarius beim jüdischen instituto»[2] reden ihm zu, doch nach Leipzig zu gehen.). . . (Mit diesen und den Waiseninspektoren Stoephasius und Münch in Flörikens Garten zur Sternwarte des Barons Wolf) . . . Freitag,30.Sept. Die Sternwarte des Hr. Baron v. Wolf.

[1] Seit 1728 in einem eigenen Gebäude und vom Waisenhause verwaltet. Ihr Gründer, der Freiherr von Canstein, ein Freund Speners und A. H. Frankes 1667—1719. («Gesch. der Canst. Bibelanstalt» von Dr. A. H. Niemeyer. Halle 1827).

[2] Das «Jüdische Institut» in Halle, gegründet 1728 von Callenberg, Prof. der Theol, 1694—1760 (jüdisch-deutsche Druckerei) das erste deutsche Missionsseminar für Judenbekehrung.

Samstag, 1. Oktober. . . . rüstete mich mit Gesang und Gebet zur Beichte in der Glauchischen Kirche . . . (nach dem Gesang) gieng einer nach dem andern, Mleute und Wleute durcheinander, in die Beichtstube. Ich wartete so lang, bis ich der zweite vom letzten hineingieng. Hr. Pastor Weis saß an einem Tische, auf welchem Feder, Dinten und Papier vor ihm stunden. Er empfieng mich sehr freundlich und hieß mich sitzen auf einem Stuhl am nemlichen Tische. Ich that ein Gebet, darauf betete er auch, aber viel kräftiger und inniger als ich; ertheilte mir, die Hand auf meinen Kopf haltend, die Absolution und Segen . . . Zu Haus überdachte ich, indem ich in der Stube auf und abgieng, meine Umstände auf das ernstlichste und entschloß mich, neuerdings nach Leipzig zu gehen und da zu bleiben etwa 3 oder 4 Monate, so lange nemlich mein dazu bestimmtes Geld von etwa 10 Louisd'or dauern würde . . .

Sonntag, 2. Okt. . . . (Erndtefest; Weis predigt; Communion) . . . Zu Hauß nach 11 Uhr hab ich mit singen zugebracht bis Mittag. Wie ich das Gesangbuch wirklich (= eben) weggelegt, . . . so rief ein Studiosus vermuthlich, ich weiß nicht aus welchem Hause: «Herr Cantor, halts Maul!» Wobei ich mich darüber billig freuete, daß ihn der alles regierende Gott nicht eher hat reden lassen, bis ich wirklich fertig war, ohne also seinetwegen aufzuhören . . . (Nachm. in der Moritzkirche; Diak. Bötticher predigt) . . .

Vorsehung Gottes.

Montag, 3. Okt. . . . fienge an, meine Sachen in eine Kiste zu packen . . . habe einige Zeit verderbet über einer Pfeife, die sich verstopfet hatte . . .

Dienstag, 4. Okt. . . . (Abschied bei Prof. Thumann und Pastor Weis) welcher mir einen Brief, von Hr. Dr. Spener eigenhändig geschrieben, zeigte, da derselbe von Frkf. am Mayn nach Dresden gehen solte a. 1686 . . . Endlich gab er mir verschiedene complimenten mit nach Straßburg (das Gleiche tat Prof. Freilinghausen, welcher bedauerte, daß Patrick das Erlebnis mit den Zöllnern vom 10. IX. nicht dem Prorektor angezeigt habe. Die Professoren suchten schon lange «Ursache und Gelegenheit, an sie zu kommen;» eine Anzeige dieses Vorfalles hätte «besonders gute Wirkung gehabt, da seit 14 Tage gar viele Klagen nach Berlin umgeloffen» seien . . . Andere Abschiedsbesuche) . . .

Mittwoch, 5. Okt. . . . Endlich war ich ganz reisefertig und sehr schweren Herzens, so daß ich weinte bei Hr. Oelschläger und der Aufwärterin und dem Zeitungsträger und dem Perruquier. Mit thränenden Augen gieng ich zu Hr. Büchling, welcher mir noch einen Kelch Mallaga-

Wein nebst Brod gab . . . und sagte, er würde an mich denken, so lange ihm die Augen offen stünden, und ich möchte doch an ihn schreiben auch noch von Straßburg aus, wann ich schon etablirt wäre . . . (P. konnte nur «gebrochen und mit Seufzern» antworten; ebenso beim Abschied von v. d. Heyden, der ihn noch «eine Strecke vors Thor» begleitet hatte). Uiber eine Stunde zerfloß ich fast in Thränen, daß mein Schnupftuch ganz naß wurde und ich ganz langsam gehen mußte. Zu Schkeuditz kehrte ich ein und langte etwa um halb 6 Uhr in den drei Rosen in Leipzig an. Ich wolte gleich Hr. Rathsherrn Strohl Leipzig.
von Straßburg sprechen; allein ich hörte, er wäre einige Meilen von Straßburg auf der Reise krank geworden, und das Gerüchte wäre gegangen, daß er gestorben sei . . . kaufte den messkatalogus . . .

. . . (Besuch bei den Prof. Crusius und Pezold; Einmiethung in den drei Rosen) . . . Donnerstag, 6. Okt.

. . . schlug meine Kiste auf und stellte die Bücher auf den Schrank in einer schlechten Kammer, in welcher ich sein muß bis nach der Mitte der folgenden Woche . . . Freitag, 7. Okt.

. . . kaufte Pfeifen auf der Messe . . . (Lesen). Samstag, 8. Okt.

. . . (Crusius predigt in der Paulinerkirche) . . . Nachm. spatzierte in den schönen Baumgängen von Linden und Maulbeerbäumen um die Stadt herum (Abends bei Mag. Hempel am Familientisch. Man sprach u. A. von einem Mann, namens Schrepfer, der sich, angeblich ein franz. Oberst, gestern im Rosenthal erschossen habe (vgl. 31. X., sowie 6. I. im Jahrb. 1906). Sonntag, 9. Okt.

. . . schrieb in aller Eile nach Straßburg 1. an Hr. M. Weber nebst dem teutschen lect. catalogo, 2. an Hr. Cousin Birr, 3. inwendig auf das Couvert an Hr. Oertel, und trug das paquet auf die poste . . . (Bei Pezold mit M. Müller aus Halle und M. Hempel; man sprach u. A. über Klopstocks gelehrte Republic[1]) . . . Montag, 10. Okt.

. . . lase (im Colleg bei Pezold) die höchst traurige Nachricht vom Tode meiner werthesten Tante Birr, so den 18. Sept. morgens erfolgt ist und welche mir Hr. cousin Birr, ihr betrübter Sohn, berichtet hat nach Halle, von da der Brief nach Leipzig an Hr. Prof. Pezold geschickt worden ist . . . (Briefe nach Halle an Büchling, v. d. Heyden, Oelschläger, Weis) . . . Dienstag, 11. Okt.

---

[1] «Die deutsche Gelehrtenrepublik» 1774 auf Subskription gedruckt (Prosa). Vgl. Goethe «Dichtung und Wahrheit», 3. Teil, 12. Buch.

Mittwoch, 12. Okt.
Hr. Prof. Hofmann.

. . . (Besuch bei P e z o l d). Es wurde gesprochen von H o f m a n n, dem Lehrer des Hr. Dr. C r u s i u s in der Philosophie, daß er sich mit einer schlechten Weibspersohn eingelassen und durch dieselbe höchst unglücklich worden seie, da er sie hat müssen heurathen, so daß er in dem 30 sten Jahr seines Alters und in den elendesten Umständen an der Schwindsucht gestorben ist. Er hätte übrigens einen sehr guten Kopf und weit ausgebreitete Kenntniße gehabt. Auch ist er einmal auf den Sprung gewesen, Professor in H a l l e zu werden, um wider die W o l f i s c h e Philosophie zu arbeiten. Da er aber unterdessen durch ein collegium (?) über eines Professoris disputation zu Leipzig hat in den carcer wandern müßen, so wurde nichts daraus. Im carcer hat er ein Buch wider W o l f geschrieben in 12 etc. . . . Angenehm war es mir, daß ich (hier) auch den

Hr. Lektor Seelig.

Hr. Lektor S e e l i g,[1] so sich als Jude in seinem 16. Jahr hat taufen lassen, kennen lernte . . . er redete von den abbreviaturis Hebraicis, deren er zwischen 4000 und 5000 herausgeben wolte (B r e i t k o p f habe den Verlag versprochen, mache jetzt aber Schwierigkeiten) . . . Nach dem MEssen hatte ich allerlei zu reden und zu laufen mit einem

Ein Abbé aus der Provence.

französischen Abbé aus der P r o v e n c e, so sich einige Tage hier aufgehalten hat und nun nach B e r l i n gereiset ist, um von da nach Pohlen, ich meine W a r s c h a u, zu gehen . . .

Donnerstag, 13. Okt.

. . . (Mag. M ü l l e r geht nach H a l l e zurück; P. begleitet ihn bis W a h r e n) . . .

Freitag, 14. Okt.

. . . nahm pourdre d'A . . . Abends überfiel Frau Yorkin eine Ohnmacht über dem Spielen, das man meinte, sie wäre todt . . .

Samstag, 15. Okt.

. . . nahm wieder poudre d'A . . . lase in G e l l e r t s Comödie von dem Loos in der Lotterie[2].

Sonntag, 16. Okt.

. . . (Prof. Dr. R i c h t e r predigt in der P a u l i n e r - kirche) . . . Nach dem Messen gab ich Hrn. M e y e r, Hofzahnarzt zu B a y r e u t h, das Buch vom Gebrauch etc. des Ehebettes . . . (Nachm. in der P e t e r s k i r c h e. Beschreibung derselben) . . .

Montag, 17. Okt.

. . . hatte die ganze Nacht unruhig geschlafen wegen einem Bal grade gegenüber, welcher . . . bis heute morgens um 7 Uhr gedauert hat mit heftigem Lermen . . . (Am Rand: die Cärimonien der R e k t o r w a h l:) Der ab-

---

[1] Seelig vgl. 18. und 20. XII. im Jahrb. 1906.

[2] «Das Los in der Lotterie» (Gellerts Lustspiele, Leipzig 3. Aufl. 1774).

gehende Rektor Hr. Prof. E r n e s t i hielt eine Rede, nach deren Endigung die Thüren geschlossen wurden. (Am Rand: In dieser Rede forderte er am Ende ein Urteil über seine Verwaltung von den 4 Senioribus d e r 4 N a t i o n e n . . . Er redet sehr schön latein und gesetzt). Noch vorher aber geschahe, was folgt: An dem Hauße, worinnen das philosophische Auditorium war und die Wahl geschahe, ist eine Treppe, auf welche man aus dem Hofe gleich hinaufsteigt. An dem Ende der Treppe ist eine Art von Erker, an welchem ein blaues Tuch von Taffet herabhieng. In diesem Erker stand Hr. Prof. E r n e s t i in seinem Rektorhabit, so churfürstlich aussiehet. Neben ihm stund Hr. (eine Lücke), welcher etwas lateinisches herlas von Gesetzen etc., so ich aber größtentheils nicht verstanden habe nebst noch einigen anderen Herren. Unten an der Treppe stunden die zween Pedellen mit ihren rothen Uiberröcken, mit Gold besetzt, und gläsernen, verguldeten, schön gezierten Sceptern. Nach langer Weile kam Hr. Dr. E r n e s t i mit Hr. Prof. C l o d i u s etc. auf diesen Erker und kündete an, daß in der dritten Wahl zur Rektorswahl erwählet, worden, 1. für die polnische Nation Hr. Dr. B ü s c h e r[1] und Hr. Prof. (eine Lücke), 2. für die meißnische Hr. (eine Lücke,) 3. für die sächsische er, Hr. Dr. E r n e s t i selbst und 4. für die bayrische Hr. Hofrath Bel.[2] Mit welcher Wahl die Studiosi, so in Menge unten im Hofe stunden, zufrieden zu sein gebeten wurden. Wiederum nach langem Warten erschien Hr. Dr. E r n e s t i zum zweitenmale, den ich aber diesmal weder selbst noch seine Hr. Collegen sehen konnte. Er verkündigte, das Hr. Prof. M o r u s[3] zum Rektor erwählet worden. Er ermahnte die Studiosos zum Gehorsam etc., worauf bald der, bald jener aus dem auditorio durch den Hof die Treppe hinauf und wieder so zurückgieng, bis endlich die Thüren wieder geöfnet wurden. Der neue Hr. Rektor hielt eine Rede in schönem latein und mit ganz bescheidener Stimme etc. Uibrigens muß ich mich freuen, daß die sämtlichen Hr. Professores so viele Religion in ihren Reden zeigen. Bald darauf giengen sie heraus über den Hof in die Gartenhäuslein und so hatte alles ein Ende . . .

Hr. Prof. Morus wird Rektor.

Dienstag, 18. Okt.

. . . nach dem collegio begegnete mir Hr. Inspektor W i t t e in der Waysenhäuser Buchhandlung in H a l l e, mit welchem ich in sein logis gieng. Er gab mir zween ein-

---

[1] Burscher vgl. 27. X.

[2] Bel Karl Andr. Dr. jur. ord. Prof der Poesie 1717—82, (hatte auch in Straßb. studiert, wo ihn Schöpflin förderte.)

[3] Morus vgl. 22. XII. u. a. im Jahrb. 1906.

zelne Briefe von 1. Hr. Dr. und 2. Hr. Prof. Lorenz nebst einem Paquet. Darinnen waren Briefe 3. von der Fr. Oertelin, 4. M. Redslob, 5. Hr. M. Oberlin, nebst zwo Dissertationen, alle von Straßburg. Auch befand sich darinnen 6. ein Brief von Hr. Frölich nach Berlin, welchen ich Mittw. den 9. Morgens auf die Poste trug, ohne zu franquiren, 7. ein Brief an Hr. Dr. Reiske, so unterdessen gestorben (vgl. 4. IX.). Diese Briefe und Paquets sind lange unterwegens gewesen und an Hr. Insp. Witte hierher gesendet worden von Frankfurt am Mayn aus . . . Sie waren alle (noch) nach Halle addressirt . . . (Spaziergang mit Witte in den Garten des Fürsten Jablonowsky) . . . brachte der verwitweten Fr. Dr. Reiske den Brief von Straßburg, so von Hr. Schneider geschrieben worden . . . Gleich anfangs sagte sie mir, daß Hr. M. Blessig, jetzo in Göttingen seie. Die Frau scheint übrigens noch Lust zu einer andern Heurath zu haben. Sie ist liebreicher in Geberden und auch etwas freier gekleidet, als da ihr Mann noch lebete . . . (Briefe nach Halle) . . . Nachtrag zum 17: Uiber dem Beten, so ich gewöhnlich laut zu verrichten pflege, klopfte jemand an eine Thür und suchte sie aufzumachen. Ich, erschrocken, hielte innen im Gebet und das zu verschiedenen Mahlen, bis ich eine deutliche Stimme dreimal rufen hörte: «Nur fortgebetet, nur fortgebetet, nur fortgebetet!» Hierauf achtete ich nicht gleich, meinend, es spottete jemand über mich. Wie ich aber schon zu Bette lag, so gab mir dieses einen tiefen Eindruck, und ich wurde, ich weiß nicht wie, vollkommen überzeugt, daß es Gottes oder eines Engels Stimme gewesen, da ich dann mit sehr gerührtem Herzen aufs Neue betete.

Mittwoch, 19. Okt. . . . (Collegien) . . . Nach dem MEssen gieng ich zu dem Hr. Rektor Morus, (am Rande: hier habe ich vielerlei Fehler begangen) um mich in die Matriculam[1] einzuschreiben . . . speißte zu Nacht Butterbrod mit Wasser und Branntenwein, lase in Crusii logic . . .

Donnerstag, 20. Okt. . . . betete sehr kaltsinnig . . . (Besuch bei Baron von Brown aus Werningerode, der «ein gemeiner Herr und wahrhaft christlich ist». Bei ihm lernt er den Advokaten Duschewsky kennen, der vor 10 Jahren in Leipzig protestantisch wurde, nachdem er vorher «ein Dominikanermönch in Pohlen» gewesen. Desgleichen einen

[1] Die «jüngere Matrikel» der Univ. Leipzig 1559—1809 ist noch nicht herausgegeben.

studiosum aus B e r l i n,» Namens J a e n i k e[1], der «fertig böhmisch sprach» und «schon als böhmischer Catechet in D r e s d e n gestanden.»). . .

Freitag, 21. Okt. Executio capitalis an einer Weibsperson.

. . . gieng bald nach 8 Uhr weg und bald da, bald dorthin, weil ich die M i ß e t h ä t e r i n und die Caerimonien dabei sehen wolte, soviel möglich war. Endlich gieng ich vor das Thor. Nach 10 Uhr kam die Mißethäterin. Wie ich gegen 9 Uhr auf dem Markte war, so war der Gatter am Rathause zugeschlossen; auf der Treppe stunden einige Stadtsoldaten; ausen auf dem Markte die Schaar in zwo Reihen mit langen Spießen und mit Degen. Der Zug selbst war lange. 1. kamen Stadtsoldaten, 2. drei geharnischte Knechte zu Pferd, 3. die Schaar, 4. die Thomas- und andere Schüler mit Gesang, 4. geharnischte Knechte zu Fuß, 5. die M i ß e t h ä t e r i n mit zwei Priestern und zwei anderen Geistlichen, 6. Jäger, Förster etc., 7. einige Kutschen vom Magistrat. Die M i ß e t h ä t e r i n war weis gekleidet mit einem schwarzen Kopfzeuge und gieng zu Fuß. Sie war herzhaft, soviel ich sehen konnte. (Am Rand: Vor dem Thore hatten die Stadtsoldaten um den Gerichtsplatz einen großen Kreis geschlossen. Innerhalb desselben war ein Gerüste aufgeschlagen für einige obrigkeitliche Personen). Auf den Gerichtsplatz stieg sie ganz frisch und sahe sich um, kniete nieder, worauf sie die beiden Priester einer nach dem anderen einsegneten; darnach setzte sie sich auf den Stuhl, nachdem sie vorher von allen auf dem Platze Abschied genommen hatte, den Scharfrichter nicht ausgenommen. Sie hat sich selbst noch am Halse entblösen helfen. Der Kopf wurde gut abgeschlagen, ohne daß er gehalten wurde. Der Scharfrichter hatte einen Treßenhut auf, einen grünen Rock, rothes Camisol und weise, seidene Strümpfe an nebst einem Degen, und so richtete er. Das Verbrechen der Persohn war ein Mord an einem fremden Kinde schon 1773, welchen sie selbst am Rathhause gleich nach der That angegeben hatte. Dafür wurde sie heute geköpft und auf ein Rad geflochten und der Kopf angenagelt. Sie soll schon im 15ten Jahre das Hurenleben angefangen haben, von welchem sie die gewöhnliche, schändliche Krankheit davongetragen hat, an

[1] Joh. Jänicke 1748—1827 Prediger an der böhmischen Kirche in Berlin; war dort in Heckers «Realschule» und ging 67 als Weber auf die Wanderschaft; 1774 von Dresden, wo er «böhm. Schulmeister» gewesen, auf die Univ. nach Leipzig. 18'4 Gründer der preuß. Bibelgesellschaft und früher einer Missionsschule. (Vgl. 23. X. u. 7. XI.)

welcher sie während der Gefangenschaft im Lazareth hat müßen curiret werden. Sie soll im Anfange ganz roh und unwissend gewesen sein. Es wird aber besonders Hr. Schirnau, Lazarethprediger, gerühmet wegen der Mühe, die er sich um sie gegeben hat, wodurch er es soweit brachte, daß sie doch lesen lernte und einige Kenntnisse in der Religion bekam. Diesen Hr. Schirnau hat sie nach gesprochenem Todesurtheil auch gleich begehret, welchem Hr. Matthesius zugesellet wurde. Gegen halb 12 Uhr zu Haus ganz voll Koth . . . (Gewohnheitssünde, Gebet; am Rand: «schändliches Laster»).

Samstag, 22. Okt.

. . . (Kollegien) . . . lase in Crusii logic, über welcher ich in schändliche Werke ausbrach . . .

Sonntag, 23. Okt.

Heute stunde ich auf gleich nach 7 Uhr, machte mir aber mit Sauberung der Schnallen, des Degens und des Stockes etc. so viele Arbeit, daß erst um 10 Uhr in die Paulinerkirche kam, da schon das Thema vorbei war. (Pezold predigt; «Steuer für das abgebrannte Städtchen Zedlitz an der böhmischen Grenze[1] . . . Von 1—2 Uhr gieng ich um die Stadt herum. Einige Zeit vor 2 Uhr habe ich sündlich zugebracht. Von 2—3 Uhr hörte ich Hr. M. Einsiedel (predigen; hernach noch in der Paulinerk. «einen vermutlichen Canditaten» Schmieder) . . . (Mit Hr. von Brown zu Frau Löwin, bei der mit Jaenike, Lehrer Lehmann, dem «christlichen Arzt» Dr. Lehmann und Frau «erbaulich» gesprochen und gesungen wurde, wozu «die Uhr die Melodien vorspielte»)... Hrn. Jaenike habe ich nun völlig als einen bekehrten Studiosum Theologiae kennen lernen, der recht in Jesu lebet . . . (Lesen, Singen geistlicher Lieder vor dem Schlafengehen gegen 12 Uhr.

Hr. Lehmann ein Schulmeister, so (seit Sept.) hier an einer Armenschule auf Kosten des Hr. v. Hohenthal.

Montag, 24. Okt.

. . . brachte Hr. Baron von Brown des Hr. Dr. Lorenz Predigt: «Die Herrlichkeit des großen Auferstehungstages» . . . Nach dem MEssen lase ich den Brief von Hr. M. Weber in Straßburg, die collegia und Stip. Otton.[2] betreffend, so ganz freimüthig geschrieben ist . . . endigte nach dem Nachtessen Kipping[3] (de cruce und cruciariis, Bremen 1671), daraus verschiedenes nützliche kan gelernet werden, die Art der Kreuzigung betreffend . . .

Ein Brief von Straßburg.

---

[1] Zedtlitz bei Borna, Kreis Leipzig, ist der einzige Ort dieses Namens in Sachsen.

[2] Otto vgl. 21. I. im Jahrb. 1906.

[3] Kipping Heinr. aus Rostock † 1678 als Rektor des Gymn. in Bremen. Cruciarius: der Gekreuzigte.

. . . speißte in dem Schlosse zu Mittag Suppe, Fleisch und Brod an dem Tische, so Hr. Baron v. Hohenthal hier hält für 90 arme Studiosos in allen Wissenschaften. (Am Rand: Ordentlich hat man an demselben nur Suppe und Gemüße) Die Gelegenheit war: weil Hr. Inspektor Deydrich mich gerne sprechen wolte (Am Rand: Er hat eine besondere Liebe zu Straßburgern, weil er bei Hrn. Rathsh. Weyher, Hrn. Dr. Corvinus etc. viele Wohltaten genossen). Er ist ein mediciner, so in 5 Wochen etwa den Gradum doctoris nehmen und gleich nach Baruth als Stadtphysikus abgehen wird. Vor 5 Jahren ist er von Straßburg hierher gereiset, nachdem er 2 Jahre daselbst die chirurgie studiret hatte. Er war so gütig gegen mich, daß er mir auch morgen erlaubte, zu Tische zu kommen. Uibrigens ist er arm und seine Gesinnung scheint schlecht (d. h. «unchristlich») zu sein. Von Persohn ist er klein. Nach dem MEssen gieng ich mit demselben um die Stadt herum und hernach in sein logis in dem Hohenthalischen Hauße, 5 nicht kleine Treppen hoch . . . Dienstag, 25. Okt. Hr. Insp. Deydrich

. . . («Aufschreiben» der empfangenen und abgelassenen Briefe) . . . (Besuche etc.). Mittwoch, 26. Okt.

. . . hörte bei Hr. Dr. Burscher die Universalhistorie. Er handelte von den Kaysern Claudius und Nero. Der Vortrag an sich ist gut. Allein die Art ist etwas sonderbar, mit großem Geschrei wie ein Charlatan . . . Donnerstag, 27. Okt.

. . . lase einen Brief von Hr. Prof. Thunmann in Halle, der sehr zärtlich und freundschaftlich war. Uibrigens betraf er Hr. M. Adj. Oberlin in Straßburg . . . Freitag, 28. Okt.

. . . (Kolleg bei Prof. Bosseck[1] über alttest. Sprüche im N. T.). Der Mann sieht dem verstorbenen Hr. Prof. Heus[2] in Straßburg in manchem ähnlich. . . Samstag, 29. Okt.

. . . (M. Anton[3] predigt in der Paulinerkirche) . . . Nachm. war ich abermals ein Sklave meiner Lust (längere Betrachtung seiner Schwachheit und Gebet) . . . Sonntag, 30. Okt.

. . . (Superint. Bahrdt[4] predigt in der Thomaskirche über Joh. 12, 36 «ganz freimüthig über die Greuel des Papstthums und die Wohlthaten der Reformation.») . . . (In der Paulinerkirche; M. Hempel predigt) . . . (Be- Montag, 31. Okt. Reformationsfest.

---

[1] Bosseck Joh. Gottl. 1718—98 a. o. Prof. des Hebräischen. Sein Bruder H. Otto war prakt. Arzt, vgl. 10. V. im Jahrb. 1906.
[2] Heus Joh. Matthias Arg. Prof. Log. et Metaph. † 1768 (K. V. Bl. 6 Rückseite).
[3] Vgl. 1. I. im Jahrb. 1906.
[4] Bahrdt Joh. Fried. vgl. 13. III. im Jahrb. 1906.

schreibung der «Prozession» der Professoren zur Reformationsfeier aus der Nikolai- in die Paulinerkirche am Nachm. M. W o l f hält eine lat. Rede) . . . («Katechisation» in der Peterskirche) . . . (Bei P e z o l d langes Gespräch über «S c h r e p f e r s[1] Zauberei» und Geisterbeschwörungen in D r e s d e n, «so sich am 8. Okt. erschossen hat» vgl. 8. X.). Den Seligen G e l l e r t konnte er nie citieren . . . Es sollen solche Zauberer mehrere sein in Dresden . . . ase bei der Y o r k i n Grundbirnen in der monture[2] . . .

Dienstag. 1. Nov. . . . (Schreiben ins Tagebuch) . . . (bei Frau York) bis eine Frau dazu kam wegen einem Pferd von Seiten des Hr. v o n L i n d e n, so auch im Hauße wohnt. Dieser ist ein so durchtriebener Schelm als irgend einer (im Pferdehandel?) . . . schriebe an Hr. M. W e b e r (in Straßburg) bis nach 12 Uhr.

Ein schelmischer Edelmann.

Mittwoch. 2. Nov. . . . schriebe an Hr. Dr. L o r e n z (Nach Tisch an Prof. T h u m a n n in Halle und Abends an andere dortige Freunde) . . .

Donnerstag. 3. Nov. . . . endigte den Brief an Hr. Dr. L o r e n z . . . Jetzt (Abends) werde ich noch an Hr. cousin B i r r schreiben. Dies dauerte bis nach 12 Uhr. Ich betete im Bette.

Freitag. 4. Nov. . . . schriebe an M. R e d s l o b (in Straßburg) . . . an Hr. O e r t e l . . . und Hr. M. O b e r l i n (beide ebenda) . . .

Samstag. 5. Nov. . . . kaufte ein hiesiges Gesangbuch (von 4—5 im Kolleg «halb schlafend und halb wachend») . . . (Briefe an . . . Dr. B e y k e r t,[3] erst in der Gaststube, dann «auf meiner kalten Stube») . . .

Sonntag, 6. Nov. . . . frühstückte, sunge die zwei Lieder: 1. Hilf uns, Herr, in allen Dingen, 2. Gedult ist euch vonnöthen etc. Darüber und bei dem ferneren rüsten vergieng die Zeit, daß ich in keine Kirche konnte; ich betete und gieng im Schloß zum Mittagessen. Nach demselben habe ich meinen allerliebsten Gott wiederum beleidigt mit meiner Gewohnheitssünde (Gebet) . . . Nach dieser verabscheuungswürdigen That schrieb ich dieses Journal . . . (Besuch bei P e z o l d). Er sprach (u. A.) von seinem Vorsatz, eine Art von Erbauungsstunde zu halten mit den 7 Studiosis des Hohenthalischen Tisches, die auser demselben monatlich noch

Versäumnis der Kirche.

[1] Vgl. 6. I. ebenda.
[2] = Kartoffeln in der Schale.
[3] Beyckert Joh. Phil. Arg. 1772 Prof. theol. (1761 Gymnasiarch) † 1787 (K. V. Bl. 8 Rücks.) Er war Blessigs Schwiegervater.

einen Thaler bekommen, dafür sie aber allemal was ausarbeiten müßten . . . (Um 3 Uhr mit Pezold in die Paulinerkirche) . . . Wie ich (aus der Gaststube) vor meiner Thür war, löschte der Wind mein Licht. (Deshalb gleich zu Bett und «langes Gebet»).

. . . lase zween erfreuliche Briefe 1) von Hr. Pfarrer Claus in Frcf. am Mayn, so erst nach Halle geloffen war 2) von Hr. Insp. Fabricius in Halle . . . fienge an, eine Supplique aufzusetzen für das Otton. Stip. in Straßburg (Am Rand: Um 12 Uhr, wie ich aus dem collegio gieng, sagte mir Hr. Jaenike, der zum Inspektor[1] verordnet ist, daß der gnädige Hr. Vicepräsident — von Hohenthal — mir seinen Tisch hätte antragen lassen) . . . endigte und besserte die Supplique aus bis etwa halb 12 Uhr (Abends; Pezold hatte ihm gesagt, «es könnte verschiedenes latinius ausgedrückt sein».) . . . Montag, 7. Nov.

. . . (Pezold sieht eine «Supplique» durch) welche ich (dann) zu Hause corrigirte . . . Von 5 bis 6 Uhr und auch hernach versäumte ich (die Zeit) mit dem rauchenden Ofen, so ich nun zum erstenmahle gesetzt bekam . . . Nach dem NEssen schriebe ich zwo Suppliques ab für das Otton. und Schenkbecherische Stipendia.[2] Darauf einen Brief an Hr. Fiscal Cappaun, alsdann adresses und siegelte Briefe nach Straßburg bis nach 1 Uhr und betete im Bette. Dienstag, 8. Nov. Feuer das erstemahl oder besser Rauch.

. . . schrieb noch einen Zettel, darinnen ich meldete, daß ich den Datum vergessen hätte und bat, denselben selbst hinzusetzen und legte (ihn) in das couvert, welches ich aufbrach und neu siegelte (!) . . . (Jaenike teilt ihm mit, daß er «künftigen Sonntag als membrum ordinarium an den Hohenthalischen Tisch kommen könnte») . . . trug (Nachm.) das paquet nach Straßburg auf die Poste, welches mit 25 Groschen oder 4 Livres weniger 8 deniers bezahlen mußte. (Es waren außer den 2 «suppliques» Briefe darinnen: an Dr. und Prof. Lorenz,[3] an «cousin Birr», M. Redslob, Hr. Oertel, M. Oberlin, Dr. Rencklin,[4] Dr. Beykert, Prof. Brackenhoffer[5] und «Lct. Fiscal» Cappaun) . . . Mittwoch, 9. Nov. Theures Paquet.

. . . gieng spatzieren um die Stadt herum mit einem Donnerstag, 10. Nov.

---

[1] vgl. 15. XII. u. a. im Jahrb. 1906.
[2] Beide heute noch vom Thomasstift verwaltet.
[3] Ueber die zwei Lorenz vgl. 21. u. 24. XII. im Jahrb. 1906.
[4] Wohl: Reuchlin Fr. Jak. Präpositus der theol. Facult. † 1788. (K. V. Bl. 8 Rücks.)
[5] Brackenhoffer Joh. Jerem. prof. mathem. † 1789. (K. V. Bl. 16.)

jungen Hunde . . . (Hr. Haß aus Hof) rühmte mir als einen vortrefflichen Christen den Hrn. Superintendent Weiß zu Hof im Bayreuthischen . . .

Freitag,11.Nov. Bußtag.

. . . (Dr. Burscher predigt in der Paulinerkirche) . . . das Vater Unser wurde von allen knieend gebetet . . . Noch nie habe ich so viele Leute in der hiesigen Kirche gesehen. (Zu Mittag ißt man am Bußtag Fische) . . . (Nachmittag in der Thomaskirche, wo Dr. Koerner predigt und in der Nikolaikirche) Die Weiber haben doppelte Sitze in ihren Stühlen (vor der Predigt saßen sie «gegen den Altar», dann «kehren sie sich gegen die Canzel».) Es predigte Hr. Lic. Thalemann . . . Nach 4 Uhr gieng ich noch in die neue Kirche (Beschreibung derselben und nochmaliger Besuch der Thomaskirche) . . . auf meinem Zimmer lase ich: Joh. Georg Walchs[1] «vom Glauben der Kinder im Mutterleibe» in 8 aus dem latein. ed. rda. Jena 1733...

Umwenden der Weibsleute.

Samstag, 12. Nov.

. . . Hr. Insp. Deytrich im Intelligenzcomtoir (am Rande: «ein Bruder des p. 390» = 25. Okt.) gab mir einen Zettel, dadurch ich an den Hohenthalischen Tisch komme, schenkte mir ein Intelligenzblatt auf ordre des Hr. Vicepräsidenten, darinnen die Anstalten im Steinthal gedruckt stehen, so weit es mit denselben gekommen unter dem Hr. Diaconus Stuber[2] an der Thomaskirche in Straßburg bis 1767 . . . brachte dem Hr. Prof. Pezold Crusii logic wiederum und borgte dagegen desselben i. e. Crusii Metaphysic ed. 3. in 8. (vgl. 30. XI. und 6. XII.) . . . endigte Walch «vom Glauben der Kinder im Mutterleibe». (Uebersetzer dieses «gelehrt, deutlich und sanft geschriebenen» Buches ist M. Adam Lebrecht Müller) . . .

Crusii Metaphysica Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten.

Sonntag, 13. Nov.

. . . (Feuer mit Rauch!) . . . (In der Paulinerkirche predigt M. Lohdius «ganz gut». Mittags zum ersten Mal am Hohenthalischen Tisch.) . . . Hr. Jaenicke wohnet vor dem Ranstädter Thor in Hr. Teichs Hanße, eines Wachsbleichers, mit dem Schulmeister, Hr. Lehmann, (vgl. 23. X.) auf einer Stube. Hr. Vicepräsident von Hohenthal hat da eine Freischule errichtet; derselbe bezahlet für die Stube des Schulmeisters und die Schulstube 47 Thaler. Die Bänke in der Schulstube, deren immer einer höher ist, als der andere, kosten 24 Thaler. Der Schulmeister hat monatlich 6 Thaler. Gegen-

Freischule.

---

[1] J. G. Walch aus Meiningen 1693—1775, seit 1716 Prof. in Jena (Dogm.- u. Kirchengesch.) Herausgeber von Luthers Werken in 24 Bänden (1740—1752).

[2] «Joh. Georg Stuber Arg. zuvor Pfr. in Waltersbach im Steinthal † 1797» (K. V. Bl. 40). Er war Oberlins Vorgänger.

wärtig sind 80 Kinder in dieser Schule, wozu sich schon wieder 23 gemeldet haben. Die Kinder bekommen Unterricht und Bücher frei. Bei Hrn. Jaenicke lernte ich kennen die Hr. Nader und Weinel . . . (Nachmittag predigt in der Paul. Kirche M. Hund[1]) . . .

(Nichts von Bedeutung.) Montag. 14. Nov.

(Desgleichen.) Dienstag, 15. Nov.

. . . schrieb dieses journal . . . Hr. Prof. Pezold gab mir die 8 Groschen Holzgeld (fürs Kolleg ?) wieder, so ich um 5 Uhr seinem famulo gegeben hatte (Gespräch mit ihm). Beim Weggehen gab er mir zum Durchlesen 1) Schreiber, den Besuch Hr. Dr. Semlers bei der Brüdergemeinde in Barby betreffend, nebst einem bei dieser Gelegenheit geschriebenen Briefe des berühmten Hr. Dr. Stauzius[2] in 8 Frcf. und Leipzig 1774, ein Bogen. Diese Schrift ist spitz genug geschrieben und beißend; aber noch viel witziger, schärfer und zugleich mit Ehrfurcht und Vertheidigung der christlichen Religion ist verfertiget: 2) Sendschreiben an den Verfasser des Lebens und der Meinungen des Hr. Magister Sebaldus Nothanker[3] von dessen weiland untergebenen Schulmeister. Zur Bestellung abgegeben in der Michaelis Messe 1774 in 8 drei Bögen[4]... Mittwoch, 16. Nov.

. . . lase (nach dem Abendessen) in dem Brief Pauli an die Galater, welches leider, so viel ich mich erinnere, das erste Bibellesen in Leipzig ist. Gnädiger Gott, räche nicht die schreckliche Verachtung deines Wortes, um Jesu Christi willen; amen . . . Donnerstag, 17. Nov. Bibellesen.

. . . (Nach dem Abendessen machte er «zur Erholung eine Stunde lang klein Holz») . . . Freitag. 18. Nov.

. . . (Lesen in der Metaphysik von Crusius und im N. T.) . . . Samstag, 19. Nov.

. . . (In der Paul. Kirche predigt M. Bock.) Weil er auf ein Dorf als Pastor kommt, so that er seine Abschiedspredigt. (Er war 9 Jahre in Leipzig gewesen.) . . . (In der Nik. Kirche predigt am Nachmittag: ein Studiosus Richter mit «vielen Gaben». Schluß des Kirchenjahrs mit «schöner Vocalmusic» der Thomasschüler; dann «Catachesis vor der Kanzel auf einem grünen Seßel» an «etwa 8 Knaben».) Sonntag, 20. Nov.

[1] Hund vgl. 19. II. im Jahrb. 1906.
[2] Stauzius ?
[3] Das Leben und die Meinungen des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker von Nicolai mit Titelkupfer von Chodowieki (Berlin 1773 ff.), ein rationalistischer Roman gegen heuchlerische Orthodoxie, der großes Aufsehen erregte.
[4] = 48 Seiten vgl. Goedeke IV, 170.

. . . (Am Rande: Uiber dem NEssen — in der Gaststube — wurde ich, wie schon mehrmahlen, spöttisch beschimpft von Hr. Kraus, einem mediciner) . . .

Montag 21. Nov. . . . hospes bei Hr. Prof. Clodius über die ep. Ciceronis ad Atticum von 3—4 Uhr . . . legte mich nach halb 12 Uhr. In dieser Nacht und schon den Nachmittag

Schlitten. sahe und hörte ich Schlitten fahren. Sie sind gemacht wie die in Straßburg. Es darf aber niemand mit Fackeln fahren. Die Stunde wird mit einem Thaler bezahlet.

Dienstag, 22. Nov. . . . Nach dem MEssen trunke ich in der Gaststube. Hier erzählte mir ein Kutscher aus Frankfurt am Mayn, Hr. Schärr, daß die Contrebande[1] in Frankreich abgeschaft sein soll nach Briefen, welche Kaufleute in Frankfurt a. M. sollen erhalten haben . . . Diesen Nachmittag und besonders diesen Abend wird ganz rasend mit Schlitten gefahren, meistens von Studenten (am Rand: mit wildem Knallen) . . .

Mittwoch, 23. Nov. . . . (Besuch bei Prof. Bosseck:) Wir redeten von Hr. Prof. Stoeber (in Straßburg), mit welchem Hr. Prof. B. hier in Leipzig studiret hat; von der zu hoffenden gewißen Bekehrung Israels, die u. a. besonders aus dem Ezechiel bewiesen werden kann; von der versione Alexandrina,[2] die im N. T. nie citirt würde, und daß wir nicht einmal wüßten, was eigentlich diese version seie, da es Origenes schon nicht gewußt hat etc. . . . (Nachm. Spaziergang um die Stadt «bei sehr heftiger Kälte» . . . Von 4–5 Uhr war im coll. und saß zum erstenmal ordentlich auf einem Seßel, den mir der famulus des Hrn. Prof. Pezold, Hr. Ludovici, so zu reden, aufgedrungen hat, und umsonst . . . (Bei Pezold im Hause wurde auch von der LXX geredet). Man könne nicht einmal beweisen, daß diese versio in Königs Ptolemaei Zeit verfertigt worden, sondern nur dis seie gewis, daß die ebräische Bibel V. T. damalen mit griechischen Buchstaben seie geschrieben worden mit Aenderungen an 13 Stellen. (Ferner wurde ge-

---

[1] Gemeint ist wohl (in = nach Frankreich) die Verlegung der französischen Zollgrenze an den Rhein, die aber erst in der Revolutionszeit (Okt. 1790) erfolgte (Aufhebung aller Binnenzölle v. 1. I. 91 an). Dadurch wurden die bisherigen freien Handelsbeziehungen zwischen Elsaß und Deutschland unterbunden.

[2] oder «Septuaginta», die nach der Sage auf Befehl des Königs Ptolemaeus Philadelphos (285–47 v. Chr.) von 70 jüdischen Gelehrten in Alexandria besorgte Uebersetzung des alten Testamentes ins Griechische. Origenes lernte hebräisch, um den Urtext mit der Uebersetzung zu vergleichen und diese berichtigen zu können.

sprochen) von . . . Prof. Lingg in Wittenberg und seiner Geschicklichkeit, von Hr. Lic. Thalemanns Berufung (dorthin) als Gen. Superintendet (Dr. Koerner hatte sie ausgeschlagen); daß ein Prof. extraord. in Leipzig gar keine Besoldung habe, daß ein 'Prof. ordinarius 3 bis 400 Thaler habe, noch auf dem alten Fuß, wo dieses eine große Summe war; denn es stehet in der Verordnung: ut professores possint laute vivere; von den hiesigen collegiis, so nicht vom Hof dependiren I. die der Universitaet gehören 1) Paulinum 2) das Fürstencollegium, aus welchem die Hrn. Professores mit besoldet werden II. die für sich sind 1) das große Fürstencollegium, 2) das kleine Fürstencollegium 3) das rothe collegium. In diesen sind mehrentheils 8 Glieder entweder Professores oder Magistri habilitati entweder von allen vier Nationen oder nur von einer allein e. g. gebohrne Preußen und Pohlen. Die Glieder leben von dem, was die Güter und Häußer, so zu jedem collegio gehören, eintragen . . . (Am Rand: Hr. Prof. Pezold hätte gerne die Disp. des Hr. Dr. Lorenz in Straßburg de induratione Israelis) . . .

Donnerstag, 24. Nov.

. . . schlug lange Feuer . . . (Besuch bei Hrn. Prof. s. Lic. Thalemann»; das Gespräch mit ihm) . . . schrieb an diesem journal . . . (Abends um 9 Uhr unerwarteter Besuch von 5 Bekannten aus Halle), welche zu Fuß hierher gekommen waren in groser Kälte. (Sie wohnten «im rothen Löwen auf dem Brihl») . . .

Heut ward es noch kälter als gestern.

Freitag, 25 Nov.

. . . (Mittag mit ihnen «für mein Geld» in ihrem Gasthof.) Die Aufwartung ist ohngefähr ebenso oder ebenso schlecht, wie bei mir in 3 Rosen . . .

Samstag, 26. Nov.

. . . Nach dem MEssen war ich im rothen Löwen bei tabac; nach halb 3 Uhr führte ich 4 Hällische Studiosos auf die Rathsbibliothec und wieder in den rothen Löwen . . . (mit Pezold Besuch bei M. Hempel; das Gespräch u. A. vom jüngsten Tag) . . .

Sonntag, 27. Nov.

. . . (In der Paul. Kirche predigt Crusius über das Evangelium; «schöne Music mit Pauken, Trompeten, Geigen, Clarinetten» und Gesang der «Thomas Schüler, Choralisten») . . . (Nach 2 Uhr in die reform. Kirche zu Zollikofer[1]. Als Redner verdient er vielen Beifall und Lob; als Prediger kann ich ihn nicht hochschätzen, indem er mir sehr naturalistisch vorkommt . . . (Abendessen im roten Löwen) Die übrigen aus Halle hatten schon gegessen und waren betrunken; besonders

Trunkenheit.

[1] Zollikofer vgl 5. III. und 1. V. im Jahrb. 1906.

wußte sich Hr. Schlingmann und Hr. Richter nicht zu halten, sondern machten allerlei Aufsehen und Lermen. Nach dem NEssen rauchte ich 3 oder 4 Pfeifen tabac, dabei dann von der Lesten Welt, von der hl. Schrift etc. geredet und gestritten wurde. Um halb 10 Uhr nahm ich Abschied und wünschte ihnen sämtlich die Begleitung Gottes . . .

Montag 28 Nov. . . . lase weiter von 5 bis nach 7 Uhr in Crusii Metaph. (Das «Capitel von der Bewegung»). Ich weiß nicht, ob mir nicht wohl gewesen, oder ob dieses Capitel schwer vorgetragen wird, oder ob es nur mir schwer seie; ich habe wenig daraus verstanden vor dem NEssen und in beiden Stunden vorher; nach dem NEssen gieng es etwas besser . . .

Dienstag, 29. Nov. . . . (Am Rand: «Neuer Schnee in groser Menge») . . .

Mittwoch, 30. Nov. . . . Von 9—10 Uhr wurde nicht gelesen wegen der Rede vor dem oder von dem Rectore Magnifico, davon ich nichts wußte. Vor 9 Uhr ließ ich mir die Haare schneiden . . . Nach dem MEssen hatte ich mit einem halben Klafter Fließholz zu schaffen, das ich in die Stube tragen ließ auf Zureden meiner Wirthin und hernach legte; dabei machte ich auch klein Holz. Von 4—5 Uhr war im coll. Von da an bis halb 6 Uhr hatte ich mit meinen Haaren zu thun; dann lase ich in Cr. Met., auch nach dem NEssen, und endigte dieselbe um 11 Uhr. Doch habe ich vorher manche Zeit mit Ausbrennung 6 kleiner tabacspfeifen zugebracht. Aus dieser Metaphysic habe ich viele richtige Begriffe bekommen. Manches war mir zu schwer zu begreifen und manches will mir nicht gefallen. Uibrigens ist es die beste Metaphysic, die mir bekannt ist . . .

Holz in der Stube.

Donnerstag, 1. Dez. . . . half meiner Thüre, sie leichter auf und zuzumachen . . . Nach dem MEssen half ich der Thüre weiter und lase fort in R o o s[1] (Einleitung in die bibl. Gesch.) Uiber dem MEssen verehrte mir Hr. D e y t r i c h, Insp. des Hohenth. Tisches, seine Disputation pro gradu Doctoris medicinae, so morgen soll gehalten werden: de morbis mentis delicta excusantibus, 31 Seiten ohne die Dedicationen und Titel nebst dem beigedruckten Diplomate von 16 Seiten . . . speißte zu Nacht und machte klein Holz bis nach 8 Uhr . . . schrieb Briefe bis gegen 12 Uhr; lase einige Capitel in der Apocalypsis, betete und legte mich nach halb 1 Uhr.

---

[1] Roos vgl. 8. und 11. VI. im Jahrb. 1906. Die «Einleitung in die bibl. Geschichten», erste Aufl. 1774, ist 1876 von Steudel neu herausgegeben worden.

. . . von 9—11 Uhr in einer medic. Disputation. Hr. Dr. Bose[1] war in gefärbtem Kleid und Degen; der Respondens Hr. Deytrich ebenfalls so, wie auch die opponenten. Die Disp. gieng ganz ruhig von Statten. (Am Rand: Uiber dieser Disp. versäumte ich zum erstenmale ein hiesiges collegium) Der Präses gieng vom catheder und Hr. Prof. Pohl[2] als Procancellarius in rothem sammetem Mäntelchen, mit Pelz gefüttert, und schwarzem taffetem Mantel oder Rock trat hinauf, legte einen rothen, sammeten Hut, gleich einem Churhute, neben sich und lase eine Rede de institutis criticorum in medicina imitandis und den Lebenslauf des Candidaten. Darauf trat der Pedell neben den Candidaten und lase ihm diejenigen puncte vor, die derselbe mit aufgehobenem Finger beschwörete. Und so giengen sie fort in das Auditorium Philosophicum, wo dem Candidaten noch gratuliret wurde von einem nach dem anderen aus der medicinischen Fakultaet. Uiber dem MEssen bekam ich 2 exemplare des carminis, so der Freitisch des Hrn. v. Hohenthal hatte machen lassen, davon ich doch vorher nichts gewußt hatte (Am Rand: Carmen teutsch. Der Verf. ist Hr. Rockstrom[3] am Hohenth. Tisch, ein Mediciner.) Ein anderes Carmen haben des Candidaten Freunde machen lassen . . . Freitag, 2. Dez.

. . . Nach dem MEssen ase ich Käß und trunke in der Gaststube bis gegen 2 Uhr; gieng um die Stadt herum zur Bewegung bis gegen 3 Uhr . . . Samstag, 3. Dez.

. . . (Hempel predigt in der Paul. Kirche über das Ev.) Nach der Kirche wolte ich Hr. Prof. Pezold besuchen; er gab mir aber zu verstehen, daß es ihm jetzt nicht angenehm wäre, da er sich ankleiden müßte, um zu Gast zu essen; ich möchte nach Tisch wieder kommen. Das MEssen hatte heute Hr. Doctor. Deytrich, bisheriger Insp., gegeben: 1) Suppe, 2) gebratene Gans, 3) Merseburger Bier. Dis machte dann, daß wir bis nach halb ein Uhr beisammen waren, da wir sonst am Sonntage schon vor 12 Uhr fertig sind. (Nach dem Essen hielt Deytrich «eine kleine Anrede» und stellte (vgl. 7. XI.) Jaenicke «als künftigen Inspektor vor) . . . Sonntag, 4. Dez.

. . . nahm Abschied von Hr. Dr. Deytrich im Hohenthalischen Hauße am Markte . . . v. 10—11 Uhr hatte Montag, 5. Dez.

---

[1] Bose vgl. 20. XII. u. a. im Jahrb. 1906.
[2] Pohl ebenda 22. XII.
[3] Rockstrom bzw. Rockstroh ebenda 11. 23. und 26. II. sowie 1. und 2. III.

ich viel mit dem Rauch zu schaffen . . . (Lesen dreier bei Pezold entlehnter Schriften, darunter: Lectio publica, in qua illustratur locus 1. Sam. VI 19 de Bethsemitis[1] . . .)

Dienstag, 6. Dez. . . . (Bücher zurück an Pezold; neu entlehnt: «Crusius Naturlehre, Anleitung über natürliche Begebenheiten ordentlich und vorsichtig nachzudrucken» ed. 2da vermehrt in 8. Leipzig 1774; 708 Seiten ohne die starke Vorrede zur ersten Auflage[2]). Es wurde geredet von der Jgfr. Weyherin, die 1773 vom Platz des Münsters in Straßburg heruntergefallen;[3] von den Wirkungen der Bekehrung, besonders im Anfang; von Hr. Dr. Bose, Prof. anatomiae, welche Stelle allemal der 3te Prof. in der medic. Facultät hat; dieser seie kein tiefdenkender Mann und besonders im Sommer pflege er in seinen Vorlesungen nach Tische bisweilen einzuschlafen; von Hr. Prof. Pohl; derselbe seie zwar ein ehrlicher Mann, aber in seiner Wissenschaft schlecht bewandert, so daß er keine Disputation, Rede etc. aus Mangel des lateins selbst machen kan, sondern solche allemal durch andere machen läßt. Eine Probe seines lateins e. g. ist: quo modo sonant musculi i. e. wie heißen die Musceln? Da er noch Prof. anatomiae war, so mußte ein anderer allemal die Theile vorlegen und erklären, weil er sie nicht erkannte. Da geschahe es nun bisweilen, daß er sich vergriffe und einen Theil für den andern nahm, und wann er vollends sein concept nicht bei sich hatte, so konnte er nicht lesen, sondern mußte erst nach Hauße laufen; von dem Buchhändler König in Straßburg (am Rand: ein Landsmann von Hr. Prof. Pezold)[4] etc. . . .

Mittwoch, 7. Dez. . . . Nach dem MEssen hielte mich auf mit Oefnung eines sehr hart eingefrorenen Fensters . . . wir (Jaenicke und zwei andere) disputirten zusammen lateinisch de divinitate Script. sac . . .

---

[1] Vgl. Reuss «Das alte Test.» I, S. 182, Anm. 5.

[2] Vgl. 14. XII. im Jahrb. 1906.

[3] «Die hiesige Burgers Tochter, Namens Weiherin, eine Kaufmannstochter, gieng mit etlichen guten Freunden, die nicht von hier waren, aufs Münster. Um ihnen etwas zu zeigen, lag sie etwas zu weit über das Geländer hinaus und stürzte Nachm. zwischen der Abendpredigt ein viertel vor 4 Uhr herunter vor der großen Thür, so daß die Schenkelbeiner an den Hüften oben herausgestanden. Hätte sich der Wind nicht unter den Kleidern gesteckt, so hätte man sie müssen zusammenfegen. Dis ist geschehen anno 1773 am Charfreytag». (Catalogus des Straßb. Ministerii, S. 401. Auf der Univ. Bibl.).

[4] Pezold war aus Wiedemar bei Delitzsch.

. . . Nach dem MEssen öfnete ich mit Mühe ein eingefrorenes Fenster . . . Donnerstag. 8. Dez.

. . . lase in Crusii Physic . . . nach dem colleg gab mir Hr. Prof. Pezold zum Durchlesen eine gründliche Antwort die Schröpferische Zauberei betr. (vgl. 31. X.) von Hr. Dr. Crusius . . . Weil ich (Abends) kein Bier heraufbekommen hatte, so gieng ich in die Gaststube, wo ich mich über eine Stunde aufhielte, weil von Seeschiffen, Wallfischfang, Seehundefang etc. geredet wurde . . . Freitag. 9. Dez.

. . . (Briefe nach Halle «en paquet auf die poste»)... Insp. Deytrich (auf dem Int. Comptoir, wo P. einen Brief an den Vizepräs. von Hohenthal abgegeben hatte) bot mir einen Tragkorb voll Holz an, welches ich aber ausschlug . . . Samstag, 10. Dez. Gütigkeit des Hr. Insp. Deytrich gegen mich.

. . . (Burscher predigt in der Paul. Kirche) . . . Nach dem MEssen brachte ich liederlich zwo ganze Stunden zu in der Gaststube . . . (Nachm. in der Peterskirche). Um 4 Uhr holte ich Hr. Prof. Pezold ab zu Hr. M. Frisch am Zuchthause auf caffee und tabac (Gespräch) . . . Sonntag, 11. Dez. Verschwendung der Zeit.

. . . Mach dem MEssen fand ich Briefe zu Hauß: 1) von M. Redslob, 2) von Hr. Dr. Lorenz, 3) von Hr. Caselmann, 4) von Hr. Schweighäusser, 5) von dem Oertel Grethel von Straßburg. Alle waren voll von Liebe, Freundschaft, christlicher Gesinnung und Neuigkeiten. Darunter aber ist besonders eine Proposition an mich wegen einer Informator-Stelle nach Mühlheim am Rhein bei Cölln zu einem Commissionsrath, wo Hr. Burgmann jetzo Evangel. Pfarrer ist, der zuvor zu London stunde an der Savoy[1] . . . (Besuch bei Prof. Crusius) . . . Das übrige Gespräche betraf eine fortgesetzte Erzählung von dem Selbstmorde des jungen Jerusalems — ich meine — in Weimar um einer Frau willen, die er schon als Braut geliebet hatte, und zu welcher ihm nun der Ehemann den Zutritt versagte. Es verursachte diese Begebenheit eine gottlose Schrift: «Die Leiden des jungen Wärters»,[2] in welcher, wann ich nicht irre, der Selbstmord unter andern damit vertheidigt wird: Gott könne den Selbstmörder nicht anders ansehen, als wann ein Sohn etwa acht Tage früher nach Hauße kommt Montag, 12. Dez. 5 Briefe von Straßburg. Die Leiden des jungen Wärters

[1] Ein Stadtteil Londons, so genannt nach einem Prinzen Peter von Savoyen, Oheim der Königin Eleonore, der sich in England angesiedelt.

[2] «Die Leiden des jungen W.» 1. und 2. Teil, Leipzig in der Weygandschen Buchh. 1774. Vgl. das verständige Urteil des Wandsbecker Boten über das Buch (Claudius I. 51).

von der Reise, als ihn der Vater erwartete . . . Zwei Exempel von der Vorsehung Gottes (in diesem Gespräch) waren mir besonders merkwürdig. (Sie sind so abgeschmackt, daß ich sie weglasse.)

Dienstag, 13. Dez. . . . machte zwo Commissionen aus Straßburg für Hr. Dr. Lorenz bei dem Buchhändler Sommer und für M. Redslob s. Frau Webern bei der Buchh. Georgi . . . schrieb vor und nach dem NEssen bis halb 3 Uhr zwo lange Briefe: 1) an Hr. Dr. Lorenz mit Intell. Blatt und 1 Bogen aus Cr. Cosmologie, 2) an M. Redslob, 3) an das Oertel Grethel nach Straßburg . . . legte mich gegen 3 Uhr.

Mittwoch, 14. Dez. . . . brachte zu bis 11 Uhr noch mit schreiben und siegeln, darüber ich also 2 coll. versäumt. Vor 10 Uhr war Hr. Georgi bei mir (am Rand: Hr. Georgi der Sohn, so in Straßburg war bei Lincker und Stein, Buchhändler) und versprach, der Frau Weberin in Straßburg auf künftige Neuj. Meße entweder den verlangten defect oder das Geld zu schicken. Von 11—12 war im coll. Nach dem MEssen trug ich das Paquet nach Straßburg auf die Poste und lase zum (Hier bricht dieses Heft ab und beginnt das 5te bezw. das im vorigen Jahr mitgeteilte Tagebuch.) —

* * *

Nachwort.

Im Besitze des Hrn. Pfarrers Bruns in Kronenburg befand sich auch (und ist von ihm, wie das Tagebuch selbst, der Univ. und Landesbibliothek geschenkt worden) ein dickes gebundenes Quartheft mit dem Eintrag auf der ersten Seite: Patrick 16. Mai 1767. Dann folgt ein Bücherverzeichnis: «Libri, quos possidet Philippus Henricus Pätrick Ph. Stud. 1767 sq.», vielfach mit Preisangabe oder Namhaftmachung einiger Schenker. Es ist eine ganz stattliche Bibliothek von fast ausschließlich theol. und religiösen Werken.[1] «Heinr. Müllers Erquickstunden 8 Tübingen 1750» sind bezeichnet als «Présent de Mdm. Oertel, mon hotesse». Die mehrmals im Tagebuch vorkommende Frau Oertel[2] war also

[1] Als Saul unter den Propheten: Poesies du Philosophe de Sans-souci 6. fr.

[2] Auch ein Herr Oertel kommt im Tagebuch vor. Ein Joh. Heinr. Oertel, Silberarbeiter, war neben dem Buchhändler Friedr. Rud. Saltzmann der letzte Schöffe der Zunft, «zum Stelz» (Patr. Wochenbl. Frühpost 13. VIII. 1789).

seine Straßburger Hauswirtin und «das Oertel Grethel» wohl deren Tochter. An das Bücherverzeichnis schließt sich von anderer, anscheinend weiblicher Hand eine Reihe von Gedichten an und daran wieder, meist in lat. Schrift von dritter und vierter Hand, eine Sammlung haus- und landwirtschaftlicher Rezepte. Diese Einträge sind offenbar später gemacht worden auf den Seiten, welche Patrick für die Fortsetzung seines Bücherverzeichnisses leer gelassen hatte. Denn mitten unter den Rezepten steht wieder von seiner Hand ein Verzeichnis: «Land - Charten, jede zu 8 S.» und auf die dann folgenden weiteren Rezepte kommen viele unbeschriebene Blätter, bis wir wieder auf einen Eintrag von ihm stoßen mit der Ueberschrift: Sachen, so die Freundschaft (= Verwandtschaft) angehen 1769. Dieser Abschnitt sei hier mitgeteilt:

1769.

28. Febr. Hr. Hummel mit Jgfr. Birrin Hochzeit.

7. Aug. Brief vom Vater in Amerika in Süd-Carolina. Das ist der zweite, da den ersten 1768 auch um diese Zeit bekommen.

14. Aug. Ankunft meines Bruders von Basel nach Straßburg.

29. ej. Abreise ej. (des Bruders) über Paris nach London mit der Pariser Land-Kutsche vor 12 L.

1. Nov. — — — von London nach Charles Town in Süd-Carolina.

18. Decembris angekommen in America.

1770.

3. Julii Brief patris et fratris cum diversis aliis 9 L.

1766.

13. Martii Hochzeit Hr. Birr mit Jgfr. Lobsteinin.

1772.

In der Nacht vom 5 auf den 6 ten Mai gegen Morgen um 2 Uhr starb dem Hr. Birr, Sohn, sein 3 tes Kind Louise, ein Mägdlein ohngefehr von 7 viertheI-Jahren, das in seinem Leben fast keine gesunde Stunde hatte.

1774.

d (= ditto) 18 September Sonntag Morgens nach 7 Uhr starb Frau Tante Birr auf gewiße Weise plötzlich, welche ich als Mutter zu ehren habe. Ich war in Halle Magd. (Magdeburg); der Abschied derselben aber ist mir erst d. 11. Okt. in Leipzig bekannt worden, wo ich um Sie trauerte.

1774.

Im Julius oder August starb Hr. Lobstein, der Vater der Frau Cousine Birr.

1774.

Um die nämliche Zeit wurde dem Hr. Cousin Birr ein Mägdlein geboren Namens Louise.

1773.

Ist die Frau Cousine Hummel (vgl. o. 1769) mit der Caroline niedergekommen.

1775.

Den 4. oder 5. Mai ist mein Theurer Hr. Oncle und Vormund Birr gestorben. Seinen Tod habe ich erst nach Pfingsten in Tübingen erfahren. Den 17. Julius habe ich die Trauerkleider angelegt, welche ich so lange tragen werde, als wie wenn ich sein Kind gewesen wäre.

1774.

Etwa um Weihnachten hat Jungfer Riedlinin Hrn. Grün, Knopfmacher, geheurathet.

1775.

In einem Brief, im December 1774 geschrieben, so ich zu Ende Aprils oder Anfang des Mai in Leipzig von Straßburg aus erhalten, berichtet mir mein Bruder, daß er sich verheurathet a. 1773 mit Jungfer Cobin, eines Metzgers Tochter aus Landau, daß er wegen großen Verdrießlichkeiten sich von dem Vater getrennet und nun seine Haushaltung in Charles-Town führe.

* * *

Nach einer Reihe leerer Blätter folgt nun das «Verzeichnis des Getüchs, so mir von meiner verstorbenen Mutter zugefallen», worin aber gegen das Ende auch zinnene Schüsseln, Teller u. dgl. aufgezählt sind.

Zum Schluß stehen 92 Seiten : «Varia notatu non indigna», eine Sammlung von Lesefrüchten aller Art, darunter eine Menge von Nachrichten, wie man sie heute, besonders zur Zeit der sauern Gurken, unter «Vermischtes» in den Zeitungen liest. S. 54 wird Ausführlicheres über die im Tagebuch erwähnte Berliner «Realschule» des Oberkonsistorialrats Hecker etc. mitgeteilt.

Bei Hr. Pfarrer Bruns lag auch der «Lehr Brieff vor Johann Heinrich Patrick gebürthig von Trarbach

an der Mosel». Darin bescheinigt am 4. April 1741 (es ist eine hübsche Urkunde) «Nicolaus Wilhelm Schürmann, Burger und Handelsmann» in Heidelberg, daß «Vorzeiger dieses, der Ehrbare und bescheidene Johann Heinrich Patrick, des Wohl Edlen Hochgelahrten und Großachtbaren Herrn Johann Daniel Patrick, geweßner Hertzoglich-Birckenfeldischen und Margräfflich Baaden-Baadischen gemeinschaftlichen Fiscals und stifftsschaffners zu Wolff von Trarbach an der Moßel Ehe-Leiblicher Sohn» von der Frankfurter Ostermesse 1737 bis dahin 1741 bei ihm die Tuchhandlung «aufrichtig erlernet» habe (folgt ein großes Lob über das Betragen des Lehrlings und warme Empfehlung desselben «an alle und jede, weß standes, Condition und Würden sie seyn»). — Dieser Tuchhändler Joh. Heinrich Patrick ist der Vater unsers Magisters. Er hatte sich in Straßburg niedergelassen, das Bürgerrecht erworben und eine Straßburgerin[1] geheiratet. Noch zu Lebzeiten seiner Frau wanderte er, infolge schlechter Geschäfte mit ihr zerfallen, als bankerotter Mann nach Amerika aus (1753),[2] wohin ihm (die Mutter scheint noch in den fünfziger Jahren gestorben zu sein) 1769 der ältere Sohn Casimir, seines Zeichens Schneider, nachfolgte, während Philipp Heinrich unter der Vormundschaft des «oncle Birr» in der Heimat blieb.[3]

Im Oktober 1780 hat sich «der Pfarrer Patrick von Romansweiler» verheiratet mit «Catharina Magdalena Ehemännin, Herrn Johann Peter Ehemann, des Barchethändlers und Burgers dahier» ehelicher Tochter. Als Morgengabe erhielt sie von ihrem Manne 150 fl. und brachte «als Ehesteuer auser verschiedenen hausrätlichen Mobilien und Effekten 1000 Gulden hiesig courrent» ins Pfarrhaus. So zu lesen im Ehevertrag vom 4. Okt. 1780 vor Notar Zimmer in Straßburg.

Ueber die weiteren Schicksale Patricks habe ich nichts Näheres ermitteln können. Jedenfalls war er in der Schreckenszeit noch in Romansweiler. Denn im Verzeichnisse der im hiesigen Seminar Eingesperrten («Gefängnißgeschichten und Aktenstücke zur Robespierr'schen Tyrannei», auf der Univ.-Bibl.) steht S. 55:

---

[1] Maria Dürninger. Vgl. den Taufakt der Neuen Kirche von Diakonus Valentin Holtzberger (Stadtarchiv N 229 S. 261): «Dienstag den 27 Juni (1747) nachts gegen 12 Uhr ist Hr. Johann Heinrich Patricks, Handelsmann und Bürger allhier, Ehel. Haußfrau Anna Maria Dürningerin, eines Söhnleins genesen, so Donnerstag darauff getaufft und Philipp Heinrich genannt worden».

[2] Brief an seinen Bruder in Annweiler vom 23. Juli 1753 aus Rotterdam.

[3] Immatrikuliert wurde er am 6. April 1763 als stud. phil., am 18. Mai 1768 als cand. magisterii, am 18. April 1767 (mit Blessig) als stud. theol. (Knod, die alten Straßb. Matrikeln).

Ph. Heinr. Patrick, prot. Pfarrer von Romansweiler. Außer ihm von ebendort: der Lehrer Moßbach und drei Israeliten, sämtlich im Thermidor 1794 gefangen gesetzt.

Patricks Vater hatte sich in Amerika (Südcarolina) noch einmal verheiratet und zu Wohlstand emporgearbeitet. Er wurde sogar kurz vor dem Unabhängigkeitskrieg mit England Mitglied der dortigen Regierung. Während des Krieges erlitt er große Verluste und mußte wieder von vorne anfangen. Er hatte aus der zweiten Ehe sieben Kinder und heiratete, als er 1780 wieder Witwer geworden, zum dritten Mal. Er starb am 12. April 1785, nachdem er die Kinder zweiter Ehe zu Erben eingesetzt hatte. Casimir (der auch ein wohlhabender Kaufmann geworden) und Philipp Heinrich bekamen nur jeder 5 Pfund englisch und 4 — Sklaven. Was der Pfarrer von Romansweiler mit dieser schwarzen lebendigen Erbschaft angefangen hat, ist unbekannt!

Der Lehrbrief des Vaters, der Ehevertrag unseres Patrick und 12 Familienbriefe an ihn, darunter 4 des Vaters und einer des Bruders Casimir aus Amerika, denen ich die vorstehenden Mitteilungen entnahm, sind von Hr. Pfarrer Bruns auch der Universitäts-Bibliothek übergeben worden.

X.

Gedichte für

A. M. Baron Zorn von Blobsheim

Kaiserl. Feldmarschallieutenant.

Mitgeteilt von

E. Martin.

Durch die Güte S. Exzellenz des Herrn Unterstaatssekretärs Baron Zorn von Bulach erhielt ich, von Herrn Dr. Kiener vermittelt, Einsicht in zehn poetische Huldigungen, welche dem Kaiserl. Oberst, später General Feldwachtmeister und General-Feldmarschalleutnant, Maximilian August Baron Zorn von Blobsheim (geb. 1714 zu Nürtingen, gest. 1774 in Galizien, wohin er 1772 kam), besonders zu Neujahr oder zum Namenstag von seinen militärischen Untergebenen dargebracht worden waren. Als Verfasser nennen sich Christian Gottfried Federlin, Gemeiner von der LeibCompag., Mathäus Schönleben, Gottfried Meischner, ein Wienner, Carl Wilhelm Dornheck, Fuselier v. des Hhptm. Kuntz Compag., dieser auch im Namen der Comischen Gesellschaft, endlich Johannes Fronneck, Bedienter, dieser mit dem Datum Schlos Shinava etc. 12. 8bris. 1773. Eine besondere Stelle nimmt ein die

Abschieds-Ode
Bey
der Reiße nach Galliczien,
Deß
K. K. HErrn General-Feld-Marschaln-
Lieutenants Baron Zorn von Blopsheim
Ihres geliebtesten HErrn Bruders

Von
Sophia Louisa von Reischach,
Einer verwittibten Obristin von
dem löbl. Schwäb. Creyß.
Rieth
In dem Herzogthum Würtemberg
den 29ten Jun. 1773.

Wie die verlaßne Turteltaube
Den ungewißen Auffenthalt
Bald in dem nächsten besten Wald,
Bald in der längst durchlauschten Laube
Mit ängsten sucht, mit schmertzen findet,
Und da sie immer fremde ist,
Mit beyden Fittichen gerüst
Den Wechßel mit der Noth verbindet,

So wählt das Schicksal mich zum Bilde;
Der Glantz von jenem frohen Hayn
Ist nun ein dunckler, matter Schein.
Beynahe fallen Helm und Schilde
Selbst in den Grauß der Glücksruinen.
Mir, Himmel! solle hier und dort
Bald dieser und bald jener Ort
Zum Denkmal neuen Kummers dienen.

Jedoch ist gleich mein Kahn verlaßen
Und ietzo nur der Wellen Spiel,
Mein Hertze weißt bey dem Gefühl
Deß bangen Unglücks sich zu faßen
Und mit Gedult den Weeg zu bahnen,
Wo biß zu meinem Wittwen-Grab
Ich dieße frohe Ancker hab:
Gott und die Ehre meiner Ahnen.

Mein Bruder steigt bey meinem Fallen
Auf Stützen des Verdienstes fort.
Ihm jauchzet jeder Landesort,
Ihm bringet der Carthaunen Knallen
So, wie der Gattin Kuß, den Segen:
Den Ruhm, ehmals aus Daunens Mund,
Macht nun ein großer Joseph kund,
Und schreibet ihn auf Seinen Degen.

Ein Werck der Vorsicht solt es bleiben
Um den still abgefaßten Plan
Schon von dem neunten Jahre an
Stets in das Größere zu treiben:
Ihr Liebling folgt durch alle Scenen
Im Glück und Unglück einerley,
Gott und der Fahne stets getreu
Als Muster ächter Martis-Söhnen.

Geprüft an Weißheit, Muth und Treue,
Genug, von Joseph Selbst gewählt,
Auch nur allein für Ihn beseelt,
Rufft ihm die Vorsicht auf das neue
An Sieg gewohnte Heeres-Spitzen,
Gallicziens Entferntes Land
Und bey solch anvertrautem Pfand
Die Adler Oesterreichs zu schützen.

Heil der Bestimmung! Heil dem Pfade
Deß besten Bruders. Wo er geht
Und in des Himmels Segen steht,
Da folge deß Monarchen Gnade,
Da folge auch die Abschieds-Thräne.
Die Eine treue Schwester weint,
Biß uns einst jener Tag vereint,
Nach welchem ich mich hertzlich sehne.

Hier schaut ein ehmals wohl bekannter
Auf meinen Schwesterlichen Sinn
Sowie auf diese Reime hin;
Doch bleibt er nicht ein ungenannter,
Vielmehr aus seinen Ehrfurchts-Rechten
Zählt er sich, wird's vergönnet seyn,
Als ein Devoter Scharffenstein
Zu meinen und des Bruders Knechten.

Der Name Scharffenstein ist aus Schillers Jugend wohlbekannt; natürlich kann der Dichter nur ein Verwandter von Schillers Freund sein.

Die übrigen Dichter halten sich meist an den Alexandriner und dessen steiferen Stil. Dafür zieren sie zum Teil ihre Carmina mit Bildern, welche besonders kriegerische Embleme, auch das Wappen des gefeierten musenfreundlichen Vorgesetzten darstellen. Selbst ein Akrostichon in Distichen mit dessen Namen fehlt nicht.

XI.

Meßti und Kirwe im Elsaß.

Von

Dr. **Kassel** in Hochfelden.

(Schluß.)

Der Fangti-Ôwe zu Hördt.

In eigenartiger Weise wird noch heute der Sonntagabend vor dem Meßti in Hördt begangen. Es ist der sogenannte Fangti-ôwe, Fangtagabend. Die Burschen suchen ihre Geliebten oder solche, die es werden sollen, zu fangen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit finden sich die Maiden in den Höfen, unter den Toren und Türen der Gehöfte ein. Sie verstecken sich anscheinend vor den Nachstellungen der Burschen, doch diese haben sie bald auf die Straße herausgelockt. Und nun beginnt ein Singen und ein Springen, ein Schreien und Lachen, daß das ganze Dorf davon widerhallt. Oft meint man, es sei ein Regiment Soldaten da. Dieses Durcheinander dauert bis in die Nacht hinein, und schließlich geht die ganze Gesellschaft friedlich vereint, Arm in Arm ins Tanzwirtshaus, wo noch ein kleines Tänzchen gemacht wird. Dann werden die Maiden nach Hause begleitet. Der Tanz ist übrigens in den letzten Jahren in Wegfall gekommen.

Es handelt sich hier um die altertümliche Sitte des Mädchenraubs. Aehnliches findet in *Malbach* (Kr. *Saarlouis*) statt, wo jeder Bursche am Kirchweihfeste, nachmittags nach der Vesper dasjenige Mädchen raubt, das er an diesem Abend und das ganze Jahr zum Tanze führen will.[1] Die Sitte des Mädchen-

[1] Zeitschrift für deutsche Mythologie. I, 89, 3.

raubs stammt aus den Frühlingsgebräuchen und kommt als Mailehen in weiter Verbreitung durch Mitteleuropa vor. Wie sie sich aus den altgermanischen Anschauungen über die Vegetationsgeister und das Mai-Brautpaar erklären läßt und dann als Anfang des Brautstandes aufgefaßt wurde, ist bei Mannhardt[1] nachzulesen. Im Elsaß tritt sie nur ganz vereinzelt auf.

Der Meßtimaien. Der Kirwestrauß.

Soweit die mündliche Ueberlieferung zurückreicht, finden wir in unserem ganzen Gebiete die Verwendung des Maiens bei den Kirchweihfestlichkeiten. Es ist das, ganz abgesehen von seiner ursprünglichen Bedeutung als altgermanischer Maibaum, nicht zu verwundern. Wird doch der Maien, worunter man gewöhnlich einen frisch grünenden Baum oder größeren Baumast versteht, weit und breit als Wahrzeichen der Freude, der Ehrung bei den verschiedensten Gelegenheiten benutzt. Und so auch beim Kirchweihfest.

Am Nachmittag vor dem Feste versammeln sich die Burschen im Tanzwirtshaus. Zu einem gemeinsamen Trunk auf Kosten des Meßtiburschen langt es gewöhnlich noch, so viel ist vom «Vertrinken» des Meßti noch übrig geblieben. Dann geht es in den Wald, wo ein solcher vorhanden ist, und es wird ein Birken- oder ein Tannenstämmchen geholt. In der Regel hat man sich mit dem Besitzer verständigt und den Baum gekauft. Nicht selten wählt der Förster selbst den Baum aus. Zu *Melsheim* und *Hördt* geschieht das Abholen bei gutem Wetter in feierlicher Weise. Im Gebiete des Meßti wird aber vielfach nach altem Brauch der Meßtimaien im Nachbarbann nächtlicher Weise gestohlen und alsdann auch mit einer Pappel oder Akazie vorlieb genommen. Wenn der Besitzer des Baumes sich meldet und auf seinem Eigentumsrechte besteht, wird er bezahlt. Klage erfolgt gewöhnlich nicht. Bisweilen übt jedoch der Bestohlene Erpressung und läßt sich sein Stillschweigen mit schwerem Geld bezahlen.

In *Quatzenheim,* wo weit und breit kein Wald ist, geht das Holen des Meßtibaums besonders umständlich vor sich. Die Burschen haben sich im Tanzwirtshaus versammelt, wo jeder einen Liter Wein erhält. Nach Feierabend setzen sie sich auf bereitgehaltene Wagen und fahren oft weite Strecken in einen

---

[1] Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin, 1875. S. 422 ff., besonders S. 454 f.

fremden Bann, bis sie den Baum erreichen, den ein Bursche schon im voraus als geeignet ausgesucht hat. Der Meßtihüter hat sich der Gesellschaft angeschlossen und sein Gewehr «zur Verteidigung» mitgenommen. Ein Bursche hat eine Laterne, ein anderer eine Harmonika, ein dritter eine Axt oder eine Säge. Lautlos geht es an die Arbeit des Fällens, und der zur Strecke gebrachte Baum wird mit den Klängen der Harmonika begrüßt. Dann wird er aufgeladen, und in flottem Trabe geht es nach Hause zurück, wo im Tanzwirtshaus weiter gezecht wird.

Im Kirwegebiet nördlich des Hagenauer Forstes nimmt man ein etwa mannshohes Tännchen. In *Steinselz* nennt man den Vorgang das «Holen der Kirwe». Zu *Lembach* wird dabei ein Fäßchen Bier getrunken. Auf die Ausschmückung des Tännchens legt man besondere Sorgfalt. Der Stamm wird ganz oder spiralförmig geschält und mit vielen Bändern, Papierflittern und künstlichen Blumen behangen. Vor 1870 waren vielfach Bänder in französischen Farben dabei, z. B. in *Hölschloch*. Auch nach dem Kriege wurden noch mehrere Jahre lang blau-weiß-rote Bänder in *Lobsann* verwendet, bis sie durch die Gendarmerie entfernt und verboten wurden.

Die Herrichtung des Tännchens oder, wie es im Volksmunde heißt, des Straußes (in *Nehweiler* bei Wörth, *Fröschweiler* und *Jägertal* ist es ein «Maien», in *Stundweiler* ein «Tännel») geschieht in mehr oder weniger idealer Weise am Samstag Abend oder Nachmittag. In *Langensulzbach* putzen die Maiden den Strauß, in *Görsdorf* haben die beiden Meßtimaiden das Vorrecht. Die *Drachenbronner* und *Steinselzer* Maiden sind so liebenswürdig, die nötigen Bänder zu schenken, während die Burschen den Strauß selber schmücken, um sich einen Freitrunk zu sichern. Dasselbe geschah (bis 1862) in *Memmelshofen* und *Meisental*. Zu *Hohweiler* ziert ihn der Wirt. Meistens besorgen das die Burschen im Wirtshaus oder in einem Privathaus, zu *Wingen* beim Bürgermeister. Vereinzelter Weise ist es in *Weitersweiler* und *Sparsbach*, also weitab vom Kirwegebiet, ebenfalls gebräuchlich, daß die Maiden am Meßtisamstag im Tanzsaal einen Maien schmücken. Wie dieser Brauch gerade nach *Weitersweiler* und *Sparsbach* kam, ließ sich nicht ermitteln. Lothringer Sitte ist es nicht.

Der Strauß wird in der Vornacht zur Kirwe gewöhnlich im Kirwewirtshaus aufbewahrt, so in *Langensulzbach*, oder in der Scheune eines Conscrits (*Niedersteinbach*), oder am Ende des Dorfs (*Lembach*), auch wohl im Keller des Bürgermeisters (*Oberhofen*, *Wingen*).

Er dient dazu, an der Wirtschaft ausgesteckt zu werden, worin getanzt wird. Die Gesamtheit der Dorfburschen gibt da-

durch zu erkennen, daß sie es ist, die die Kirwe veranstaltet, sie kennzeichnet die von ihr ausgewählte und gewürdigte Wirtschaft und ehrt sie zugleich. Der Strauß bleibt aber nicht allein während der Kirwe, sondern solange wie er überhaupt hält. Die Blumen verblassen, die Bänder zerfetzen sich, die Nadeln verlieren ihr Grün und fallen ab, aber der Strauß bleibt, bis ihn ein Windstoß mitnimmt, nicht selten bis zur nächsten Kirwe. Schön sieht das nicht gerade aus. Bis vor wenigen Jahren gab es noch viele Wirtschaften, die kein Schild hatten, und der Strauß diente alsdann dazu, die Dorfwirtschaft als solche überhaupt kenntlich zu machen. Dies ist wohl der Grund, weshalb in den größeren Dörfern, wo mehr als eine Wirtschaft bestand, alle Wirte sich einen Strauß aufstecken ließen. So in *Kleeburg* und *Lobsann* (bis 1885). Seitdem das Gesetz für jede Wirtschaft ein Namensschild vorschreibt, hat der Strauß seine praktische Bedeutung eingebüßt. Seit einigen Jahren wird er denn auch immer kleiner und formloser und dürfte bald zu einem wirklichen Strauß zusammengeschrumpft sein. Seine volkstümliche Bedeutung wird aber um so größer, je mehr der Brauch des Aufsteckens in Abgang kommt, namentlich weil im Gebiet der Kirwe die Verwendung von gepflanzten Maien nicht bekannt zu sein scheint. Nur in *Preuschdorf* fand sich die Spur eines gepflanzten Maibaums. Er wurde zuletzt 1832 beim Vortanz und zum Stangenklettern der Buben benutzt.

Das Aufstecken des Straußes erfolgt zum Teil bereits am Samstagabend ohne alle Feierlichkeit. Der Kirwebursche besteigt eine Leiter und befestigt ihn in einem bereits vorhandenen Gestell, nachdem er den Strauß des Vorjahrs entfernt hat. Oder er nagelt ihn einfach an den Eckbalken an, so daß er mit der Spitze weit hinaus auf die Straße ragt. Diesem Aufstecken folgt eine Trinkerei, die entweder der Kirwebursche seinen getreuen Mitsteigerern spendet oder die der Wirt zum besten gibt. Manchmal, so in *Kleeburg* (bis etwa 1870), ist ein Essen auf Kosten des Wirts damit verbunden. In *Ingolsheim* wird am Samstagabend der Kirwekuchen versucht. Dieses Trinkgelage ist allmählich zur Hauptsache geworden, so daß in vielen Ortschaften das Aufstecken des Straußes nicht mehr als Sitte und leider oft als eins der spärlichsten Ueberbleibsel der alten Kirwe, sondern als Mittel zur Erlangung eines Freitrunks angesehen wird. So in *Keffenach* und *Reimersweiler*. Zu *Birlenbach* sind die Burschen schon zufrieden mit einem Glas Bier, während früher (bis 1877) auf jeden Tisch eine Flasche Wein kam. In *Neeweiler* a. d. Lauter, *Schaffhausen*, *Ober-* und *Niederrödern*. *Hofen*, *Hatten* (1878), *Rittershofen*, *Kröttweiler* (1883) und *Stundweiler* ist die früher blühende Sitte abgekommen.

In einigen Dörfern, z. B. *Hunspach*, *Niederlauterbach*, *Weiler*, *Scheibenhard* war ein Strauß seit Menschengedenken nicht im Gebrauch.

Wesentlich andere Formen hat der Maibaum im Meßtigebiet angenommen. Dort wird gewöhnlich eine schlank gewachsene Birke als «Meßtimaien» oder «Meßtibaum» gewählt. Da, wo noch die Sitte des Kletterbaums üblich ist, gibt man der Pappel den Vorzug. Ist der Maien eingebracht, so schmücken ihn die Burschen mit frischen Blumen, Bändern und Goldflittern, manchmal mit einer Fahne. In *Dunzenheim* bammeln regelmäßig einige Rettige daran, in *Melsheim* Gurken oder Kürbisse. Der Melsheimer Meßti wird daher spottweise der «Melsner Gagummermeßti» genannt. Der Meßtimaien als Kletterbaum wird geschält und mit allerlei Gaben (Gòwe) für die schulpflichtigen Jungen behangen: Hosenträger, Strümpfe, Taschentücher, ein Portemonnaie, eine Mütze, ferner Eßwaren, Knackwürste, ein Kranz «Servila» (Cervelatwürste), eine ganze Lionerwurst, Wecken, Kuchen und Bretzeln. In manchen Gemeinden sieht man auch das zum Heraustanzen bestimmte Halstuch daran, z. B. in *Bläsheim* 1886. Nicht selten wird der Maien mit Eiern behangen, und groß ist nachher die Enttäuschung des klettergewandten Buben, wenn er die Entdeckung macht, daß sie ausgeblasen sind. In *Kolbsheim* fanden die Buben 1906 leere Sodafläschchen, statt der erhofften Limonade. Oft ist der Preis die Mühe des Hinaufkletterns nicht wert; aber manchmal hängen auch schöne Gaben dran, so in *Schiltigheim* in den letzten Jahren regelmäßig ein stattlicher Schinken.

Der Meßtimaien wird ohne weitere Feierlichkeit auf der Tanzwiese oder auf einem freien Platz im Dorfe oder mitten auf der Straße gesetzt, wo regelmäßig auch nachher der Vortanz stattfindet und an den sich die schönsten Erinnerungen der Alten knüpfen. Oft ist es der Platz vor dem Gemeindehause, so in *Lampertheim*, *Dunzenheim*, *Ringendorf*. In *Schweighausen* findet der Maien seinen Platz im Hofe der Tanzwirtschaft. In *Melsheim*, wo die Kirche gegenüber dem Gemeindehaus steht, erhob der Pfarrer mehrmals Widerspruch wegen des unpassenden Platzes. Nach einigem Widerstand wurde der Maien schließlich ans Dorfende verpflanzt. In *Winzenheim* werden unter dem Maien einige Flaschen Wein vergraben und nachher beim Entfernen des Baums ausgetrunken.

Nachdem der Maien gesetzt ist, begeben sich die Burschen unter Jauchzen und Freudengeschrei nochmals ins Tanzwirtshaus zurück, wo sie den Abend mit einem Trunk beschließen.

Aber während der Nacht muß der Meßtibaum von einer

zuverlässigen Person bewacht werden, sonst klettern die Buben hinauf und plündern ihn ohne weiteres. Die Sitte des Maiensetzens ist in der letzten Zeit schon ganz erheblich in Abgang gekommen. Manchmal haben die Wegemeister sich in kleinlicher Weise wegen Beschädigung der Straße beschwert, so 1899 in *Hangenbieten*. Bei der Errichtung eines Kletterbaumes denkt man gewöhnlich überhaupt nicht mehr an die alte Sitte des Meßtibaums.

Unabhängig vom Meßtimaien hat der Tanzwirt, oft auch die andern Wirte, einen mächtigen Maien vor dem Hause aufgepflanzt.

Beim Aufziehen des Meßti wird im Meßtigebiet ein Maien im allgemeinen nicht mitgeführt. Vereinzelt geschieht dies in *Bläsheim*, ferner in *Buchsweiler*, wo der Zug durch zwei Maienträger rechts und links von der Musik eröffnet und durch einen Maienträger geschlossen wird, außerdem in *Weitersweiler* und *Sparsbach*, wo man ihn nachher auf dem Dach des Tanzhauses aufsteckt.

Gleich nach Beendigung des Festes wird der Meßtibaum von den Angehörigen des Meßtiburschen oder dem Tanzwirt oder irgend einem armen Mann, dem er geschenkt wurde, entfernt und der Boden wieder eingeebnet.

Andern Festschmuck als den Maien zeigen die Dorfstraßen am Meßti nicht. Was sonst noch etwa in dieser Hinsicht geschieht, ist neuzeitliche Zutat, gewöhnlich Wirtsreklame, und hat keinen Wert für die Sitte.

Das Fest in der Familie.

Die Gastfreundschaft war von jeher einer der hervorstechendsten Charakterzüge des Elsässers. Der elsässische Landbewohner bewirtet gern, aber nicht oft, und der Meßti ist bei vielen das einzige Freuden- und Erholungsfest, das Verwandten und Bekannten von nah und fern die Gelegenheit bietet, sich den seltenen Tafelgenüssen hinzugeben. Wenn nach außen der Meßti schon ganz verschwunden ist, sind die Tischfreuden noch das einzige Ueberbleibsel aus früherer Zeit. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Sitte, sich am Meßti-Sonntag zu festlichem Familienessen zu versammeln, schon erheblich zurückgegangen ist. Einzelne Striche unseres Gebiets sind dafür bekannt, daß dort noch viel Auswärtige am Familientisch erscheinen, so insbesondere die lothringischen Gebirgsdörfer, die althanauischen Dörfer zwischen Buchsweiler und Niederbronn,

die Gegend um Ingolsheim und Oberseebach, sowie der gebirgige Teil des Kreises Molsheim, wo auch immer Gäste aus Frankreich geladen sind. Sonst pflegt man einen Meßti nicht regelmäßig zu «geben», sondern bloß von Zeit zu Zeit und namentlich wenn heiratsfähige junge Leute in der Familie sind.

Vom Volk werden alle auswärtigen Gäste, selbst wenn es nahe Verwandte sind, als «Fremde» bezeichnet. Fremde sind wohl am Meßti stets da, schon die Hanauische Kirchenordnung von 1659 erwähnt (S. 92) die Freunde und Gäste. Aber die großen üppigen Essen gehen im allgemeinen zurück. Die Anschauung, daß es eine Schande ist, am Meßti keine Gäste zu haben, ist allmählich Erwägungen materieller Art gewichen. Die Zeiten sind vorbei, wo die Fremden in solcher Menge erschienen, daß sie in den Stuben auf dem Fußboden schlafen mußten. Während man sich früher eine Ehre daraus machte, die Verwandten aus der näheren Nachbarschaft am Sonntag vor dem Meßti persönlich einzuladen, geschieht dies heute durch eine Postkarte. Eine besondere Art von Gästen sind für die Wirte die Lieferanten, der Biersieder und der Metzger. Es sind gewöhnlich trinkfeste Herren, die die Gesellschaft erheitern und natürlich die Gelegenheit benützen, um recht viel zu verzehren. Um sie scharen sich in der Regel alle die, die ihren eigenen Geldbeutel nicht gern öffnen, aber um so lieber trinken und lachen, und sie kommen dabei reichlich auf ihre Rechnung.

Wenn eine Familie einen Meßti «gibt», so geschieht dies am Meßti-Sonntag, der überhaupt der Tag der «Fremden» ist. Das Mittagmahl ist dann ein großartiges, ja ein verschwenderisches Essen, wie bei einer großen Hochzeit. Die Bewirtung der Gäste geschieht im Uebermaß und kennt keine Grenzen. Es wird aufgetragen, daß die Tische beinahe brechen. Die hanauischen Presbyterialprotokolle des 18. Jahrhunderts wimmeln von den beiden geläufigen Ausdrücken «Fressen und Saufen», und schon die Hanauische Kirchenordnung von 1659 erwähnt bei den Meßtagen (S. 91) «das üppige fressen und sauffen» und (S. 96) die «immodicae commessationes et ingurgitationes in tabernis». An diesem Tage werden alle Lieblingsspeisen des Landbewohners aufgetragen. Suppe und Rindfleisch mit Meerrettig, Bratwurst mit Kohl. Kalbs- und Schweinekeule fehlen wohl nie. Im Kreis Weißenburg werden nach dem Rindfleisch die unvermeidlichen Fleischknöpfle mit weißer Sauce gegessen, im Hanauischen gibt es meistens Markknöpfle in der Suppe. Früher öfters als jetzt wurden alle Genüsse des Schlachtfestes mit dem Meßti verbunden. Es haben aber noch die althanauischen Dörfer den Ruf des außergewöhnlich fetten Essens

und der vielen Gänge. Beliebte Gänge sind außer den bereits aufgezählten: Fricassé, Cotelettes, in der Jagdzeit Hasenpfeffer, in Lothringen Geflügel, und besonders häufig in der letzten Zeit Kaninchen. Und schon dringt die «Herrenmode» in die bäuerlichen Küchen ein, so daß «Suppenpastetchen» und Filet à la jardinière nicht mehr zu den Seltenheiten gehören. Bei diesen allgemeinen Andeutungen mag es sein Bewenden haben. Ueber das Gebäck war schon die Rede.

In manchen Dörfern wird der den Taglöhnern zukommende Erntebraten, der auch vielfach Erntegans genannt wird, mit dem Meßti verbunden. Die Taglöhner erhöhen dann ihre Festesfreude durch ein gutes Essen, das ihnen sonst versagt geblieben wäre, und bei der Dienstherrschaft geht es «in einem hin». So sind beide Teile zufrieden. Im Unterland kommen die «Wingertsleute», die Leute, die in andern und oft entfernten Gemeindebännen die Reben bauen, am Kirwe-Sonntag, um ihren Reblohn in Empfang zu nehmen. Sie werden regelmäßig zum Essen zugezogen, auch ohne vorhergegangene Einladung.

Ist das Essen vorbei — oft war es eine lange Sitzung —, so gehen die Frauen spazieren, sie besuchen Bekannte im Dorf oder sie plaudern im Hause selbst oder im Garten. Die Männer besichtigen die Ställe und die Scheunen, dann gehen sie ins Wirtshaus, wohin ihnen die tanzlustige Jugend schon vorausgeeilt ist. Dort wird Bier getrunken, eine Zigarre geraucht und über Landwirtschaft geplaudert. Selten bleiben heutzutage «Fremde» über Nacht, denn am nächsten Tage müssen sie wieder im Feld arbeiten. Noch ein kurzer Imbiß in der Familie, und man fährt oder geht wieder ins Heimatsdorf zurück. Jede auswärtige Familie erhält als Geschenk einen Kugelhopf oder einen Kuchen, manchmal auch eine Torte, die in eine «Salfete» gebunden oder in ein «Säckel» gesteckt werden.

Die Gastfreundschaft erstreckt sich auch auf Ortsarme und zufällig oder absichtlich des Wegs ziehende Bettler. Man gibt ihnen Kuchen, Fleisch und Wein in der Küche oder in der «Hausère», dem Hausgang. Sogar die verhaßten Zigeuner, die in den letzten Jahren den Bauer so sehr belästigen, werden am Meßti nicht abgewiesen und ebenfalls beschenkt, aber vorsichtigerweise mit dem Essen sogleich höflich aus dem Hofe gewiesen.

Zu *Hördt* werden die fremden Gäste im Wirtshaus bewirtet.

In Lothringen, so besonders in *St. Johann-Kurzerode*, laden sich die Familien desselben Dorfes gegenseitig zum Essen ein, und die Schmausereien dauern oft die ganze Woche hindurch bis zum Nachmeßti-Sonntag.

Gottesdienst für die Verstorbenen.

Im katholischen Sundgau und in Lothringen herrscht vielfach der Brauch, daß am ersten oder zweiten Festtage vor Beginn der weltlichen Freuden eine kirchliche Totenfeier, ähnlich wie an Allerheiligen und Allerseelen, abgehalten wird. Die Feier wird durch Trauergeläute am Vorabend eingeleitet und mit dem Besuch der frisch geschmückten Gräber beschlossen. Möglicherweise handelt es sich hier vorzugsweise um das von Pius VII. angeordnete allgemeine Kirchweihfest (anniversarium dedicationis templorum). Nähere Nachforschungen würden die Grenzen dieser Arbeit überschreiten. Nur in *Niederrödern* besteht die Sitte, am zweiten Kirwetag morgens ein feierliches Seelenamt für alle Abgestorbenen der Pfarrei abzuhalten.

Das Holen der Kirwe. Das Aufziehen. Der Meßtihammel. Der Geschenklebkuchen. Der Vortanz. Der Kletterbaum. Das Aufstecken des Straußes.

Der Verlauf des «Aufziehens» ist im ganzen 19. Jahrhundert und noch heute kurz der: Vom Tanzhaus zum Bürgermeister, hierauf Vortanz, dann zum Tanzhaus zurück. Innerhalb dieses Rahmens haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Sitten verschmolzen, die sich innerlich nicht trennen lassen und die auch vielfach vom Volke unter dem Gesamtbegriff «Aufziehen», nach Stöber[1] 1857 «Umgang», vereinigt werden. Das Aufziehen ist zuerst nachgewiesen in *Zabern*,[2] und zwar lange vor 1651, auf dem Lande erstmalig 1737 zu *Alteckendorf*.[3]

Im Gebiet der Kirwe, ferner in den Meßtidörfern *Weitersweiler* (bis 1876), *Sparsbach* und *Berlingen* wird bereits am Vorabend die Kirwe «versteckt» oder «vergraben». Ein Bursche vergräbt heimlich auf einer Wiese oder in einem Garten eine mit Wein gefüllte Flasche, früher einen Krug. Am Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienst versammeln sich die Burschen im Tanzhaus. Nach kurzem Trunk ziehen sie mit dem Strauß und der Musik aus, die Schulkinder hinten drein, um die «Kirwe

---

[1] Stöber, Der Kochersberg, Mülhausen, Risler, 1857. S. 57. — [2] Adam, Der Zaberner Meßtag, Zabern, Gilliot, 1901, S. 35. — [3] Presbyterialprotokoll vom 5. Nov. 1737 im dortigen Pfarrarchiv.

zu holen». Am Strauß sind die Gegenstände befestigt, die am zweiten Kirwetag ausgetanzt werden sollen, in der Regel ein Halstuch und ein Hut, so in *Hatten* bis 1853, *Schwabweiler* bis 1862. *Hölschloch* vor 1870, *Trimbach* bis 1882, *Kühlendorf* bis 1899, *Mitschdorf* bis 1900, in *Görsdorf* noch heute. In *Oberseebach* (bis 1840) und in *Surburg* (bis 1853) hing außer dem seidenen Halstuch noch die damals modische kostbare Pelzkappe am Strauß. Die Burschen springen und schwenken ihre Hüte. Einer von ihnen hat eine Hacke. In *Lembach* wird außerdem ein Kuchenbrett[1] mitgeführt, woran ein Zimmtkuchen genagelt ist, ferner ein Backofenbesen und ein Kugelhopf. Gewöhnlich haben die Burschen weingefüllte Flaschen, und alle Gegenstände sind mit roten Bändern geschmückt.

Die Flasche wird rasch ausgegraben. Nicht selten gibt es aber eine Enttäuschung, wenn nämlich von pfiffigen Jungen die Begräbnisstelle vorher erspäht, ihres Inhalts beraubt und wieder sorgfältig zugedeckt war. Mit der Flasche geht der Zug zum Bürgermeister, wo wir ihm später wieder begegnen werden, und macht ihm Meldung, daß die Kirwe «geholt» ist. Das Ausgraben der Kirwe ist auch in der Pfalz und in Lothringen gebräuchlich.

In einzelnen Kirwedörfern, so in *Niederlauterbach* und *Klimbach*, ist das Holen der Kirwe in Abgang geraten. Im Meßtigebiet ist der Brauch überhaupt unbekannt, und dort wird gleich nach der Kirche der Meßti vom Tanzhause aus «aufgezogen». Das ist das erste Haupt- und Schaustück des Festes, das in unserem ganzen Gebiet üblich ist. Der Zug nimmt vor dem Tanzhause Aufstellung. An die Spitze tritt der Meßtihüter. Er geht in Hemdärmeln und in weißer Schürze (Wandfürtüchel oder Meßtischürzel), trägt ein Gewehr und hat im Knopfloch einen Löffel. Gewehr und Löffel sind mit einem roten Band oder einem Blumensträußchen geschmückt. Seltener hat er einen reichverzierten Tambourmajorstock, so in *Büsweiler* Hinter ihm kommt ein Bursche mit einer zinnernen Platte und dem Geschenklebkuchen oder dem statt dessen üblichen Geschenk für den Bürgermeister. In manchen Dörfern trägt er das zum Heraustanzen bestimmte Halstuch und den Hut voraus.

Früher allgemeiner als jetzt wurde der Meßtihammel an der Spitze des Zuges geführt. Er ist mit Blumen und Bändern bekränzt und gleichfalls zum Heraustanzen oder zum Ausspielen

---

[1] So auch in *Mühlhausen* bei Wiesloch in Baden (E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg, Trübner, 1898. S. 232).

bestimmt. In diesem Zusammenhange werden wir ihm später wieder begegnen. Der Hammel war wohl früher ein heidnisches Opfertier, dient aber in der neueren Zeit einfach zur Schaustellung im Hinblick auf das Heraustanzen. Heute wird er wohl bloß noch in *Winzenheim* und in *Buchsweiler* mitgeführt, früher auch u. a. in *Vendenheim*, *Wolfisheim*, *Lampertheim*, *Schiltigheim*, *Bischheim*, *Grafenstaden* und *Biberkirch*. In *Buchsweiler* ist der Gedanke an die Verspeisung des Hammels noch weiter entwickelt, indem er durch vier Burschen mit Metzgergeräten geführt wird. Zu *Kolbsheim* fand einmal der Meßtihammel keinen Geschmack am Lärm und an der Musik. Er riß sich los und lief weg. Seitdem ist die Sitte dort abgekommen.

Nun kommt die Musik, ebenfalls mit Löffeln im Knopfloch und mit bändergeschmückten Instrumenten. Es folgt der Meßtibursch[1] mit einem großen künstlichen Strauß am Hut, weißer Schürze und Löffel im Knopfloch. Er führt am Arm das Meßtimaide in weißer Schürze, das durch Bänder oder durch einen auf der Brust weithin leuchtenden Stern von grün und rot gesträußeltem Sammet, nicht selten 5 Ellen, kenntlich ist. Alle Anschaffungen hat der Meßtibursch gemacht, nur der Strauß ist ein Geschenk des Meßtimaide. Auch die Löffel sind sein. Die Musikanten nehmen aber gewöhnlich die ihrigen mit nach Hause. Die Bedeutung der Löffel ist dunkel. Hinten drein kommen die Burschen in breiten Reihen, dann die Maiden ebenso, Arm in Arm.

Ein Schuß des Meßtihüters, und unter den Klängen eines flotten Marsches, mit Jauchzen und Jubelgeschrei setzt sich der fröhliche Zug in Bewegung. In manchen Gemeinden, so in *Balbronn* und *Enzheim*, marschieren die Gestellungspflichtigen der Jahresklasse geschlossen und in weißen Hosen an der Spitze des Zuges, in *Kaltenhausen* hatten sie früher das alleinige Vorrecht des Aufziehens. In *Niederbronn* und *Brumath* und wohl noch in anderen Gemeinden beteiligte sich in den 1830er und 1840er Jahren die Garde nationale am Aufziehen. Zu *Klingenthal*, wo früher eine staatliche Waffenfabrik bestand, trugen alle Burschen schwarzen Rock und Zylinder, und eine Abteilung mit Gewehr gab während des Zuges Freudenschüsse ab. Jeder Bursche hat eine mit Wein gefüllte Flasche oder Karafe mit rotem Bändchen und darüber gestülptem Trinkglas. Früher waren

[1] Nachträglich sei hier darauf hingewiesen, daß in *Enzklösterle* in Schwaben, ähnlich wie im Elsaß, die Stelle eines «Kirbebua» versteigert wird (Birlinger. Aus Schwaben. Wiesbaden, Killinger, 1874. II, S. 127 f.).

es Zinnkannen, heute sind es schon Wirtsflaschen. Die Burschen binden manchmal ihr Taschentuch um den Flaschenhals und schwingen die Flasche im Kreise herum, und sie gelten als besonders geschickt, wenn kein Tropfen herausfließt. Während des Marsches wird dem Wein tüchtig zugesprochen, denn über dem Jauchzen bekommt man Durst, und nach einem gutem Schluck kann man auch wieder besser jauchzen. Und im Vorübergehen bieten die Burschen dem oder jenem einen flüchtigen Trunk an, und geizige Zuschauer bekommen nicht selten unter maßlosem Gelächter der ganzen Burschenschaft Wasser oder Essig zu trinken.

Und weiter geht der Zug, die Schuljugend singend und jauchzend hinten drein. Die Fenster fliegen auf, hie und da fällt wohl ein Blumentopf heraus und geht unter unbändiger Heiterkeit in tausend Scherben. Ueberall sieht man fröhliche Gesichter, hört man Lachen und Scherzen und freudige Zurufe. Am Alltage pflegt jeder Dorfbewohner für sich zu gehn, jeder hat seine Arbeit, und man kann sagen, daß unsere elsässischen Bauern ihre Pflicht tun. Die Straßen hallen von Peitschenknall und den Rufen der Arbeit wieder, welche fleißige Menschen an ihren Geräten und Gespannen ausstoßen, und sogar der ländliche Gruß atmet nichts als Arbeit und Fleiß. Heute ist es anders! Rauschende Musik schlägt an das Ohr. Freude und Lust überall! Die Jugend ist einträchtig, Arm in Arm, und selbst um die bedächtigen Alten schlingt sich heute ein gemeinsames Band, das Band der Freude, des Frohsinns, der Lust. Saure Wochen, frohe Feste!

Jetzt biegt der fröhliche Zug in den Hof des Bürgermeisters ein. Ein Schuß des Meßtihüters, und die Musik spielt draußen im Hof eine «Serenade»[1], während der Meßtibursch und das Meßtimaide, Burschen und Maiden in die Wohnstube des würdigen Dorfoberhauptes eintreten. Bei schlechtem Wetter geht die Musik mit hinein. Der Bürgermeister hat sein Gesicht schon zu freudigem Lächeln verklärt, und alsbald überreicht ihm der Meßtibursch mit einer artigen Ansprache eine zinnerne Platte mit eingravierten Anfangsbuchstaben, darauf einen großen Lebkuchen, das Meßtiangebinde der Dorfburschenschaft. Manchmal, so in *Ingenheim*, erhält auch die Frau des Bürgermeisters einen Kuchen. Dann schenken die Burschen aus ihren Flaschen ein und trinken mit dem Bürgermeister Gesundheit. Dieser dankt und gibt dem Meßtiburschen ein Trinkgeld, z. B. 3—5 Mark. Wiederum setzt die Musik ein,

[1] Vgl. Kassel, Die Serenade, in der Els. Lothr. Gesang- u. Musikzeitung 1908, S. 205ff., mit Musikproben.

und der Bürgermeister tanzt mit dem Meßtimaide «drei allein». Nun gibt er die offizielle Erlaubnis zum Abhalten des Meßti, der dadurch eröffnet ist. Frägt ihn der Meßtibursch nach der Feierabendstunde, so erwidert er nicht selten in wohlwollender Weise, die jungen Leute mögen nur tanzen, solange sie wollen, aber keine «Sauerei» machen. Darunter versteht er Streit und übermäßigen Lärm. Nachdem noch die Flaschen aufs Neue gefüllt sind, zieht man mit vielem Dank von dannen zum Beigeordneten, wo sich das nämliche Spiel wiederholt. In *Balbronn* (1900) rücken die Burschen mit leeren Weinkannen an. Sie lassen sie sich zuerst füllen und nehmen einen Trunk in die Runde, ehe die Serenade beginnt.

Früher bekam auch der Ortspfarrer eine Serenade, die sich in etwas einfacherer Form auf der Straße hielt, so bis 1836 in *Uhlweiler*, bis 1853 in *Weyersheim*, bis 1859 in *Dunzenheim*, bis 1882 in *Obermodern* und bis in die allerletzten Jahre in *Hördt*, *Lichtenberg* und *Mietesheim*. Der Meßtibursch erhielt dafür das übliche Trinkgeld. Der *Dunzenheimer* Pfarrer, mein verstorbener Großvater († 1859), pflegte dann herauszutreten, den jungen Leuten einen fröhlichen Tag und viel Vergnügen zu wünschen und sie in väterlicher Weise vor Ausschreitungen zu warnen. Uebrigens wurde 1905 die Serenade in *Dunzenheim* wieder eingeführt und angenommen. Auch der Lehrer bekommt manchmal eine Serenade, in *Görsdorf* regelmäßig der Förster.

Wir verweilen hier bei dem Lebkuchen, der südlich der Breusch als Geschenklebkuchen, seltener Geschenkkuchen bezeichnet wird. Er war früher nebst der Zinnplatte das allgemein übliche Geschenk in unserem Gebiet. Der Brauch besteht seit Menschengedenken, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir ihn als ein Ueberbleibsel der Abgabe ansehen, die die Herrschaft für die Verleihung des Kirchweihschutzes zu beanspruchen hatte. Die feierliche Ueberreichung an den Bürgermeister als den Vertreter der Herrschaft ist dann im Laufe der Zeit dem Volksbewußtsein in ihrer Bedeutung verloren gegangen und als Mittel zum Zwecke des Gelderwerbs umgedeutet worden. Auf diese Weise trat das Trinkgeld der Besckenkten in den Vordergrund und ließ die Sitte verblassen oder entarten. So bringen die Meßtiburschen von *Birkenwald* und von *Fröschweiler* dem Bürgermeister und dem Beigeordneten in aller Stille den Lebkuchen. In *Allenweiler* tun dies mehrere Burschen und bringen überdies noch ihre leeren Flaschen zum Füllen mit. Zu *Mittelbergheim* überreicht ihn der Gemeindediener unter Vorantritt der Musik. Fast allenthalben ist die Zinnplatte in Wegfall gekommen. Auf einem

gewöhnlichen Teller wird der Lebkuchen in *Morsbronn* (bis 1882) überreicht, und in *Olwisheim* bekommt der Bürgermeister zwar noch seine Serenade, aber kein Geschenk mehr.

Andererseits ist im südlichen Teil unseres Gebietes die Ueberreichung von Lebkuchen vervielfältigt worden und mancher Orten geradezu in einen Unfug ausgeartet. Jeder, der ein Trinkgeld gibt, bekommt einen Lebkuchen, dessen sinnige Bedeutung somit ganz verwischt wurde, und so sank auch der begleitende Meßtizug zu einem bloßen Musikständchen ohne andere Sitte herab. Einen besonders großen Betrieb im Absetzen solcher Lebkuchen zeigen *Dorlisheim* und *Grendelbruch*, ferner *Hangenbieten* (noch 1899), *Bläsheim*, *Kolbsheim*, *Klingenthal*, *Mühlbach* und *Lingolsheim*. Da bekommen die sämtlichen Ratsmitglieder, der Pfarrer, der Lehrer, die Beamten und wohlhabenden Bürger und die Wirte Lebkuchen, die in mehreren großen Waschkörben im Festzuge mitgeführt werden. In *Lingolsheim*, wo die Namen der zu Beschenkenden in Zuckerbuchstaben auf dem Lebkuchen prangten, setzte 1897—1903 der Meßtisteigerer 150—200 Stück ab und erhielt durchschnittlich 3 M. Trinkgeld. 1904 wurde der Unfug abgeschafft. In *Klingenthal* gab es gar 6—15 M. Trinkgeld. Zu *Winzenheim* erhält der Bürgermeister einen Lebkuchen, der den halben Tisch bedeckt.

Immer mehr aber kommt, da es sich ja bloß um ein Trinkgeld handelt, der Brauch auf, ein beliebiges Geschenk zu machen. Man läßt den Lebkuchen, der nicht in jedem Dorf gebacken werden kann, im Stich und schenkt eine Biskuittorte, in *Buchsweiler* einen Kugelhopf, im Ackerland ganz allgemein Geschirr, so in *Quatzenheim* Teller oder ein Krügel, in *Berstett* ein Bier-, Wein-, Kaffee- oder Liqueurservice.

Und nun geht der Zug, nachdem die Lebkuchen überreicht sind, in ungebrochener Fröhlichkeit nach dem Meßtibaum, wo bereits eine große Zuschauermenge versammelt ist. Nicht selten steht der Baum auf einer Wiese, so noch heute in *Alteckendorf* und *Schwindratzheim*. Die Musik schwenkt ein, der Kreis schließt sich, die Burschen stärken sich. Ein Schuß des Meßtihüters, es beginnt der Vortanz. Darunter ist der erste Tanz zu verstehen. Zunächst tanzt der Meßtibursch mit dem Meßtimaide «drei allein», dann erfolgen drei allgemeine Tänze, oft auch noch mehr. Die Burschen holen ihre Tänzerinnen nicht selbst, sondern lassen sie sich durch den Meßtihüter aus der Reihe zuführen. Er bekommt dafür ein Trinkgeld. Kein Maide darf ihm absagen, auch wenn es nicht ahnen mag, mit wem es tanzen soll. Unter den Maiden ist die Spannung, wem sie zum Tanze zugeführt werden, oft sehr

groß, denn es ist eine Ehre, «in den Vortanz tanzen» zu dürfen. Holt der Meßtihüter das Meßtimaide, so gibt er einen Freudenschuß ab, wofür ihm ein besonderes Trinkgeld zusteht. Manchmal macht er auch seine Späßchen, nimmt eine ganze Anzahl von Maiden heraus, läßt die Musik einsetzen und läßt dann die Maiden mit einer entsetzlich dummen Gebärde wieder laufen. Allgemeines Gelächter! Aber niemand nimmt es ihm übel, am allerwenigsten die Maiden selber. Manchmal erscheint auch ein berittener Bursche und läßt sein Pferd im Takte der Musik «mittanzen», was vielen Anklang findet.

Der Vortanz ist ein sehr malerischer Vorgang, hauptsächlich durch die Tracht, die überhaupt beim Meßti eine wichtige Rolle spielt. Die Maiden haben oft nagelneue Kleider an, und da wo mehrere Röcke in verschiedenen Farben Mode sind, verabreden sie sich in der Regel, einheitlich zu gehen, z. B. alle in blau oder alle in grün. Wie armselig nehmen sich demgegenüber die Maiden ohne Tracht aus! Unter den Burschen war in den 1830er bis 1850er Jahren die weiße Zipfelkappe beim Vortanz Mode, stellenweise auch die ebenso bequemen Rundkäppchen statt des unbequemen breitkrämpigen Hutes.

Der Vortanz ist möglicherweise als eine Einweihung des Tanzplatzes anzusehen, und der Tanzplatz ist vielleicht als ein Ueberbleibsel des Opferplatzes in der heidnischen Gemeinde aufzufassen. Aehnliche Vorgänge in andern Gegenden Deutschlands[1] lassen diese Vermutungen zu. Jedoch ist hervorzuheben, daß wir den Brauch im alten Elsaß nicht nachzuweisen vermögen. Die erste Kunde vom Vortanz wird uns im Pfarrarchiv von *Alteckendorf*.[2]

Ist der Vortanz beendet, so wird der mit Gaben behangene Meßtibaum durch die Schulbuben geleert. Es macht immer wieder Vergnügen, wenn die Jungen hinaufklettern und wenn die Kräfte sie verlassen im Augenblick, wo sie die Gabe zu erhaschen glauben. An Zurufen der Ermunterung und der Verhöhnung, manchmal auch an Versprechungen fehlt es nicht. Natürlich wurde der Baum vorher sorgfältig geglättet und mit Seife bestrichen, wozu sich besonders eine geschälte Pappel eignet. Aber die Jungen wissen sich zu helfen, indem sie Holzasche oder Sägemehl in den Taschen oder in einem Säckchen um den Hals mitführen. So gelingt es schließlich, die Gaben herabzuholen. Aber mancher Kletterer holt sich dabei auch zerschundene Hände und verdorbene Kleider, nicht selten ist er der Erschöpfung nahe. Das Stangenklettern, das

---

[1] Pfannenschmid, Germanische Erntefeste. Hannover. Hahn, 1878. S. 287. — [2] Presbyterialprotokoll vom 5. November 1737.

übrigens nicht ganz ungefährlich ist, ist wohl größtenteils abgekommen. 1900 war es zum letzten Male in *Hangenbieten* im Gebrauch. Noch heute besteht es u. a. in *Schiltigheim*, *Hördt*, *Eckwersheim*, *Kolbsheim* und *Winzenheim*.

Wiederum ordnet sich der Zug und bewegt sich durch die Dorfstraßen nach dem Tanzhause. Jetzt haben die Burschen ihre Maiden am Arm, außerdem aber ziehen noch Reihen von jüngeren Burschen und Maiden getrennt hinter her. Ausgelassener denn je ist die fröhliche Gesellschaft, und wahrlich bei schönem Wetter ist es ein unvergleichlich schönes Schauspiel, die Blüte der ländlichen Jugend in ihrem Freudengenusse daherschreiten zu sehen. Ist es heiß, so geht alles hemdärmlich. Die Burschen schwenken ihre Hüte und leeren unterwegs die Flaschen, die Maiden hüpfen leichtfüßig mit weißen Strümpfen und niedlichen Tanzschuhen im Takte der Musik einher, — ein prächtiges, zum Malen schönes Bild. Aber wehe, wenn sich ein Maide auf der Straße blicken läßt, das dem Meßtitreiben fernblieb, es sei denn, daß es durch besondere Umstände abgehalten wurde, z. B. durch Trauer. Ohne weiteres wird es durch einen Burschen am Arm herbeigezogen, und wäre es in Stallkleidern und Holzschuhen, und mit Gewalt in dem Strudel des Zuges mitgeschleppt unter dem Gelächter der ehrlichen Meßtijugend und als warnendes Beispiel für geizige Meßtiverächter.

Mit dem Einzug in das Tanzhaus schließt das eigentliche Aufziehen.

Im Kirwegebiet wird aber vor dem jetzt beginnenden Tanzvergnügen noch «der Strauß aufgesteckt». In manchen Dörfern geschah dies, wie wir gesehen haben, bereits am Vorabend. Häufiger ist jedoch das Aufstecken am Kirwe-Sonntag. Der Kirwebursch besteigt eine Leiter, und unter den Klängen der Musik und Abschießen von Freudenschüssen wird der Strauß befestigt. Vorher sind Halstuch und Hut vom Strauß entfernt und in das Tanzhaus gebracht worden, in *Preuschdorf* wurden sie (bis 1882) am Wirtsschildöffentlich ausgehängt.

Im Verlauf und in der Anordnung der einzelnen Teile des Aufziehens kommen eine Reihe örtlicher Eigentümlichkeiten vor. So bringt in *Klingenthal* die Musik bereits am Meßti-Samstag dem Bürgermeister und den Gemeinderatsmitgliedern eine Serenade, und «Katzenköpfe» (Mörser) verkünden vom Berge her den Beginn des Festes. In *Dettweiler* bildete früher das Abholen der Jugend aus dem freundnachbarlichen *Gottesheim* einen wesentlichen Teil des Festes. Dieser Vorgang wurde vom Gottesheimer Dorfende aus in das Aufziehen einbezogen, und noch bis in die 1860er Jahre trugen die Dettweiler Bur-

sehen dabei weiße Zipfelmützen. Auch in *Pfaffenhofen* ließen früher die Wirte die jungen Leute aus den Nachbardörfern mit Musik abholen.

Hie und da wird beim Aufziehen geritten, so in *Balbronn* und auch in *Wolfisheim*, wo der Meßtibursch hoch zu Roß den Zug eröffnet und den herauszutanzenden Hut auf einer langen, hellebardenartig gehaltenen Stange zur Schau trägt.

Sehr oft kommt es vor, daß zwei oder drei Dorfparteien einen getrennten Meßti abhalten. Der Bürgermeister erhält dann auch 2 oder 3 Lebkuchen und Platten. Zu *Gumbrechtshofen* findet das Gegenteil statt, indem dort die einige Dorfburschenschaft den Meßti bei zwei Bürgermeistern aufziehen muß. Es kommt dies daher, daß *Gumbrechtshofen-Niederbronn* früher zu Hanau-Lichtenberg, *Gumbrechtshofen-Oberbronn* zu Leiningen-Westerburg gehörte. Die beiden Dörfer, die bloß durch die Zinzel getrennt sind, feiern ihren Meßti gemeinsam.

In *Mietesheim* genießt das Meßtimaide das Vorrecht, dem Bürgermeister den Lebkuchen überreichen zu dürfen. 1902 wußte der Meßtibursche kein Meßtimaide zu finden. Da verkleidete sich ein Bursche als Maide, und er machte seine Sache so gut, daß der Bürgermeister nichts gemerkt haben soll.

Zu *Kaltenhausen* war früher der erste Tanz um den Maien allein für die Gestellungspflichtigen der Jahresklasse, die dort «die Meßtiburschen» heißen. Der 2. Tanz galt der «Nachklasse», d. h. den Burschen, die erst im nächsten Jahr in die Musterung kamen.

In den 1850er Jahren schlossen sich zu *Boofzheim* nach Empfang des Geschenklebkuchens der Pfarrer und die Pfarrfrau dem Meßtiaufzuge an. Beide tanzten in der Tanzhütte zuerst «drei allein» und tranken den Ehrenwein. Dann übergab der Pfarrer den Burschen den Meßti mit einer kleinen Ansprache und wünschte ihnen Vergnügen in Ehren. Dessen Nachfolger fügte sich ein Mal der Sitte, aber der zweite Nachfolger wies das Ansinnen der Burschen, den Meßti zu eröffnen, schroff ab.

In manchen Gemeinden ist der Weg, den der Aufzug nimmt, verschieden. Vielfach wird vom Tanzhause aus zuerst das Meßtimaide abgeholt. Häufig begegnet man der Sitte, zunächst das Meßtimaide und dann — was meistens erst am zweiten Tage üblich ist — die übrigen Maiden feierlich mit Musik abzuholen. Nach Stöber[1] war dieser Verlauf 1857 im Kochersberg gebräuchlich, bis 1870 galt er in *Vendenheim*, und 1901 finden wir ihn noch in *Weitbruch*. Es wird dabei in jedem Haus getrunken, und das Abholen zieht sich oft so in

[1] Stöber, Der Kochersberg. Mülhausen, Risler, 1857. S. 57.

die Länge, daß man erst am Abend zum Vortanz kommt. In *Ittenheim* findet das Aufziehen erst am Meßti-Montag statt.

Der Brauch, den Meßti durch einen feierlichen Umzug ohne jede andere Sitte einzuleiten, muß besonders erwähnt werden. Aus *Zabern*[1] ist uns die älteste Kunde von einem Umzug im Jahre 1651 überliefert mit dem Vermerk, daß er «von Alters her bräuchlich gewesen» Er verlief in Zabern bis tief ins 19. Jahrhundert hinein mit großer Feierlichkeit. Daran beteiligten sich vor der Revolution, die Vertreter des Bistums, die Vorgesetzten und der Rat der Stadt, Trommler und Musikanten, die Meßtagshüter und Bürger mit Gewehren und Fahnen, wahrscheinlich den Zunftfahnen. Noch aus dem Jahre 1848 erfahren wir[2] von einem großen Umzug, an dem die Garde nationale mit Musik, der Unterpräfekt, 2 Beigeordnete und die Beamten vom Stadthause aus teilnahmen. Gendarmen und Polizeidiener schritten an der Spitze. Der Zug ging zum Schluß in die «Madamenhütte», wo die höhere Gesellschaft bereits versammelt war. Die Beamten, auch die höchsten, tanzten «drei allein». Dann begab man sich nach der «Bauernhütte», wo derselbe Vorgang sich wiederholte, und damit war der Meßti eröffnet. In ähnlicher Weise wurde der Meßti zu *Oberbronn* (vor 1870) durch einen Umzug der beiden Musikgesellschaften «Fanfare» und «Chorale» eingeleitet.

Eine weitere Gattung von Umzügen sind diejenigen Züge, die anläßlich des Meßti stattfinden, die sich aber im Laufe der Zeit immer mehr vom eigentlichen Meßtigeiste losgelöst haben. *Schiltigheim* ist für sie vorbildlich geworden, und es wird in einem besonderen Kapitel von ihnen die Rede sein müssen.

Ueberhaupt weicht das sittengemäße Eröffnen des Meßti immer mehr einem marktschreierischen Lärmen durch die Dorfstraßen von einem Wirtshaus zum anderen. Die rauschende Musik soll dem jungen Volk Beine machen und die Bevölkerung zu den Stätten locken, wo Genuß und Frohsinn ihrer harren. Der Niedergang des Meßti zeigt sich hauptsächlich in der Verkümmerung des Aufziehens im Ganzen und in seinen einzelnen, sinnigen und kulturgeschichtlich bedeutsamen Abschnitten.

Bei Regenwetter ist ohnedies kein rechter Trieb zum Umzug vorhanden. Man will die Stube des Bürgermeisters nicht beschmutzen, und zur Schonung der Kleider wird der Vortanz im Freien abgekürzt, oft auch ganz unterlassen. In vielen Gemeinden findet der Vortanz überhaupt stets beim Bürgermeister statt, sei es im Hof — so meistens im Kirwe-

[1] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1891. S. 35 ff. — [2] Klein, Saverne et ses environs. Strasbourg, Silbermann, 1849. p. 216.

gebiet — sei es in der Stube, und es ist merkwürdig anzusehen, wie sich die tanzenden Paare auch auf engem Raum und in wirbelndem Walzer gegenseitig nicht zusammenrennen. In anderen Dörfern fällt der Vortanz aus, wenn der Meßtisteigerer verheiratet ist, es sei denn, daß er die Vortanzrechte einem ledigen Burschen abtritt, was aber aus Mangel an Liebe zur Sitte nicht immer möglich ist. In *Lingolsheim* beschränkt man sich gar darauf, dem Bürgermeister und Beigeordneten ein Ständchen bringen zu lassen, und damit ein einigermaßen sinniger Rahmen hergestellt wird, schickt man ihm die Militärmusik auf festlich bekränztem Wagen.

Bedenklich sind schon gewisse Mittel, deren man sich hie und da bedienen muß, um den geschwundenen Reiz des Aufziehens künstlich wieder zu beleben. So kommt es oft vor, daß der Wirt in Ermangelung von Teilnehmern und sogar eines Meßtiburschen seine Söhne oder Verwandten und die Aufwärter mitziehen heißt und daß diese alle möglichen Sprünge und Possen machen. So hatte 1904 in *Hohfrankenheim* ein Aufwärter einen breitkrämpigen Frauenhut auf. Ein anderer hatte einen Kaninchenpelz an einem Besen angebunden, den er beim Aufziehen wie einen Tambourmajorstock schwang. Beim Vortanz schlug er den Pelz der Reihe nach allen Umstehenden ins Gesicht und rief dabei: «Er härt sich!» Dieser Ausruf wurde den ganzen Meßti hindurch als geflügeltes Wort gebraucht und viel belacht. In *Büsweiler* hatte man 1904 dem Meßtihüter eine lange graue Bluse angezogen und einen Zylinderhut aufgesetzt. Den Gänsehirten wußte man zu bewegen, sich ein Plakat mit der Aufschrift «Der Mann für alle» auf dem Rücken befestigen zu lassen. Er tat, als ob er nichts davon wüßte, machte ein möglichst dummes Gesicht, und so war der Spaß ein ganz ungeheurer, und es zogen in der Tat viele Burschen mit. In *Zutzendorf* führten 1903 drei Burschen auf eigene Faust einen Privatzug zu Pferde auf. Einer von ihnen ritt in Soldatenkleidern mit einer großen Brille als Herold voraus und stimmte den Bürgermeister günstig. Dieser ging auf den Scherz ein, und da die Burschen einen Lebkuchen mitbrachten, erhielten sie das ersehnte Krügel Wein.

Und so wie die Teilnehmer, so haben auch die Zuschauer wenig Achtung mehr vor dem alten Brauch. Während in den Wirtschaften getanzt wird, leeren halbwüchsige Burschen und Schuljungen die Weingläser der Tänzer. Kaum ist aber die Meßtigesellschaft von dannen gezogen, so fallen sie über die Reste in Gläsern und Flaschen her, als ob es ein verdienstvolles Werk wäre, sich möglichst schnell zu betrinken.

Solche und ähnliche Zeichen der Verhöhnung des alten

Brauches sind in der Regel der Anfang vom Ende. Sie stoßen die wenigen jungen Leute, die noch mitmachen, vollends ab und verbannen die ehrbare Meßtisitte in die unteren Schichten, wo sie alsbald der Verachtung und dem Untergange verfällt.

So ging in *Vendenheim*, einem Bollwerk des alten Meßti, 1903 das Aufziehen des Meßti ein. Die Burschen wurden der Sache überdrüssig, nachdem sie sich schon seit mehreren Jahren auf einen bloßen Umzug mit Musik beschränkt hatten. Im Kirwegebiet hat die Freude am Aufziehen schon längst nachgelassen. Von den wenigen Ortschaften, wo die Kirwe noch geholt wird, sind hauptsächlich zu nennen *Oberhofen* (Kanton Weißenburg), *Rott*, *Lembach* und *Görsdorf*. Im großen und ganzen übt auch das Trinkgeld der Dorfgrößen eine geringere Anziehungskraft aus.

In Lothringen herrschte, soweit sich übersehen läßt, die Sitte des Aufziehens und des Geschenkkuchens überhaupt nie.

Die Stätte des Tanzes.

Heutzutage haben die meisten Wirte, die auf den Meßti Ansprüche machen, eigens dafür eingerichtete Tanzsäle, die den baupolizeilichen Bestimmungen entsprechen. Auch das Meßtivolk bevorzugt geräumige, gut gelüftete, zugfreie Säle, die zugleich einige Bequemlichkeit und auch etwas für das Auge bieten.

Früher war man in dieser Hinsicht nicht wählerisch. Bei gutem Wetter wurde bis tief in die Nacht auf der Wiese getanzt, so in *Uhlweiler* bis 1837, in *Erberbach* bei Wörth bis 1840. Zu *Wickersheim* bildete 1847 ein schattiger Obstgarten die Tanzstätte und in *Gunstett* vor 1870 gar die offene Dorfstraße. Die Scheunen waren wegen ihrer Kühle und Luftigkeit, ferner wegen des nahezu geräuschlosen Tanzens und beim jungen Tanzvolk außerdem noch wegen ihrer geheimen Winkel besonders beliebt. In alten Zeiten, wo die Wirtschaften auf dem Dorfe wenig einträglich waren, tanzte man auch oft in Privathäusern. Da gab es, häufiger als jetzt, über den Ställen oder sonstwo große Kammern, die sonst zur Aufbewahrung von gedroschenem Getreide, Holz und Wellen, zum Aufhängen und Trocknen der Wäsche und zu andern Zwecken dienten. Noch heute zeigt man solche Räumlichkeiten in *Ettendorf*, *Minversheim*, *Zöbersdorf* und *Scherlenheim*, wo in den 1820er und 1830er Jahren getanzt wurde. Der Volksmund nennt sie, wie auch anderwärts in Deutschland, so 1396 in Augsburg und Heidelberg,[1] Tanzhäuser und hat diese Bezeichnung auch auf

---

[1] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. I, S. 82.

die neuzeitlichen Tanzstätten übertragen. In *Dunzenheim* diente eine Zeitlang eine ausgeräumte Wagnerwerkstatt als Tanzsaal, und zu *Hohfrankenheim* wird der Tanzsaal nach seiner Benützung wieder durch einen Bretterverschlag in einen Spezereiladen und eine Schreinerwerkstätte geteilt.

Die wirklichen Tanzsäle der Wirte waren ehedem nichts weniger als zweckmäßig. Aus Sparsamkeitsrücksichten wurden sie von vornherein schon niedrig gebaut, wie früher alle Räume im ländlichen Hause. Im Sommer staute sich da bei großem Menschenandrange eine abscheuliche, schwüle Luft an, die bei Nacht durch den Geruch der Oelfunzeln geradezu erstickend wirkte. Und doch waren diese Tanzsäle ehrwürdig und an Erinnerungen reich, und mit Stolz erzählen noch die Alten, wie sie dort manchmal «einen geschwitzt» haben.

So ist in mancher Hinsicht eine Tanzhütte, die nach dem Feste wieder entfernt wird, von Vorteil. Und wenn sie den Unbilden der Witterung einigermaßen widersteht, ist sie trotz der hohen Unkosten wohl der beste Ersatz für den fehlenden Tanzsaal. Es scheint, daß sie in älteren Zeiten die Regel bildete. Sie wird von einem Wirt im Einvernehmen mit dem Meßtiburschen oder von diesem auf eigene Faust aufgeschlagen, und wohl dem, der im eigenen Hof oder Garten oder auf einer Wiese Platz genug hat! Ist dies nicht der Fall, so ist die Abhilfe nicht schwer. Man baut die Tanzhütte einfach auf die Straße. Dies geschieht noch in unseren Tagen in unzähligen Dörfern. Sogar in der alten Residenzstadt *Buchsweiler* gab es bis 1882 nur einen einzigen Tanzsaal, in der «Linde». Die Wirte zur «Sonne», zum «Rindsfuß» und zum «Bären» ließen Tanzhütten auf der Straße aufschlagen, die den Verkehr stark behinderten, ohne daß jedoch Klage geführt wurde. Glückliche Zeiten und glückliche Menschen! Noch heute erhält der dortige Meßtisteigerer, falls er keinen Tanzsaal besitzt, die Erlaubnis, eine Tanzhütte auf dem geräumigen Schloßplatz aufzuschlagen, worin er auch die Schenke unterbringen muß, während bis vor wenigen Jahren die Schulsäle in Trinkhallen umgewandelt waren. Besonders wirkungsvoll nahm sich bis in 1880er Jahre die Tanzhütte in *Bläsheim* aus, die regelmäßig unter den drei ehrwürdigen Freiheitslinden von 1848 stand.

Aber nicht alle Tanzhütten gewährten hinreichenden Schutz, wie etwa die geschichtliche Madamenhütte und die Bauernhütte zu *Zabern* oder ihre Nachfolgerin im Hofe der Fruchthalle. Es gab auch elende Hütten, die mit Stroh gedeckt und nach außen notdürftig durch Baumzweige abgeschlossen waren, so noch 1869 in *Hochfelden*.

Das Tanzgeld.

Von alters her gehörte das Tanzgeld vollständig der Musik. Das war die Löhnung der Musikanten, die außerdem zehr- und zechfrei waren. Sie hatten dadurch eine glänzende Einnahme, und mancher Musikant ist durch das Tanzgeld zum wohlhabenden Manne geworden. Es betrug für jeden männlichen Tänzer in den 1840er bis 1870er Jahren 15—20 Su, früher 4—10 Su, später 1—2 M. und so noch heute, und zwar für jeden Tag. Seltener wird für den ganzen Meßti hindurch ein fester Betrag gezahlt, so in *Winzenheim* 2 M. Die Maiden hatten in älterer Zeit 2 Su zu entrichten, und diese Sitte hat sich bis zum heutigen Tage auf dem *Buchsweiler* Maimarkt erhalten. Sonst bezahlen sie jetzt allgemein 50 Pf. für den Tag.

Die Erhebung des Tanzgeldes geschah früher auf drei verschiedene Arten. Auf kleineren Meßtitänzen, die einen sicheren Ueberblick gestatteten, verzichtete man auf einen Türsteher. Die Musikanten hatten zwar ein wachsames Auge, aber die einheimischen Burschen zahlten unaufgefordert. Hatte ein Fremder nur ein Mal getanzt, so kam unfehlbar ein Musikant mit der zu diesem Zweck sehr geeigneten Zinnkanne, in späteren Zeiten mit einem Teller. Sich um das Tanzgeld zu drücken, galt als eine Schande und hatte schlimme Folgen für die Fremden. Von ihnen erwarteten es die Musikanten als selbstverständlich, daß sie mehr als üblich bezahlten, und sie bekamen dann «drei allein» gespielt.

Am häufigsten wurde das Tanzgeld durch einen Türsteher eingezogen, den die Musikanten aus ihrer Mitte bestellten und der wenigstens bei Beginn des Tanzes am Eingang des Saales stand, später aber auch vom Musikantentisch aus scharf aufpaßte. Natürlich war es nicht gerade der beste Musiker, den seine Kollegen zu diesem Amte auswählten. Aber es war doch manchem Musikstümper, wie man sich erzählt, nicht unwillkommen, der in weitherziger Auslegung der ländlichen Moral seine eigene Hosentasche mit der ihm anvertrauten Zinnkanne verwechselte. Solche Privatgriffe zu erschweren, war ein Vorteil der tiefen, für eine Männerfaust kaum durchlässigen Zinnkannen. Ein Musikant, dessen ganze Meßtitätigkeit vorwiegend im Geldeinsammeln bestand, lebte in den 1830er Jahren zu *Uhlweiler* unter dem Namen «Der Vier-Su-Michel».

Die dritte Art der Erhebung von Tanzgebühren bestand im «Aufstecken» am Ende eines jeden Tanztages. Von dieser

Sitte, die ein besonders altväterliches und kameradschaftliches Verhältnis der Burschen zu den Musikanten voraussetzt, wird ein späteres Kapitel handeln.

Es war üblich, daß der Meßtibursch ein größeres Tanzgeld als die Burschen entrichtete, und ein stolzer Meßtibursch hätte sich diesen Vorzug nicht nehmen lassen.

Außer dem Tanzgeld hatte jeder, der sich mit einem Maide am Arm auf dem Tanzboden aufhielt, selbst wenn er nicht tanzte, dem Meßtiburschen 1 fr., später 1 M. zu geben. Dafür händigte dieser unaufgefordert dem Maide ein Dutzend Lebkuchen ein, und so an jedem Tag. Notorische Nichttänzer, z. B. Krüppel, wurden als Zuschauer gegen ein geringes Trinkgeld zugelassen.

Als mit der Zeit die Wirte einsehen lernten, daß gewaltige Summen in die Taschen der Musikanten flossen, während sie selbst ungleich größere Lasten und mehr Arbeit hatten, zogen sie das Tanzgeld selber an sich und entlohnten die Musikanten mit 8—10—12 M. auf den Kopf und Tag. Diese Aenderung geschah in den 1860er und 1870er Jahren. Doch gab es bis in die neueste Zeit einzelne Dörfer, in welchen die Musikanten im Besitze ihres alten Rechtes belassen wurden, so in *Weiler* bei Weißenburg (noch 1905). In *Mietesheim* werden sie am ersten Tag von den fremden, am zweiten Tag von den einheimischen Burschen bezahlt. In vielen Dörfern hat man den Musikanten nicht gleich alles Tanzgeld entzogen, sondern sie behielten noch die Einnahme eines Tages, gewöhnlich des letzten, bisweilen auch des ersten. Doch auch dieser Brauch dürfte heute selten sein. Häufiger war es schon, daß in der guten alten Zeit der Wirt sich das Tanzgeld der Maiden sicherte unter dem Vorwand, daß er damit die 6 fr. für die Gemeinde decken müsse, und die Musikanten erhoben wegen des geringfügigen Betrags keinen Einspruch. Welche Summe ein Meßti manchmal einbrachte, erhellt aus dem Beispiel von *Vendenheim*, wo der Rappenwirt 1869 an den zwei ersten Tagen über 400 fr. einnahm, nachdem er einen neuen Tanzsaal gebaut hatte.

Heute werden vielfach schon Eintrittskarten verabfolgt, gewöhnlich mit dem Stempel des Wirts. Findige Wirte drucken, um einem Mißbrauch vorzubeugen, ihren Stempel auf das Taschentuch der Tänzer oder, um ganz sicher zu sein, auf ihren Handrücken, vorausgesetzt, daß sie es sich gefallen lassen. In der Tanzhütte des *Zaberner* Meßti wird ein Einzeltanzgeld von 10 Pf. für das Paar, welches mit Hilfe einer Schnur abgefangen wird, erhoben. Dieses Verfahren ist ja bei dem nicht sittengemäßen Volkstanz in der Stadt bekannt.

Allgemeines über den Tanz früher und jetzt. Das Leben auf dem Tanzboden. Das Volkslied.

Der Meßti ist nun aufgezogen, die Kirwe geholt, der Zug kommt beim Tanzhause an. Manchmal werden vor dem Hause noch drei Tänze getanzt, so früher in *Dossenheim*, dann strömt alles hinein in den Tanzsaal. Es beginnt das zweite Hauptstück des Meßti, der Tanz.

Zunächst einige Worte über die Geschichte des Tanzes. Das ganze Mittelalter hindurch wurde im Elsaß, wie auch sonst in Deutschland und in Frankreich, viel häufiger und viel maßloser getanzt als heute. Sebastian Brant[1] stellt fest:

> Viel warten auff den Tantz lang zeit,
> Die doch der Tantz ersettiget neit.

Und die Kirchenarchive des 16., 17. und 18. Jahrhunderts sind voller Klagen über das unmäßige Tanzen. Daß man insbesondere in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg gerade an hohen Feiertagen am unbändigsten und am ausgelassensten tanzte, und daß die geistlichen und weltlichen Behörden vergeblich durch Verordnungen und Strafen Wandel zu schaffen suchten, wurde bereits oben ausgeführt. Nur wenige bezeichnende Belege erscheinen hier angebracht.

Aus den Statuten und Ordnungen von *Hochfelden* 1512:[2] «Vom Danntzen. — Item wann man zu Vesper leuth am viertag so soll man vff hören zu danzen bei 10 ꞵ ₰ vnd sol auch Keiner Kein[3] mehr an dem Danz herumb werffen bey der genanten Pen Als dieckh[4] das geschicht ohne Alle gnad so man das niemants faren lassen . . .» Bei der 1. Kirchenvisitation in *Dettweiler* (1535) wurde Klage geführt, daß die Jugend dem Tanze sehr huldige.[5] In *Börsch*[6] wurde 1616 bestimmt, daß vor dem Tanz die Kinderlehre und die Vesper besucht werden soll, woraus hervorgeht, daß man dies sonst nicht zu tun für nötig fand. Ein Dekret der hanauischen Regierung vom 24. April 1717[7] ermahnt «zu ernster Abstellung des an vielen Orthen so wohl in der H. Advents als Passions Zeit

---

[1] Narrenschiff, in Scheibles Kloster. Stuttgart 1845. I, S. 553. — [2] Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, E 959 (Abschrift). — [3] = keine Tänzerin. — [4] = so oft. — [5] Wolff, Chronik der Gebirgsgemeinde *Dossenheim* Straßburg, Druckerei der «Heimat». 1896, S. 29. — [6] Ratsprotokoll vom 4. Juni 1616 im dortigen Gemeindearchiv. — [7] Pfarrarchiv von *Alteckendorf*.

bißher von den jungen Leutten verübten uppigen Tantzens». Erst im 19. Jahrhundert wird das Tanzbedürfnis auf besondere Gelegenheiten, namentlich auf den Meßti, aufgespeichert.

Hand in Hand mit dem maßlosen Tanzen geht in älterer Zeit das unordentliche und anstößige Tanzen. Das Emporschwingen der Tänzerin, das noch heute geübt wird und als ein Zeichen besonderer Geschicklichkeit und Kraft gilt, hatte in jener Zeit der kurzen Gewandung eine geradezu schamlose Wirkung. So lesen wir bei Sebastian Brant:[1]

Auff Kirchweih . . .
Da tantzen Pfaffen, Mönch vnd Leien
Die Kut muß sich dahinden reien,
Da laufft man vnd wirfft vmbher ein
Das man hoch sicht die blossen bein.

Geiler von Kaysersberg berichtet,[2] daß die Männer die Weiber «aufschwencken» und ferner:[3] «Darnach findt man Klötz, die tanzen also säuisch und unflätig, daß sie die Weiber und Jungfrauen dermassen herumschwenken und in die Höhe werfen, daß man ihnen hinten und vornen hinaufsiehet bis in die weich». Und Spangenberg[4] ruft entrüstet aus: «Denn was ist da anders, dann ein wildes ungehewr viechisches rennen, lauffen und durch einander zwirbeln, da siehet man ein solch unzüchtig auffwerfen und entblößen der mägdlein usw.»

Eine bischöflich Straßburgische Polizeiordnung, die 1562 für Dambach[5] erlassen wurde, aber jedenfalls auch für andere bischöfliche Orte gültig war, besagt uns folgendes: «Vom Dantzen. — Demnach seyther allenthalben under gemeiner Danntz lauben und Plätzen, unzüchtige Däntzt, mit schendtlichenn greiffen, springen und umb schweyffen auch nach tag Zeit, von Knaben und Döchtern gehalten, Jhe zwey für das ander geloffen, und on ein Rockh oder mantel dantzt haben usw.» Auch im Stadtbuch von *Benfeld* (1557) ist des Tanzens ohne Rock Erwähnung getan. Vielleicht läßt sich mit dieser übeln Gewohnheit die Sitte zusammenbringen, die bis vor kurzem auf dem *Hochfelder* Meßti üblich war. Gegen Abend zogen die Maiden ihre Röcke aus und tanzten im trachtmäßigen Flanell-Unterrock, der mit großen roten, grünen und schwarzen

[1] Narrenschiff in Scheibles Kloster. I. S. 552. — [2] Brosamlin Dr. Kaiserspergs, nachgeschrieben vom Frater Paulin. Straßburg 1517. S. 53. — [3] Predigten in Scheibles Schaltjahr. Stuttgart, 1846. I. S. 544. — [4] Cyriacus Spangenberg, Ehespiegel. Straßburg, 1570. S. 285. — [5] Gemeindearchiv von *Dambach*, Kanton Barr.

Schnörkeln und Sternen verziert war, was sich nicht unschön ausnahm.

Aus *Zabern* erfahren wir,[1] daß der dortige Stadtrat 1634 beschloß, daß die jungen Gesellen «furthien die bishero ungewöhnliche argerliche Dentz vermiten und underlassen sollen, sonder in aller Zucht und Ehrbarkeit und also dantzen sollten, damit Niemand daran ein Aergernuß nemmen». Und von *Alteckendorf*[2] wird uns gemeldet, daß beim Meßtagstanz 1743 die jungen Leute «auff ein gantz entsezliche Weise gejehlet und geschrien, auch sonsten allerley Unordnungen getrieben».

Das 19. Jahrhundert brachte auch in dieser Hinsicht ordentlichere Sitten.

Ueber die Berechtigung und den Wert des Tanzes sind die Meinungen geteilt. Die mittelalterliche Ansicht, daß der Tanz vom Teufel erfunden sei, um die Seelen zu verderben, gilt zwar heute nicht mehr. Trotzdem wird von vielen ernsthaften Leuten nichts gutes am Tanze gelassen. Es ist ja richtig, daß durch den Tanz, auch ohne Alkohol, die Sinnlichkeit erregt und die Sittlichkeit gefährdet wird. Das kann aber schließlich durch jedes Beisammensein der beiden Geschlechter geschehen. Der Tanz ist vor allem ein bemerkenswerter Teil der Kunst und hat sich als solcher im Elsaß das ganze 19. Jahrhundert hindurch bewährt. Zugleich ist der Tanz für die bäuerliche Jugend der Gipfel der Lust, und hierbei kommen die natürliche Anziehung der beiden Geschlechter und der Genuß der so selten genossenen Klänge der Musik in erster Linie in Betracht. Erst durch den Tanz bekommen Meßti und Kirwe den rechten Festesinhalt und werden zur anziehendsten Sitte des ganzen Jahres. Darum setzen ihre Gegner auch immer den Hebel am Tanze an. Der Tanz ist außerdem eine gleichmäßige und gesunde Körperbewegung. Er stimmt fröhlich und vermittelt oft Bekanntschaften und eheliche Verbindungen. Dazu ist er auf dem Dorfe leicht und billig zu erlernen.

Eine eigentliche Tanzstunde gibt und gab es im ländlichen Elsaß nicht. Der Tanz liegt so in der Lebenslust des Bauern begründet, daß er ihn sozusagen von selbst erlernt. So wie das Kind aus Freude hüpft, so hebt die Dorfjugend von selbst die Füße und setzt sie unter Gesang- oder Harmonikabegleitung ungekünstelt in die richtige Bewegung. Das geschieht beim sonntäglichen Abendmarkt draußen vor dem Dorf, in der Kunkelstube und auf dem Meßti selber, Gelegenheiten, wo beide Geschlechter unter dem starken Schirm alter Sitte un-

[1] Adam, der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot. 1901. S. 40. — [2] Presbyterialprotokoll vom 15. Aug. 1743 im dortigen Pfarrarchiv.

gezwungen miteinander verkehren. Die natürliche Gewandheit und die Anmut, mit der namentlich junge Mädchen tanzen, sind ja für das Elsaß bekannt.

Mit dem Verfall des Meßti ist auch das Tanzbedürfnis zurückgegangen. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die jungen Leute da, wo Tanz und Meßti hauptsächlich von der Geistlichkeit niedergehalten werden, immer und immer wieder von selbst tanzen lernen, während sie in denjenigen Ortschaften, wo auch die Volksmeinung den Tanz als eine Sünde ansieht, überhaupt nicht mehr tanzen können und sich dessen auch gar nicht schämen. So sind auch die flotten Tänzer und Tänzerinnen, die gar oft einen gewaltigen Zug in den Dorfmeßti brachten, im ganzen seltener geworden als früher.

Das Engagieren geschieht auf dem Lande einfach und natürlich. Der Bursche ergreift mit der ganzen Hand fest die Hand des Maide und zieht dieses an sich. Er sagt auch wohl dazu: «Gehst du mit mir?» — «Tanz'st du mit mir?» oder: «Alle hop! Wölle mer eine trete?» Und wenn das Maide nicht will, so antwortet es eben so ungekünstelt: «Ich will aber nicht!» oder: «Loß mich mit Friede!», ohne daß es aber darum böse ist. Beim Walzer wurde, so lange er als Ringeltanz getanzt wurde, anders engagiert. Der Bursche hob seinen langen Flügelmutzen beiderseits leicht in die Höhe und tanzte vor dem Maide. Dieses stand auf und tanzte ebenfalls, indem es den Rock beiderseits hob. Dann gab man sich die Hand und tanzte gleich weiter.

Ergeht sich ein Paar auf dem Tanzboden, so umfaßt der Bursche das Maide weit um die Taille herum, und dieses tut nicht selten dasselbe. Oder der Bursche legt ihr den rechten Arm auf ihre rechte Schulter, bis tief hinab, während die beiden linken Hände ineinandergeschlungen sind. Oder das Maide legt seinen Vorderarm auf die Schulter des Burschen. Häufig ist auch das Einhaken der beiderseitigen Kleinfinger und das Schlenkern der ungleichen Arme während des Gehens. Erst in der letzten Zeit gibt auch die ländliche Tänzerin, wie ihre städtische Kollegin, dem Burschen den Arm.

Ist der Tanz vorbei, so läßt der Bursche seine Tänzerin mit oder ohne Dankesworte wieder gehn, oder sie reißt sich von ihm los und läuft von dannen. Hat er aber ein festes Verhältnis oder bahnt sich ein solches an, so tanzt er in der Regel den ganzen Meßti hindurch nur mit seiner Liebsten.

Am Meßtitanz beteiligen sich in unserer Zeit fast ausschließlich ledige junge Leute, allenfalls junge Ehepaare. Früher gingen Verheiratete regelmäßig auf den Tanz, wenn sie nur jemand fanden, der die Kinder zu Hause hütete. Selbst ältere

Leute schämten sich nicht zu tanzen, während dies heutzutage nur noch vereinzelt und in scherzhafter Laune geschieht. Niemals gingen Eltern oder Mütter auf den Tanzboden, um ihre Kinder zu überwachen, sondern nur um zu tanzen, während die Kinder sonst sich selber überlassen blieben.

Der erste Tanz gebührt dem Meßtiburschen und dem Meßtimaide, es sind «drei allein».

Unterdessen haben die Maiden an einer Wand in langer Reihe Aufstellung genommen, neben und hinter ihnen die Burschen. Oft sind an den Wänden Bänke angebracht, die alsbald von den Maiden eingenommen werden. Auch junge Frauen setzen sich «auf das Bänkel». Im Kreise Weißenburg, so in *Hunspach, Hofen* und *Oberseebach* ist es Sitte, daß sich aus Mangel an Bänken die Burschen gleich vom Anfang des Tanzes an den Maiden auf den Schoß setzen oder umgekehrt. Klopfenden Herzens stehn in einer Ecke die jüngeren Maiden, die zum ersten Mal auf öffentlichem Tanz erscheinen. Die meisten haben schon mehrere Nächte nicht schlafen können. Mit glühenden Wangen und freudestrahlenden Augen, sorgfältig gestrichen und herausgeputzt und mit «Lauf-mir-nach» parfümiert, harren sie der Burschen, oft schon des Liebsten. Auf dem Lande beginnt ja der Verkehr zwischen den Geschlechtern sehr frühe. Kaum der Schule entwachsen tanzen die Mädchen schon öffentlich, trotz der polizeilichen Vorschrift, die das 16. Lebensjahr als untere Grenze vorschreibt. Die Eltern dulden's, denn sie haben's in ihrer Jugend selber so gehalten.

Bald ist der Tanz in vollem Gang, und es bietet sich dem Auge ein malerisches, farbenreiches Bild. Wir wollen uns nicht in weitläufige Trachtenbeschreibungen einlassen, sondern bloß einige auffällige Einzelheiten aus alter Zeit festhalten. Noch bis in die 1830er Jahre kam Alt und Jung in Holzschuhen auf den Tanz. Auf der Straße oder auf der Wiese ging das noch an, aber in einer gedielten Tanzstube gab es ein fürchterliches Geklapper, und der Vorteil, daß man in Holzschuhen den Walzer nach ländlicher Art besser tanzen — schleifen — lernte, wog den entsetzlichen Lärm gewiß nicht auf. Von etwa 1820 bis in die 1850er Jahre gehörte die weiße gezwickelte Zipfelkappe zu der Tanztracht. Sie wuchs sich aus und wurde bis 1 Meter lang, so daß man den Zipfel in den umgeschlagenen Rand stecken mußte. Auf jeden Fall war sie zum Tanze wie geschaffen und dem alten breitkrämpigen Hut bei weitem vorzuziehen. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch und vereinzelt noch heute, z. B. in *Mietesheim*, tragen die Burschen die spitzenbesetzte kurze Schürze, das Wandfürtüchel. Mit dem roten Brusttuch nahm es sich früher sehr

malerisch aus. Jetzt kommen die Burschen in ihrem gewöhnlichen Sonntagsanzuge, sie behalten dabei den Hut auf, und die Maiden tragen außer der weißen Schürze, die übrigens auch am Abgang ist, nichts besonderes. Natürlich tanzt bei heißer Witterung alles hemdärmlig.

Auch dem Psychologen und Volksfreund bietet der Meßtitanz genug des Anziehenden, nämlich ein vielverschlungenes Bild von Freude und Lust, von Falschheit, Treulosigkeit, Bosheit, Neid, Rachsucht und Schadenfreude, die mit dem Fortschreiten des Festes immer mehr offenbar werden. Der Alkohol tut das seinige zur Belebung der Stimmung. In alter Zeit wurde bei dieser Gelegenheit kein Tropfen Bier verzapft. Ein Bursche hätte sich geschämt, überhaupt Bier zu verlangen. Der Wein beherrschte damals den Tanzboden ausschließlich, und nach dem billigen Wein für 6 und 8 Su den Liter ging man gar bald zum «Stöpferle» über. Heute sind die Wirte froh, wenn sie ihr Bier los werden. Höchstenfalls wagt es hie und da ein Wirt, gegen Abend bekannt zu machen, daß das Faß jetzt leer ist und daher bloß noch Wein ausgeschenkt werde. Denn der Wein ist heutzutage eine große Ausgabe.

Immer lauter wird die Unterhaltung. Das unersättliche Tanzvolk wogt hin und her, bald in zierlichen Drehungen anmutsvoll schwebend, bald lustwandelnd, kosend und lachend. Lust und Jubel beflügeln die leichtbeschuhten Füße, und Scherzworte fliegen von Mund zu Mund im sorglosen Kreise der liebedurstigen, freudeseligen Jugend, bis die berückenden Klänge der Musik aufs Neue zum fröhlichen Reigen mahnen. Da ist alles Natur und Einfachheit. Die Meßtigemeinde wird weder durch Tanzordnung noch durch Anstandsregeln belästigt, kaum daß da und dort der Meßtibursch mit seinem grell leuchtenden Strauß erscheint, um die Streitsüchtigen dieser ausgelassenen Gesellschaft zu überwachen. Die Burschen jauchzen und schreien vor überschäumender Lebenslust. Während des Tanzes stampfen sie öfters mit den Füßen, genau so wie zu Zeiten Neidharts.[1] Das nennt man «einen treten». Und wenn auch der Saal so vollgepfropft ist, daß die Paare sich «lüpfen» oder «tragen», so bewegt sich doch jeder einzelne kunstvoll, und kein Paar rennt das andere zusammen. In der Mitte des Kreises tanzen in der Regel die jugendlichen Paare. Man läßt sich allmählich gehn. Der Bursche schämt sich nicht, während des Walzers seinem Maide einen herzhaften Kuß zu geben, und dieses wehrt nicht allzusehr ab, wenn das Verhältnis ernst werden soll.

Und während die jüngeren Leute sich so in angeregtester

---

[1] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. I, S. 36.

Unterhaltung und in fröhlicher Ausgelassenheit dem Vergnügen hingeben, tanzen auch draußen auf der Straße, im Hof, auf den Gängen oder in irgend einer abgelegenen Ecke sogar die schulpflichtigen Mädchen paarweise. Sie lernens früh und mit erstaunlicher Leichtigkeit. Auch die Buben hopsen da herum, ihr Aussehen ist weniger vorteilhaft. Die Neugierde trieb sie an die geheiligte Tür des Tanzsaales, doch die unreifen Bürschchen sind gewöhnlich sehr bald betrunken. Die Zigarette, die natürlich nicht fehlen darf, macht sie noch vollends krank. Die Alten aber bringen den Tag mit ihren Gästen in der Wirtsstube zu. Sie unterhalten sich laut über die stets notleidende Landwirtschaft, über die gute alte Zeit, auch wohl über Politik. Dabei trinken und rauchen sie übermäßig, oder sie spielen Karten. Das ist ihr Meßti.

Und so wie die Tänze gewissenhaft durchgetanzt werden, so ist das fröhliche Meßtivolk auch darauf bedacht, die Tanzpausen auszufüllen. Das geschieht durch das Volkslied. Die Paare stellen sich in der Mitte des Saales im Kreise auf, Arm in Arm. Die Burschen sorgen für Wein, jeder hat der Reihe nach einen Liter zu bezahlen. Dann ertönen zweistimmig die getragenen, oft wehmütigen Weisen. Noch setzt die Jugend einen Stolz darein, recht viele Texte auswendig zu kennen. Meßti und Kirwe sind ja die Pflegestätte und oft genug die Geburtsstätte des Volksliedes. Vor 1870 hörte man hie und da auch französische Gesänge, namentlich die Marseillaise und den «Parlewa». So hieß im Volksmunde der «Choeur des Girondins» wegen seines Anfangs: «Par la voix du canon d'alarme». Wenn ein oder zwei Lieder gesungen sind, wird wieder getanzt, dann wieder gesungen, und so fort. In einigen Dörfern werden während des Tanzes die Gläser und Flaschen auf ein erhöhtes, eigens zu diesem Zweck an der Wand angebrachtes Gestell gesetzt. Zu *Steinselz, Oberhofen, Oberseebach, Kleeburg* und Umgegend schleudern die Burschen sehr geschickt die leeren Flaschen mit der Kante auf den Boden, so daß sie nicht zerbrechen. Es ist dies ein Zeichen, daß sie wieder gefüllt werden sollen. Und je weiter die Stunde vorrückt, desto heiterer werden die Lieder, desto kleiner die Anzahl der Strophen. Man sagt sich dann beschönigend, daß die Zigeuner und Spengler die Lieder aussingen, und begnügt sich mit einer Strophe. Während anfangs ernste Sachen, «Arien» erklingen, werden schließlich scherzhafte, ja schlüpferige Verse in der Mundart vorgetragen, von einzelnen und von ganzen Gruppen.

Mit dem Niedergang jeglichen Brauches ist auch das Volkslied verstummt. Man hört kaum noch neuere Soldatenlieder auf dem Tanzboden. Gewöhnlich laufen aber die Bur-

schen in den Pausen fort, um zu trinken. Ein bekannter Scherz besteht darin, daß sie sich von hinten an die Maiden heranschleichen und ihnen die Schürze oder den Rock mit Bindfaden zusammenbinden.

Gegen Abend tritt eine größere Unterbrechung ein, damit die Musikanten essen können. Die Einheimischen gehen auch nach Hause, um zu essen und das Vieh zu füttern. Die Auswärtigen, soweit sie nicht «auf den Meßti geladen» sind, speisen im Wirtshaus oder überhaupt nicht. Das Meßtivergnügen hält die Sinne der Tänzer nicht selten dermaßen umfangen, daß sie an eine Nahrungsaufnahme gar nicht denken.

Es ist nun dunkel geworden. Allmählich füllt sich der Saal wieder, die Musikanten spielen einen wirbelnden Walzer, und mit erneuter Kraft ergibt man sich dem berauschenden Tanze. Bei Nacht zu tanzen, war früher gar traurig. An einem Balken hingen einfache Oellampen, später Petroleumlampen, denen höchtenfalls ein blank geputztes Stück Blech als Reflektor diente. Noch heute gibt es solche schlecht erleuchtete Stuben, aber auch schon solche mit bestem Azetylenlicht.

Nach weiteren 2 oder 3 Stunden wird die Stimmung schon etwas gedrückter. Die Buben und Mädchen haben das Feld längst geräumt. Die Alten in der Wirtsstube wenden sich ebenfalls mit schweren Köpfen und schwankenden Beinen ihrer Schlafstätte zu. Ein kleiner Schwips ist am Meßti erlaubt oder auch — ein gehöriger Rausch. Die jungen Leute aber brauchen jetzt Abwechselung, die ihnen auch auf dem Tanzboden und in den Kammern in reichlichem Maße zuteil wird, bis sich endlich die Tür hinter dem letzten Tanzburschen geschlossen hat.

Die große Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes nötigt uns, in den folgenden Kapiteln die wichtigen Teilerscheinungen und besonderen Veranstaltungen des ersten Meßtitages bis zu seinem sittenmäßigen Schluß getrennt zu betrachten. Darunter finden sich wesentliche Bestandteile des alten schönen Meßti, die jedenfalls vor den öden Kneipereien und den sinnlosen Gassenhauern der Neuzeit den Vorzug verdienen.

Die Pfeiferbrüder.
Der Pfeifertag in Bischweiler.

Schon in alter Zeit waren die Spielleute des Elsaß zu einer Art Zunft vereinigt. In einer Urkunde Schmaßmanns I. von Rappoltstein aus dem Jahre 1400 [1] werden sie als «varende

[1] Abgedruckt in Barre, Ueber die Bruderschaft der Pfeifer. Colmar, Barth, 1873. S. 47 ff; sowie in Nr. 9 vom 1. 6. 1908 der Els.-lothr. Gesang- und Musikzeitung.

lüte» bezeichnet, und wir erfahren darin außerdem, daß die Rappoltsteiner «als lange, das nieman verdencket» das Königreich fahrender Leute zwischen Hagenauer Forst und der Birs, dem Rhein und der First des Wasgaus vom Reiche als Erblehen besaßen. In einer Urkunde Schmaßmanns von 1434[1] heißen sie «pfifer und farende lüte», und in einem Lehnsbrief Kaiser Friedrichs III. von 1481[2] Spielleute. Später bürgerte sich der Name «Pfeifer» allgemein ein. Es sind darunter nicht nur eigentliche Pfeifer, also Flötenbläser zu verstehen, sondern, wie aus einer Urkunde Eberharts von Rappoltstein von 1606[3] hervorgeht, überhaupt alle Musikmacher. Ob in früheren Zeiten, wie man wohl aus der Benennung «fahrende Leute» schließen muß, auch Schauspieler und Gaukler unter den Pfeifern waren, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist es, denn in jenen fernen Zeiten war die Kunst des Musizierens mit der des Gesanges und der schauspielerischen Gebärden sicherlich eng verschmolzen. Noch bis in unsere Tage sind ja die Dorfmusikanten noch vielfach Liedersänger und beliebte Possenreißer. Jedenfalls vertraten die Pfeifer die niedere Kunst im Gegensatz zu den vornehmeren Meistersängern.

Die Vereinigung der Pfeifer, die 1400 Königreich[4] und 1458 erstmalig Bruderschaft[5] heißt, hat die letztere Bezeichnung behalten. An ihrer Spitze standen der Pfeiferkönig oder Schultheiß und das Pfeifergericht. Sie hatten besondere Statuten, die beispielsweise 1606 erneuert wurden, und gewährten ihren Mitgliedern das Vorrecht, ihre Kunst im Elsaß auszuüben, während dies den außenstehenden Pfeifern verboten war. Außerdem besaß die Pfeiferbruderschaft eine eigene Gerichtsbarkeit. Die Pflichten der Pfeifer bestanden in der Entrichtung von Beiträgen und im alljährlichen Besuche des Pfeifertages.

Die Blütezeit der Bruderschaft ist in das 15. und 16. Jahrhundert zu setzen. Schon frühe trennte sie sich in drei Kreise, die obere, die mittlere und die untere Bruderschaft, die ihre Pfeifertage in Altthann, Rappoltsweiler und Rosheim oder Mutzig abhielten. Jedoch war diese Scheidung rein äußerlich, nur zur Erleichterung des Besuches der Pfeifertage. Die Oberhoheit über die gesamte Bruderschaft[6] hatten die Herren von Rappoltstein und nach ihrem Aussterben 1673

---

[1] Abgedruckt in Barre, S. 54. — [2] A. a. O., S. 49. — [3] A. a. O., S. 12. — [4] A. a. a. O, S. 47. — [5] A. a. O., S. 10, Anm. — [6] Näheres über die gesamte Pfeiferbruderschaft findet sich bei Barre, a. a. O., 54 Seiten. — Lobstein, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß. Straßburg, Dannbach, 1840. S. 18—23. — Heitz in Stöbers Alsatia, 1856—57, S. 5—33. In diesen Abhandlungen sind noch weitere Quellen angegeben.

die Pfalzgrafen von Birkenfeld. Sie ernannten den Pfeiferkönig, werden nicht selten auch selbst als Pfeiferkönige bezeichnet. Durch den Westfälischen Frieden war die Lehensherrschaft über die Bruderschaft an die Krone Frankreichs übergegangen, und Ludwig XIV. nennt sich selbst einmal[1] «Roi des violons». Auf Ansuchen des Pfalzgrafen Christian II. verlegte er 1687 den Pfeifertag der unteren Bruderschaft, die von Epfig bis zum Hagenauer Forst reichte und für unser Gebiet allein in Betracht kommt, nach *Bischweiler* und verband ihn mit einem Jahrmarkt.[2] Pfalz-Birkenfeld hatte damals die Pfandherrschaft über Bischweiler, das 1734 in ihren Besitz überging.

Bei einem Pfeifertage ordneten sich die Pfeifer auf dem Bischweiler Marktplatz zum Festzuge, der sich, oft 300 Köpfe stark, mit einer wüsten Musik — jeder spielte sein Instrument nach Belieben — die Oberen an der Spitze, in die Kirche des benachbarten *Hanhofen* begab. Dort las der Priester die Messe, dann zog man nach dem gräflichen Schloß, wo altertümliche Spiele und Festgebräuche, wie Fahnenschwenken und Eierwerfen, stattfanden. Es wurde aus einem besonderen Becher auf das Wohl des Pfalzgrafen getrunken, dann ging es mit wilder Musik zurück nach dem Marktplatz, in das Zunfthaus, wo das Pfeifergericht tagte, und nachher in andere Wirtshäuser. Die Pfeiferbrüder hielten einen festlichen Schmaus und eilten dann zum Tanz. Noch 1786 wurde mit großer Pracht das Jahrhundertfest des ersten Bischweiler Pfeifertags gefeiert. In der Revolution ging das Fest zu Grunde. In den 1860er Jahren kam es wieder auf und besteht noch heute unter obiger Bezeichnung. Es wird am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag nach Maria Himmelfahrt gefeiert und hat die Gestalt eines neuzeitlichen Meßti angenommen.[3] Ein «Pfeifertag» besteht bekanntlich auch zu *Rappoltsweiler* unter dem Bild einer gewöhnlichen Kilbe.

Die untere Bruderschaft scheint mit einer ähnlichen Vereinigung in Verbindung gestanden zu haben, die zu Straßburg unter dem Namen der Bruderschaft «der Cronen» bestand und schon in einem Ratsprotokoll von 1511[4] als «mit vil gutter

---

[1] Barre, S. 20, Anm. — [2] Ordonnances d'Alsace. T. I, p. 160. — [3] Ausführlicheres über den Bischweiler Pfeifertag findet sich im Straßburger «Bürgerfreund» von 1776, S. 617—623. — Culmann, Geschichte von Bischweiler. Straßburg, Heitz, 1826. S. 64 ff. — Dr. Bourguignon, Bischwiller depuis cent ans. Bischwiller, Posth, 1875, p. 75. — Auszüge aus den Archiven der Stadt Bischweiler. Bischweiler, Posth; O. Verf. u. Dat. — Uhlhorn im «Bischweiler Wochenblatt» 1891, Nr. 28 ff. — [4] Heitz, in der Alsatia 1856—57, S. 29.

ordnunge vnnd artickelen verbriefft versigelt vnnd ebenlang harbrocht» bezeichnet wird. Einige Male und namentlich 1697 fand nämlich der Pfeifertag der unteren Bruderschaft zu Straßburg statt.[1] 1745 bestand sie aus 400 Pfeifern,[2] während die obere Bruderschaft deren bloß 161 und die mittlere nur 190 hatte. Diese starke Mitgliederzahl ist nur durch die Einrechnung der Straßburger Pfeiferbrüder erklärlich. Als letzten Straßburger Pfeiferbruder erwähnt Lobstein[3] den Geiger Franz Lorenz Chappuy, der, 87 Jahre alt, 1838 starb.[4]

Die Musikanten.

Die Ursprünglichkeit und die Genügsamkeit der bäuerlichen Bevölkerung treten im ländlichen Musikwesen besonders klar zutage, und manches herzerfrischende und belustigende Vorkommnis steht mit den Landmusikanten im Zusammenhang. Wenn darüber hier etwas ausführlicher berichtet wird, so geschieht es deshalb, weil das entworfene Bild nicht nur für das 19. Jahrhundert bis in die 1860er Jahre zutrifft, sondern im allgemeinen auch für die letzten Jahrzehnte des Bestehens der unteren Pfeiferbruderschaft gilt. Die Absicht einer Verspottung unserer ehrbaren Dorfmusikleute, dieser wertvollen Stützen alter Meßtisitte, liegt uns völlig fern.

Die Musik fand früher im ländlichen Elsaß eine viel ausgedehntere Verwendung als heute. Kindtaufen, Verschreibungen (Verlobungen) und Hochzeiten verliefen bei einigermaßen wohlhabenden Bauern nie ohne Musik. Und wo Musik und junges Volk versammelt waren, da fehlte auch nie der Tanz, der sich oft über mehrere Tage ausdehnte. Sogar beim Kirchgang und in der Kirche wirkte die Musik nicht selten mit, denn es ist noch nicht viel über ein halbes Jahrhundert her, daß die überwiegende Mehrzahl der Dörfer keine Orgel hatte. Die Hauptgelegenheit, bei der die Musik in Tätigkeit tritt, ist der Meßti, die Kirwe.

Die Musikanten sind einfache Dorfbewohner, biedere Bauern oder Handwerker, die das Musizieren nicht als eine Kunst, sondern als Handwerk betreiben, um Geld zu verdienen. Im Volksmund heißt der Musikant am Gebirge entlang auch Spielmann, abgeschliffen Spielme, in der Mehrzahl Spielmänner. Er erlernt sein Instrument in einfacher Weise

[1] A. a. O., S. 25. — [2] A. a. O., S. 27. — [3] Lobstein, a. a. O., S. 20. — [4] Weiteres über die Straßburger Musikverhältnisse: Ludwig, Straßburg vor 100 Jahren. Stuttgart, Frommann, 1888. S. 151 f. und S. 315 f. — «Straßburger Post» 1906, Nr, 1602.

in seinem Heimats- oder in einem Nachbarsdorf bei einem älteren Musikanten. Es gibt Ortschaften, wo ganze Familien seit Jahrzehnten das Musikantenhandwerk betreiben, so in *Bläsheim* die Rieb, in *Dettweiler* die Glass, die Stricker und die Schlupp, in *Büsweiler* die Mathis, in *Pfaffenhofen* die Schwing, in *Mühlhausen* die Schnepp, in *Buchsweiler* die Müller und Hönig, in *Geudertheim* die Roser, in *Weyersheim* die Jung, in *Eckwersheim* die Möbs und die Jundt, in *Langensulzbach* die Haller, in *Hunspach* die Weingärtner, in *Kleeburg* die Wüst. *Mühlhausen*, *Geudertheim* und *Eckwersheim* sind als musikalische Dörfer besonders berühmt.

Unter solchen Verhältnissen genoß natürlich der Nachwuchs früher eine gute Ausbildung, während vereinzelte Musiker, an denen es in keinem Dorfe fehlte, gewöhnlich nur das allernotdürftigste spielen konnten. Viele vermochten kaum Noten zu lesen und überhaupt keine zu schreiben. Sie spielten alles aus dem Gedächtnis. Noch heute sehen viele Bauern einen Vorzug darin, daß ihre Musikanten keine Noten brauchen und doch besser spielen als die Stadtmusiker. So wird von einem *Dettweiler* Musikanten berichtet, der eine einzige Polka spielen konnte und von einem aus *Imbsheim*, dessen ganze Kunst sich auf zwei Walzer und zwei Hoppler erstreckte. Viele Musikanten spielten nur in den einfachen Tonarten: C, G, F, allenfalls D; B, A, oder gar Es war schon etwas außerordentliches. Gar oft kamen sie über den Umfang der Quint oder der Sext nicht hinaus. Von verschiedener Tonfärbung war natürlich keine Rede. Die Saiteninstrumente wurden häufig um das Transponieren zu ersparen, auf die Klarinetten und Blechinstrumente gestimmt.

In alter Zeit wurden die Musikanten vom Tanzwirt entweder einzeln bestellt, oder ein Musikant bekam den Auftrag und besorgte dann das Weitere. Das war mitunter nicht leicht, wenn nämlich mehrere Meßti auf denselben Tag fielen. So kam es, daß die Musikanten bisweilen 30 Kilometer von ihrem Wohnort spielten. Sie rückten einzeln zu Fuß an, oder sie wurden, als die Chars-à-bancs aufkamen, vom Wirte geholt, und wie sie gekommen, zogen sie auch wieder weg. Als Bekannte des Wirts und als Seinesgleichen aßen sie bei ihm am Familientisch. Da aber der Wirt alle seine Räumlichkeiten brauchte, fanden sie keine Schlafstätte bei ihm, sondern gingen ins Nachbars Haus, oder sie schliefen in der Scheune, auf einer Bank oder gar draußen im Freien. Man nahm das früher nicht so genau. Da sah man in der Regel eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Der eine hatte z. B. ein kurzes schwarzes Kamisol und eine Dächelskappe, der andere einen braunen Angläßrock

mit hohem steifem Filzhütchen, der dritte eine lange graue Bluse bis auf den Boden und eine blauwollene Zipfelskappe mit weißem Zipfel, der vierte einen breitkrämpigen Hut und langen Flügelmutzen nebst gewaltigem Vatermörder.

Man konnte auch und kann noch heute merkwürdige Blechinstrumente sehen, die schon vielfach in den Museen aufbewahrt oder in ländliche Rumpelkammern verbannt sind: das Bombardon, ein scharftönendes Baßinstrument mit drei Zylindern, ohne Klappen, schon 1639 als Holzinstrument mit Baßton erwähnt;[1] das Ophikleïd, ein deutsches Baßinstrument mit 6 Tonlöchern und 4 Klappen, das um 1820 in den französischen Militärkapellen Eingang fand; das Waldhorn; das Bugle oder Bügelhorn mit oder ohne Klappen, mit starkem Ton, aber schlechtem Klang, das viele Umgestaltungen erlebte. Auch Trompeten mit Löchern und Posthörner, die mit der Faust gestopft wurden und nur wenige Töne hervorbrachten, gehörten früher nicht zu den Seltenheiten.

Die Geige galt immer als etwas feines. Sehr beliebt war die Baßgeige, die auch beim Aufziehen mitgetragen wurde. Das volkstümlichste Instrument ist bis heute die Klarinette wegen ihres klaren, vollen, durchdringenden und doch weichen Tones und wegen ihrer Fähigkeit, schnelle Tonläufe zu erzeugen und die Melodien zu verschnörkeln. Der Bauer hat sie denn auch mit Scherznamen belegt, z. B. Krautstorzen, Windhebel, ja sogar Zwetschgenbaum. Bemerkenswert ist, daß noch bis in die 1860er Jahre deutsche Bezeichnungen gebraucht wurden, also B- und Dis-Clarinette statt Si-bémol- und Mi-bémol-Klarinette, wie sie noch heute heißen.

Unter den Musikanten, die wir durchschnittlich als ehrliche, brave Handwerksmusiker ansehen müssen, gab es früher auch minderwertige Elemente, denen eine große Einnahme über alles andere ging, die sich untereinander mit geschäftsneidischen Blicken maßen und im Rausche nicht selten grob wurden. Doch waren dies Ausnahmen. Häufiger begegnen wir in ihren Reihen einer gewissen Aristokratie, die es auch sonst im Leben zu Ansehen und Ehren brachte. So war der jetzige Bürgermeister Schnepp von *Mühlhausen* 20 Jahre lang ausübender Musiker. Dessen Vater, der auch durch eine vielbemerkte Streitschrift[2] bekannt wurde, spielte noch als Maire in den 1860er Jahren Geige. Mehr als einer fand den Weg zur Kunst und machte als Militärkapellmeister eine glänzende

---

[1] Lobstein, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß, Straßburg, Dannbach, 1840. S. 145. — [2] Johann Schnepp. Ist auch alles wahr, was die Alt-Lutheraner schreiben? Bischweiler. Posth, 1885.

Laufbahn, so Georg Groß aus *Schwindratzheim*, Kapellmeister des 11. Artillerie-Regiments zu Poitiers und des 125. Linienregiments zu Paris und Rennes, Ritter der Ehrenlegion, gestorben in Pension 1905, und Johann Wüst aus *Kleeburg*, Kapellmeister des 97. Linienregiments in Chambéry, Direktor des Musikkonservatoriums zu Chambéry, Ritter der Ehrenlegion und Officier d'Académie, gestorben im April 1908.

Was nun die Besetzung betrifft, so spielten auf einem großen Meßti gewöhnlich 5 Mann: 2 Klarinetten, Geige, Schello und Posaune oder: Klarinette, Flöte, Geige, Horn, Baß. Aber nicht immer war es so gut mit der Musik bestellt, zumal aus den fünfen oft ein Mann als Geldsammler abgegeben wurde. Die Musikanten selbst liebten die großen Besetzungen nicht. Bekam einer von einem Wirt einen Auftrag, so suchte er möglichst viel für sich herauszuschlagen. In der alten Zeit gehörte ja die ganze Einnahme den Musikanten, und da machte allerdings ein Mann weniger schon viel aus. Auf die Art der Instrumente kam es da weniger an. Gut war z. B. die Besetzung: Klarinette, Violine und Baßgeige. Aber der bäuerliche Tänzer begnügte sich auch mit wunderlichen Besetzungen, z. B. Klarinette, Geige und Flöte, ohne Baß. Und ebenso ließ er sich zwei Instrumente gefallen. So spielten einmal in den 1830er Jahren eine Klarinette und eine Baßgeige den ganzen Meßti zu *Ohlungen*, dazu konnte der Klarinettist bloß Walzer spielen.

Ja selbst ein einziges Instrument vermochte noch die Tänzer in Bewegung zu setzen. Schon aus älteren Zeiten ist wiederholt von «einem» Spielmann berichtet, so aus *Obermodern*[1] 1738. In den 1850er Jahren spielten einmal zu *Ingenheim* ein Klarinettist und ein Pistonist. Die Tanzstube hatte keine Fenster, und es herrschte eine außergewöhnliche Kälte, so daß immer der eine Musikant sich die Hände wärmte, während der andere spielte. Und es ging auch. Auf dem *Alteckendörfer* Meßti sollte einmal in den 1840er Jahren der Naz von *Dauendorf* mit noch einem Kameraden, einem Posaunenbläser, spielen. Der Naz erschien allein. Man bestürmte ihn mit Fragen, wie es denn komme, daß sein Kamerad nicht da sei. Er fand allerlei Ausreden, sah selbst nach, kam wieder achselzuckend zurück usw. Schließlich sagte er: «Wir können einmal essen!» Als er gegessen hatte, meinte er: «Wir können einmal anfangen!» Der Meßti wurde aufgezogen, der Naz mit seiner Geige an der Spitze. Als dann die Burschen ihre Maiden hatten, fragte niemand mehr nach der Musik. Der Tanz ging

---

[1] Presbyterialprotokolle vom 14. Jan. 1738 und vom 6. Mai 1738 im dortigen Pfarrarchiv.

prächtig, der Naz spielte den ganzen Meßti allein, strich jeden Tag schmunzelnd seine 60 Fr. ein und befestigte aufs Neue seinen Ruhm als hervorragender Geiger.

Daß man auch ohne Musik tanzen kann, erscheint vielleicht unglaublich. Und doch geschah dies einmal am Anfang des 18. Jahrhunderts zu *Eckartsweiler*, wo damals zwei Wirtschaften einander gegenüber lagen. Die beiden Wirte hielten sich gemeinsam einen Klarinettisten. Zuerst spielte er in der einen Wirtschaft einige Takte, die sogleich von dem Getrampel der Holzschuhe übertönt wurden. Als dann der Tanz im Gange war, sprang er schnell in die andere Wirtschaft, um dasselbe Spiel zu wiederholen und nachher wieder auf den ersten Tanzboden zurückzukehren und so fort.

Die Musikanten hatten auf den ländlichen Tanzsälen vielfach einen schlechten Stand. Gewöhnlich gab man ihnen einen Tisch, weniger für die Noten als für Flaschen und Gläser. Es war das Musikantentischchen oder «s' Spielmetischl». Aber nur gar zu oft mußten sie in einer Ecke auf Bierfäßern, leeren Kisten oder Wellen oder auf dem Kreuzstock eines Fensters sitzen und wurden nicht selten von den Tänzern zusammengerannt. Gläser und Flaschen stellten sie einfach auf den Boden. Bisweilen war der Saal so niedrig, daß die Baßgeige überhaupt nicht gestellt, sondern mit einem Strick festgebunden werden mußte, um nicht auszugleiten. Und wenn in einer Scheune getanzt wurde, war es für sie lebensgefährlich, auf der Gerüstleiter zum Heustock hinauf und wieder herabzuklettern.

Einen Dirigenten gab es bei ländlichen Musiken nicht. Waren sie unter sich einig, so sagte der Klarinettist oder der Geiger: «Alle hop!» Er sah sich in der Runde um und machte mit dem Instrument einige taktmäßige Bewegungen, indem er zugleich die ersten Takte spielte. Die andern fielen dann ein. Waren aber mehrere führende Instrumente da, so gab es oft Streit, denn jeder wollte die Ehre des Vorspiels haben.

Auch mit dem richtigen Spiel und Zusammenspiel haperte es manchmal. Oft waren die Blechinstrumente falsch gestimmt, und am Anfang der Meßtizeit hatten die Bläser wunde und blutige Lippen und spielten falsch. Nicht selten war die Baßnote den ganzen Meßti über falsch. In *Wickersheim* wurde einmal so entsetzlich falsch gespielt, daß der Pistonist den Augenblick herankommen sah, wo er mit seinen Kollegen würde hinausgeworfen werden. In der Tat erschien plötzlich der Wirt. Aber er lächelte, drückte jedem Musikanten freundlich die Hand und sagte: «Man meint, daß ihr alle Tage spielt, so exakt gehts!» Und er holte zur Belohnung eine gute Flasche Wein.

Auf alle diese Ungehörigkeiten achtete der Bauer wenig. Die Tanzmusik auf dem Dorfe soll ja keine musikalische Leistung sein, und auf ländlichen Tanzböden kann man weder Harmonielehre lernen noch die Meisterwerke der Tonkunst hören. Wenn nur der Takt beobachtet und einigermaßen laut gespielt wurde, alles andere war nebensächlich.

Früher tranken die Musikanten bloß Wein, gewöhnlich Zehner, d. h. den Liter für 10 Su, später 16 er, eine bessere Marke, in der Regel Roten. Der Zwanziger war schon guter Wolxheimer. Diese Sorte und den Oberländer «Stöpferle» (Flaschenwein) lieferte nicht der Wirt, sondern die Tanzburschen. Und die Musikanten wußten sie sich zu verschaffen, indem sie einfach so lange streikten, bis man ihnen willfährig war. Die stolzen Dorfburschen der guten alten Zeit ließen sich aber nie lange bitten. Und so konnte es nicht fehlen, daß die Musikanten bald in die angeregteste Stimmung gerieten, obwohl sie als trinkfest bekannt sind. Dann erschienen sie als eine malerische Ecke in dem heiteren Bilde der allgemeinen Weinseligkeit, und ihr Benehmen war eben so ungezwungen und natürlich, wie das der gesamten Meßtigemeinde. Sie setzten sich hemdärmelig hin, entfernten das Halstuch und öffneten den Kragen. Nicht selten stülpten sie die Hemdärmel hinauf und öffneten den ganzen Busen. Ländlich, sittlich! Das harmonische Zusammenspiel war bald erschwert, die einzelnen Musikanten spielten falsch, legten auch wohl ihr Instrument beiseite, wenn der Tanz im Gang war. Der eine oder der andere sang, statt zu spielen oder mischte sich unter die Tänzer. Die Augen wurden blöde, der Blick stumpfsinnig, und in den Tanzpausen neigte der oder jener seinen schweren Kopf und nickte sanft ein. Manchmal wurde stundenlang nichts als Walzer gespielt, oft zwei oder drei Mal hintereinander dieselbe Melodie. Niemals wäre es einem Tänzer eingefallen, einem Musikanten den geringsten Vorwurf zu machen, und wenn der Takt zu verklingen drohte, halfen die Burschen durch Stampfen nach. Und alles verlief in ungetrübter Eintracht. Die Musikanten und die Burschen, vorab der Meßtibursch, hielten doch immer wieder treu zusammen, denn sie waren aufeinander angewiesen, und sie besiegelten das kameradschaftliche Einvernehmen durch unzählige Flaschen. Gern ließen sich darum die Musikanten gewisse Spitznamen gefallen. So hießen zwei bekannte Spielleute der Lauterbacher und der Herr Stöpperle und ein Klarinettist der Weidenhebel.

Und eben so willig gaben sie sich in vorgerückter Stunde für allerhand Spaß her, zu allgemeiner Ergötzlichkeit, aber auch wieder zu ihrem eigenen Geldvorteil. So kam es oft

vor, daß Wein oder Bier in ein Blechinstrument gegossen wurde. Blies dann der Musikant hinein, so spritzte es nach allen Richtungen, und das Tanzvolk brach in ein unbändiges Gelächter aus. Schon harmloser war es, wenn man ein Stück Kuchen oder ein Küchel in ein Instrument steckte. Der Musikannt stellte sich natürlich so, als wenn er den Spaß vorher nicht gemerkt hätte. Allgemein bekannt ist der Witz mit dem Bogen der Posaune. Doch machte es jedesmal wieder Vergnügen, wenn ein besonders scherzhaft angelegter Bursche an den Posaunenbläser herantrat und sich mit möglichst dummem Gesicht anbot, ihm beim Herausziehen des Bogens behilflich sein zu dürfen.

War einmal die Haupteinnahme des Tages verteilt, was bei der Anwesenheit eines weniger gewissenhaften Musikanten nicht ohne Streit vor sich ging, so fühlte sich das Musikvolk etwas freier. Einzelne Musikanten verschwanden dann unter allerlei Vorwänden oder auch sang- und klanglos. In den 1840er Jahren ging es einmal zu *Imbsheim* folgendermaßen zu. Der unfähige Bassist nahm das Geld ein. Der eine Klarinettist spielte noch ein wenig, dann machte er einen Rundgang ins Dorf, wurde überall gut bewirtet und kam abends völlig betrunken und zum Spielen unfähig zurück. Der Geiger war bald bezecht, taumelte zur Hintertür hinaus und legte sich in eine Ackerfurche schlafen. Dort fand ihn am andern Morgen ein heimkehrender, fremder Bursche halb erfroren vor. Es blieben noch ein spiel- und trinkfester Pistonist und der zweite Klarinettist, der aber nur eine Polka spielen konnte. Diese beiden wackeren Bläser hielten die ganze Nacht aus und besorgten auch das «Aufstecken». Beschwert hat sich niemand, weder der Wirt noch die Tänzer. Die Musikanten waren sogar noch kameradschaftlich genug, andern Tags die Mehreinnahme mit ihren beiden ungetreuen Kollegen zu teilen.

War der Beruf der Musikanten schon während des Tanzes kein leichter, so war ihr Leben nachher noch schwerer. Nur zu oft — wir müssen hier schon etwas vorgreifen — gelang es ihnen nicht, ihr ersehntes Ruhelager aufzusuchen. Vom Tanzhause weg wurden sie von den Burschen mitgeschleppt, und diese ließen sie bis zum frühen Morgen im Dorfe herum vor den Häusern der verschiedenen Angebeteten nächtliche Serenaden spielen, bis dann eine andere Partei Burschen kam, die bereits geschlafen hatten, und die Rundreise im Dorf und in die Wirtshäuser fortsetzte. So kamen die Musikanten oft mehrere Tage aus dem Trinken nicht heraus und in den Schlaf nicht hinein, und die Vorsichtigen unter ihnen wußten wohl, weshalb sie ihre Schlafstätten geheim hielten.

Eine hübsche Leistung vollführte auch der unter dem Namen «der Martin von *Geudertheim*» bekannte Weber, Hänfer, Musikant und Zeichenkünstler[1] Martin Lorentz, der zugleich Lehrer in Bietlenheim war. In den 1850er Jahren spielte er auf dem *Alteckendörfer* Meßti den Sonntag und die ganze Nacht hindurch. Am Montag ging er zu Fuß nach dem 18 km entfernten Bietlenheim, um bei einer Beerdigung zu singen, kam dann wieder zurück, spielte am Montag die ganze Nacht und noch Dienstag Tag und Nacht durch, ohne ein Bett zu sehen.

Zu was sich die Musikanten manchmal hergeben mußten, beweist ein Vorkommnis auf dem *Hochfelder* Meßti aus den 1850er Jahren. Die Burschen verkleideten sie teils als Dudelsackpfeifer, teils als Bären, und so zog die Gesellschaft den ganzen Meßti-Dienstag von Wirtschaft zu Wirtschaft. Die Bären mußten brüllen und bekamen aus Krippen zu fressen und zu saufen, und das Meßtivolk tanzte beim Klang einer gedämpften Geige und einer Oboe.

Endlich noch ein Beispiel, das uns lehrt, wie die Musikanten ihren Vorteil wahrzunehmen wußten. In *Dunzenheim* lebte in den 1860er Jahren ein alter Soldat, der 14 Jahre bei den Carabiniers gedient hatte. Als nun die Musikanten am zweiten Meßtitage den Rundgang durchs Dorf machten, bließ der Pistonist «zum Satteln». Jener Alte kam sofort begeistert heraus und nahm die Musikanten zu sich. Alle Militärsignale wurden durchgeblasen, manches Erlebnis aus der Soldatenzeit aufgefrischt und dabei manches Krügel Wein geleert. Und am Abend kam der alte Carabinier auf den Tanz und tanzte unter allgemeinem Jubel «drei allein».

Das Musikantenhandwerk war besonders unter Napoleon III. sehr einträglich. Jene Zeit war ja für den elsässischen Bauern eine Zeit des Wohlstandes, wo viel Geld unter den Leuten war, und an die noch mancher Musikant mit Wehmut zurückdenkt, der durch sein Instrument zum wohlhabenden Manne wurde. War der Meßti gut besucht, so lebten die Musikanten nicht nur wie die Vögel im Hanfsamen, sondern sie kamen mit gefüllten Taschen nach Hause, 50—70—100 fr. auf den Mann. Naturgemäß wurden die Wirte ihrer allmählich überdrüssig, denn die Zehrkosten der Musikanten pflegten nicht gering zu sein.

Der Volkswitz drückt die Stimmung des Wirtes sehr zutreffend wie folgt aus. Der Wirt empfängt die ankommenden Musikanten: «Sin ihr do, ihr Herre? Mer han schon lang uf

[1] Vgl. Kassel in Band XXI dieses Jahrbuchs, S. 278f.

i (euch) gewart. Jetz komme numme, sitzen an, mer han i e guets Esse gerüst». Am zweiten Tag sagt der Wirt zu seiner Frau: «Frau, gib dene Müsikante ze-n-esse, daß se-n-uf d'Tanzstub komme». Am dritten Tag waren es «die Männer do», das Essen mußten sie schon verlangen. Am vierten Tag fuhr sie der Wirt an: «Was dürmeln ihr als noch do herum? Mache, daß ihr fortkomme, ihr Lumpe, mit euerem Gedudels. Ich hab e Kopf wie e Sester so dick!» Zu essen bekamen sie überhaupt nichts mehr. Doch tat dieser unglimpfliche Abschluß der Freundschaft keinen Abbruch, im nächsten Jahre waren beide Parteien froh, wenn sie wieder zusammenkamen.

Bei schlechtem Wetter machten aber die Musikanten schlechte Geschäfte. Sie gingen mit leeren Taschen von dannen und trösteten sich oft einen ganzen Tag lang in anderen Dörfern, so daß sie schließlich noch von ihrem Geld zusetzen mußten.

Noch sind diese biederen, der Poesie nicht entbehrenden Dorfmusikanten nicht ausgestorben, und mancher Wirt sähe es als eine Schande an, sie zu verstoßen. Doch immer mehr wird ihnen eine tötliche Konkurrenz durch die Militärmusiker gemacht, die der Wirt einfach durch Postkarte bestellt, und die allerdings eine tadellose Musik liefern. Bei einem kleinen und verkümmerten Meßti genügt aber ein Spengler mit einer Ziehharmonika oder — ein Zigeuner mit seiner Geige. Der Zigeuner ist zwar billiger und hat auch den Vorzug der Nüchternheit, dafür füllen aber seine im Meßtigewoge auftauchenden zahlreichen Stammesgenossen ihre Taschen um so gründlicher.

Die Musikweisen. Besonderes über die Tänze.

Das Landvolk legte früher kein großes Gewicht auf ausgewählte Melodien. Die Musik war ihm auch in ihrer einfachsten Art anziehend und willkommen. Natürlich hing es besonders an seinen Lieblingsweisen und verlangte von den Musikanten, daß diese vorzugsweise «aufgemacht» oder «heruntergemeißelt» wurden.

Wir haben schon öfters die Serenade erwähnt. Unter einer Serenade, in der Mundart «Sernàd», versteht man ein Ständchen, das zur Ehrung bei verschiedenen Gelegenheiten gespielt wird. Im Kreise Weißenburg nennt man es Leibstückel, in Lothringen Ambard (vom frz. aubade, Morgenständchen, nicht von frz. à part und nicht von ahd. ambacht = Amt). Die Serenade steht namentlich bei älteren Leuten in hohem Ansehen. Sie besteht aus einem langsamen, getragenen Teil und aus einem schnellen Teil. Letzterer ist in der Regel ein Satz im $^2/_4$- oder $^6/_8$-Takt. Ersterer besteht meistens aus einem

Volkslied, einer «Arie» religiösen oder ernsten Inhalts. Besonderer Beliebtheit erfreut sich ein als «Apfelgrüner Marsch» bekanntes geistliches Volkslied.[1] Da die Serenaden vielfach aufgezeichnet wurden, so sind uns in alten Musikbüchern die Weisen zahlreicher Volkslieder erhalten.

Die Melodien der Tänze haben die alten Musikanten zum Teil selber komponiert. Ein bekannter Komponist war der alte Johann Schnepp aus *Mühlhausen*, dessen Ländler noch jetzt bis nach Bläsheim hin als «Schneppenwalzer» hie und da gespielt werden. Nicht selten aber schrieben sie aus einem gedruckten Musikhefte, namentlich von einer französischen Militärmusik ab und gaben dies dann als eigenes Erzeugnis aus. Bisweilen wurden sie von mißtrauischen Kameraden beim Plagiat erwischt, oder sie gestanden es selber in einer schwachen Stunde. Solche angeblich neue Sachen wurden freiweg mit einem kühnen Namen belegt, und so entstanden eine Reihe von «Kochersbergern», der Dunzenheimer Walzer, der Marie-Louise-Walzer (der Karneval von Venedig) und viele andere. Ferner schrieben die Musikanten auch von einander ab, und hierbei wurde manches verändert, genau wie beim Texte der Volkslieder. Andererseits bekamen bekannte Tänze einen volkstümlichen Text, oft unsittlicher Art untergeschoben und wurden dann unter diesem Namen bekannt. So heißt der bekannte Walzer «O du mein himmlisches Kind» nach einem Vorkommnis auf dem Meßti zu *Obermodern* («O wann ich numme s'Lämmer-Mejl[2] hätt'») allgemein der «Lämmer-Mejl-Walzer». Leider wurden viele Musikalien im Nachlaß verstorbener Musikanten von den Hinterbliebenen nicht genug gewürdigt, sondern verschleudert und verbrannt

Was nun das Tanzen selbst betrifft, so kannte man auf dem Lande bis in die 1840er Jahre von Rundtänzen bloß den Walzer und den Hoppler.

Der Walzer war von jeher, wohl seit Jahrhunderten, der beliebteste Tanz. Noch heute wird er auf dem Dorf mit unübertrefflicher Anmut getanzt. Die Tänzer schwelgen förmlich in den wonnigen Gefühlen der Liebe. In der Regel spielte man 2 Walzer und 1 Hoppler, oft wurde aber auch stundenlang bloß Walzer getanzt. Der Ländler[3] hatte im Elsaß bloß eine

---

[1] Der Name kommt wahrscheinlich vom Regiment Appelgrehn, das 1740 in Straßburg lag und seinen Werbeplatz im Elsaß hatte. Oberstleutnant Peter Appelgrehn, ein Schwede, befehligte es von 1734—1742. Text und Melodie sind vom Verf. in Nr. 1 (1907), S. 11 der Els.-lothr. Gesang- und Musikzeitung veröffentlicht. — [2] Die Maria Lämmer. — [3] Vgl. auch: Kassel, Der Ländler im Elsaß in Nr. 6, S. 119 ff. der Els.-lothr. Gesang- und Musikzeitung, mit Notenbeispielen.

musikalische Bedeutung. Man verstand darunter einen Walzer mit verschnörkelter Tonfolge nach Art des Jodlers. Er blühte von 1810 bis etwa 1860. Sein Tanzschritt war eher schneller als der des Walzers, während der im nördlichen Unterelsaß noch in den 1860er Jahren vielfach übliche «bayerische Dreher» langsamer getanzt wurde. Eine besondere Art des Walzerschrittes besteht darin, daß das Paar, ohne sich zu drehen, auf die 3. Note des 2. und die 1. Note des 3. Taktes, dann auf die 3. Note des 4. und die 1. Note des 5. Taktes usw. zwei Schritte nach vorwärts macht. Man tanzt diese Art, um sich auszuruhen, während höchstens eines Satzes mit Wiederholung.

Der Walzer wurde, soweit sich durch mündliche Ueberlieferung feststellen läßt, in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und am Anfang des 19. Jahrhunderts als «Ringeltanz» ausgeführt. Der Bursche faßte mit seiner Rechten die Linke des Maide und hob sie in die Höhe. Beide Tänzer wiegten den Körper mit großer Anmut seitlich in verschiedene Lagen, indem die Knie, das Gesäß und die Schultern fortwährend ihre Stellung wechselten. Zugleich drehte sich jeder der beiden Tänzer um die hochgehobenen Hände im Kreise herum. Die Kenner des alten Ringeltanzes sind sich darin einig, daß die persönliche Tanzkunst dabei mehr zur Geltung kam, als beim Tanz durch Anfassen. Letzterer kam in den Landgemeinden in den 1830er und 1840er Jahren auf. Der Ringeltanz verschwand aber erst Ende der 1850er Jahre vollständig. Nur in *Hunspach*, *Ingolsheim* und Umgegend wird noch hie und da das «Schlüpfle» (Verkleinerungswort des Zeitworts schlupfe = schlüpfen) getanzt. Zuerst tanzt das Maide einen Ringeltanz um den Burschen herum. Dann faßt es ihn an seinem hocherhobenen Zeigefinger und tanzt den Ringeltanz unter dessen Arm immer weiter, während der Bursche im Tanzschritt geradeaus geht. Jeder Tanz, nicht allein der Walzer, kann geschlüpfelt werden.

Der Hoppler (hoppeln = springen), in *Ittenheim* und Umgegend Springer, im Kochersberg Hopser genannt, war ein Galopp. Er verkörperte die überschäumende Fröhlichkeit und Ausgelassenheit des Tanzvolkes und war daher eher Sache der übermütigen Burschen, während die Maiden mehr am Walzer Wohlgefallen fanden. Er wurde mit Anfassen getanzt. Der «Hoppeltanz» war schon im 13. und 14. Jahrhundert bekannt, zwei Tänze dieser Art hießen Hoppelrei und Hoppaldei.[1]

[1] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, I, 257.

Bei diesen alten Tänzen ging die Musik immer in demselben Ton weiter, gewöhnlich waren es bloß zwei Sätze.

Ende der 1840er Jahre kam auf dem Lande die Polka (in der Mundart: der Polka) auf, die sich kurz vorher in der Stadt eingebürgert hatte. Anfangs wollte sie den Bauern gar nicht behagen, man sagte ihr sogar nach, daß von ihr als Strafe des Himmels die Cholera uud die Kartoffelkrankheit herrühren.[1] Es erregte ungeheures Aufsehen, als anfangs der 1850er Jahre auf dem *Hochfelder* Meßti von einer Straßburger Musikgesellschaft unter Leitung des Instrumentenmachers Roth zum ersten Mal Polka gespielt und dazu getanzt wurde. Noch heute lebt in *Schwindratzheim* ein Schneider, der damals den jungen Mädchen Polkastunden gab, und der den Beinamen der Polkaschneider behalten hat. Mehrere elsässische Volkslieder besingen auch die Polka. Nach Einführung der Polka kam der Hoppler allmählich ab und ist heute ganz vergessen.

Etwas später als die Polka trat die Mazurka auf, im Volksmund anfangs Masüriana, Marsivienne und Marseillena, heute Masürkâ genannt. Es folgte der Schottisch oder deutsche Polka (Rheinländer), während die Polka «der französische Polka» hieß. Doch nannten die französischen Musikbücher die Polka umgekehrt «Allemande», und so sind die ältesten Polkatänze auch in elsässischen Notenheften bezeichnet. Der Schottisch wird heute auch so getanzt, daß auf jede Viertelsnote eine halbe Kreisdrehung kommt. Diese schwindelerregende Geschwindigkeit hält man aber nicht lange aus.

Das Menneweh (Menuett) und der Wissewie (vis-à-vis) scheinen in den 1840 er Jahren nur vorübergehende Bedeutung gehabt zu haben. Wahrscheinlich beruhten sie bloß auf dem Bestreben, irgend einen willkürlichen Tanzschritt mit einem stadtmodischen Namen zu benennen. Das Menuett soll ein wilder Tanz gewesen sein. Auch der Kochersberger, der bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Kochersbergerland getanzt würde, soll ein wilder und zugleich anmutiger Tanz gewesen sein, der an die Tanzkunst große Anforderungen stellte. Am Anfang des 19. Jahrhunderts scheinen auch Dreier- und Vierertänze im Hopplertempo üblich gewesen zu sein. So wurden in *Fürdenheim* um 1810 Ringeltänze zu 3 und 4 getanzt, bis einmal 1821 ein Maide infolge allzu tollen Tanzens auf dem Meßti tot umfiel. Ende der 1850er Jahre wurde zu *Schwindratzheim* russisch und walachisch getanzt. Es waren jedenfalls scherzhafte Tänze im Anschluß an den Krimkrieg.

Die Singtänze, Tanzlieder und Tanzreime, Gesellschafts-

---

[1] Stöber, Der Kochersberg, S. 49.

spiele und Kunststücke, ferner die leichtbeschwingten Reimereien der vorgerückten Stunde, behalten wir einer besonderen Veröffentlichung vor, die letzteren jedenfalls in Verbindung mit dem Volkslied, von dem sie sich nicht leicht scheiden lassen. Obwohl es sich auf diesem Gebiet bloß noch um Trümmer handelt, ist es doch noch recht ansehnlich.

Die Tänze sind heutzutage dieselben wie die allgemein üblichen. Die Tanzfolge bestimmt der Meßtibursch oder die Musik selbst.

Beim Anfassen der Paare in der jetzt allgemein üblichen Weise gilt als Regel, daß das Maide möglichst innig und fest umschlungen wird. Jeder Tänzer tut dies, wie es ihm paßt, so daß man von einer einheitlichen Haltung nicht sprechen kann. Entweder umfängt der Bursche das Maide mit beiden Armen und oft mit fest zusammengefalteten Händen hinten um die Taille, während das Maide beide Hände von seitwärts auf die Schultern des Burschen legt. Oder beide legen sich gegenseitig die im Ellbogen gebeugten Vorderarme seitlich an die Oberarme oder hinten auf beide Schulterblätter oder seitlich unter den Armen an den Brustkorb. In dieser letzteren Stellung ist es dem Burschen möglich, das Maide während des Tanzes in die Höhe zu heben. Neben diesen Arten des Tanzens ist auch die allgemein gebräuchliche Haltung üblich, wobei nicht selten, die Arme in außergewöhnlicher Weise in die Höhe oder seitlich hinausgestreckt werden oder die Tänzerin ihren linken Arm dem Burschen fest um den Hals schlingt. Als besondere Geschicklichkeit gilt es, «links herum» zu tanzen.

Was die neuzeitlichen Tanzweisen betrifft, so werden sie von den Alten vielfach verachtet: die Tänze waren früher schöner und besser, die Stadtmusikanten können nichts, und was sie spielen, ist eine Leier. Aber das junge, durch die Stadtmode angesteckte Landvolk verlangt schon die neueren Tänze und Gassenhauer und singt kräftig mit, und wenn heutzutage eine Musik die «lustige Witwe» nicht spielen kann, so gilt sie ihm als rückständig.

Der Zuckerstand. Die Lebkuchen.

Von besonderer Bedeutung ist von Alters her der Zuckerstand oder der Lebkuchenstand. Es ist eine Krambude oder auch ein einfacher Tisch, wo man die gewöhnlichen Süßigkeiten kaufen kann, Zuckerstängel, Krachmandeln und Schokolade für die Kinder, «Pappeljuten» (frz. papillotes) und Lebkuchen für die Maiden. Seit dem Vordringen des neuzeitlichen Meßti mit seinen Buden auch ins kleinste Dorf hat der früher so bedeut-

same Zuckerstand seine Wichtigkeit eingebüßt. Der alte Bauernmeßti hatte bloß den einen Zuckerstand, der entweder auf der Straße oder im Hof, in der Scheune, unter der Durchfuhre aufgeschlagen wurde und zur Zuständigkeit des Meßtiburschen gehörte. Er ließ die Lebkuchen im Dorfe selbst oder auswärts backen, oft einen ganzen Bennenwagen voll. Sie waren nicht verzuckert, meistens rund, hatten etwa 12 cm im Durchmesser und in der Mitte eine geschälte Mandel. Das Stück kostete den Meßtiburschen 1 Su, er bekam aber 14 oder 15 ins Dutzend und verkaufte es für 1 Mark, früher 1 fr. Oft wurden große Mengen Lebkuchen abgesetzt, bei schlechtem Wetter und schwacher Beteiligung blieben aber dem Meßtiburschen viele übrig, die er dann im Dorf zu verkaufen suchte. So kaufte 1902 der *Griesbacher* Meßtibursch 72 Dutzend in Wörth, 1895 gingen in *Ringendorf* 157 Dutzend ab, und in *Alteckendorf* werden noch heute nicht selten bis 200 Dutzend vertrieben.

Die Lebkuchen sind ein Leckerbissen für den Bauern, sie dienen aber auch dutzendweise als Geschenk für die Tanzmaiden. Ein solches Geschenk wird z. B. von einem Fremden, auch von einem eingeladenen Städter für die Töchter des Hauses erwartet. Als besonders sinniges Geschenk wird der Tänzerin ein Herzlebkuchen verehrt. Das ist ein Lebkuchen in Herzform mit einem Mädchenbilde oder Blumen und dazu passendem Spruch.

Die Papilloten, etwa handtellergroße Stücke Malzzucker oder Karamel, waren früher sehr beliebt. Der Bursche kaufte zwischen zwei Tänzen seinem Maide eine Papillote und sonstiges «Zuckerdings», damit sie «süßer lugt». Die Papillote war in Goldpapier eingewickelt und hatte ebenfalls einen sinnigen Reimspruch. Das Maide ließ den Spruch des Lebkuchens oder der Papillote einrahmen und hängte das Bild in seinem Schlafzimmer unter dem Spiegel auf. Noch heute gehören solche Sprüche aus den 1850er und 1860er Jahren zu den sorgfältig gehüteten Andenken an die goldene Jugendzeit. Da sie schon seit mehreren Jahrzehnten immer seltener werden, mögen hier zwei Sprüche aus dem Jahre 1845 Platz finden. Von einer Papillote, in einem Blumenkranz in Herzform:

Andenken.

Im Herzen will ich Dir ein Denkmal bauen,
Du aber schenke mir stets Dein Vertrauen!
Du bist nun ewig mein, nichts soll uns trennen,
Wirst Du mich nur allein als liebend nennen.

Von einem Herzlebkuchen, unter einem Mädchen in städtischer Tracht:

Marie.

Ach, dahin sind alle meine Freuden,
Wenn ich jemals Dich verlassen muß.
Nein, das Schicksal darf uns niemals scheiden,
Denn das Herz bricht mir der Scheidekuß.

Spiele. Preiskegeln und Preisschießen. Lotterien. Wettläufe. Kinderbelustigungen.

Es ist bekannt, daß der elsässische Landmann eine besondere Schwäche für das Glücksspiel, für Lotterien, Versteigerungen und Wetten hat und sich dabei nicht selten stark aufregt. Unzählig sind in alter Zeit die Verordnungen, die sich gegen die Spielwut richten, und wir dürfen auch wohl annehmen, daß gerade am Meßti das Spiel in erheblichem Umfange betrieben wurde. Welche Spiele und wie sie am Meßti gespielt wurden, darüber fließen die Quellen recht spärlich.

1414 spielte man auf der Johannismesse zu *Straßburg*[1] in einem besonders dazu eingerichteten Hause «den heißen Stein». Ferner war erlaubt zu «waben», im Brett (Tricktrack) und mit Karten zu spielen. 1558 ist auf dem *Zaberner* Meßtag[2] das «Lustlinsspiel mit Bocken oder anderem Würfelspiel» als verboten bezeichnet, erlaubt waren das Brettspiel, «Bauern, Eins und Hundert, Flussen». 1592 finden wir dort «das groß über Pfenning und Kreuzer Spill» und 1724 «das Karten- und Würfelspiel, über Pfenning und Kreuzer». 1655 waren in *Börsch*[3] «ein Brett mit 12 bleiernen Kugeln» und «ein Brett mit 12 Zahlpfenningen» erlaubt. 1737 wurden in *Alteckendorf*[4] Würfel- und andere Spiele gehalten. Welches diese Spiele waren, ist leider nicht gesagt. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts scheint das Würfelspiel am Meßti die Oberhand unter den Spielen gewonnen zu haben. In einem Dekret der hanauischen Regierung vom 15. Juni 1740[5] heißt es das teuflische Würfelspiel, während das Kartenspiel bloß sündig und das Kegelspiel ärgerlich und unschicklich ist. Im Gegensatz zu dieser von religiösem Geiste geleiteten Regierung beschützte die bischöfliche Stadt *Zabern* das Spiel, indem sie schon im 17. Jahrhundert den Meßtaghütern vorschrieb, daß sie «3 Basch gute gleichlinge Würfel» zu halten haben.[6]

---

[1] Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsaß. Straßburg, Schmidt u. Grucker, 1843. B. III, S. 103. — [2] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 42. — [3] Ratsprotokolle im dortigen Gemeindearchiv. — [4] Presbyterialprotokoll vom 5. Nov. 1737 im dortigen Pfarrarchiv. — [5] Pfarrarchiv von *Schwindratzheim*. — [6] Adam, a. a. O., S. 30.

Mit Würfeln wurde vor allem um Geld gespielt, und zwar geschah dies in Wannen, die zuerst 1528 in *Zabern*,[1] dann 1602 und 1614 in *Börsch*,[2] wo sie verboten wurden, 1638 und 1639 in *Zabern*[1] und 1737 in *Alteckendorf*[3] erwähnt sind. Bis in die 1870er Jahre würfelte man allgemein auf dem ländlichen Meßti. Als starke Würfeldörfer waren bekannt: *Preuschdorf*, *Schwabweiler*, *Walburg*, *Griesbach*, *Schweighausen*, *Weyersheim*,[4] *Wilwisheim*, *Kilstett*, *Wanzenau*, *Reitweiler*, *Klingenthal*, *Grendelbruch*, *St. Louis* (Kanton Pfalzburg) und *St. Johann-Kurzerode*. Sie wurden von weither besucht, *Reitweiler* z. B. bis von Erstein. Da spielte man oft ganze Nächte hindurch. Die Wannen — zwei und mehr — standen im Hof, in der Scheune oder unter einem Schuppen. Nicht selten spielte man aber auch auf einem Tisch in einem Nebenzimmer oder in einem Privathaus, besonders im Hause des Steigerers. Auch Maiden und Frauen beteiligten sich an dem Spiel. In der letzten Zeit seines Bestehens wurde es, wie folgt, gespielt.

Man würfelte zu zweien mit drei Würfeln über 11 und unter 11. Der eine sagte «über 11», der andere «ich halts» oder «'s gilt!» Der Einsatz, der bar auf die Wanne gesetzt wurde, betrug 1—20 Franken oder Mark. Davon hatte der Meßtibursch 10 %, «vom Franken e Grosche», später «vom Marik e Nickel», die er sofort abzog. Wurde 11 geworfen, so strich der Meßtibursch den ganzen Einsatz ein: die beiden Spieler hatten «geschollert» («schollern» — zu «schalten», schieben). Oft spielten die Zuschauer mit, indem sie offen oder heimlich auf Treffer oder Verlierer wetteten. In diesem Fall, der dem Zehnten nicht unterworfen war, kam der Meßtibursch um seinen Gewinn. Wenn einer verlor, sagte er manchmal «Paroli!», dann gings ums doppelte. Und wenn er so mehrere Male hintereinander verloren hatte, war er oft in kürzester Zeit ausgeplündert. Ein flotter Bursche tröstete sich dann mit den Worten: Ob man das Geld so oder so ausgibt, fort geht es doch! Von dem bedeutsamen Ausdruck «Paroli», der schon so manchen Spiel-Hansmichel ins Unglück gestürzt hat, bekam in manchen Dörfern, besonders in Lothringen, das ganze Spiel seinen Namen. Es wurde gewöhnlich mit großer Leidenschaft gespielt, und der Alkohol trug das seinige zur Erhöhung der Spielwut, leider auch oft zum Betrug

[1] Adam, a. a. O., S. 41. — [2] Ratsprotokolle im dortigen Gemeindearchiv. — [3] Presbyterialprotokoll vom 5. Nov. 1737 im dortigen Pfarrarchiv. — [4] Schon 1476 wurde der Weber Mathias von *Weyersheim* ans Halseisen gestellt und dann mit Ruten zu Straßburg hinausgepeitscht, weil er am Karfreitag um Geld gewürfelt hatte (Notiz der «Straßburger Post», Nr. 1126 von 1906).

bei. Versessene Spieler, die gewöhnlich nicht zu den Klügsten gehören, hielten mitunter die ganze Nacht aus, ohne einen Schluck zu trinken oder einen Bissen zu essen. Da gingen oft große Summen, manchmal mehrere hundert Franken verloren, freilich war früher auch mehr Geld unter den Leuten.

Der Ertrag des Würfelspiels war für den Meßtisteigerer bezw. den Meßtiburschen eine bedeutende Einnahme, und es lohnte sich für ihn sehr wohl, einen vertrauten Freund mit seiner Vertretung bei den Wannen zu beauftragen. Niemand außer dem Steigerer hatte das Recht, Spiele zu halten. Auf dem alten *Hochfelder* Meßtag mußte der Uebertreter dieser Vorschrift dem Steigerer seinen Verlust ersetzen, und der Steigerer durfte den Verlust selber angeben.[1] Auf dem alten *Zaberner* Meßtag (1741) fiel der Erlös des Würfelspiels an die Meßtagshüter.[2]

Anfangs der 1870er Jahre wurde das Würfelspiel um Geld durch die Polizei unterdrückt. Zuerst sahen die Gendarmen, weil es tief eingewurzelter Brauch war, durch die Finger, aber später wurde das Verbot streng durchgeführt. Die Wirte und die Gemeinden bedauerten es sehr, denn das Würfeln in Wannen übte stets eine große Anziehungskraft auf die Fremden aus. Am meisten aber wurde der Meßtibursch geschädigt, der nicht selten seine Taschen füllte. So gab z. B. der *Reitweiler* Meßtibursch einmal in der Meßti-Sonntagnacht der Wirtin 500 fr. zum Aufheben, weil er fürchtete, daß sie ihm wieder abgenommen würden.

Von diesem Spiel um Geld ist das harmlose Würfeln um Geschirr wohl zu unterscheiden. Wir sind ihm bereits an den Spielsonntagen vor dem Feste begegnet. Schon 1766 ließ der Meßtagsbursche von *Obermodern*[3] Teller ausspielen. In der Regel warf man um weiße Teller und Krügeln oder um eine Suppenschüssel, in letzter Zeit auch um Glasgeschirr, in *Bläsheim* um ein seidenes Halstuch. Gemeinsam mit dem Geschirr oder an getrennten Tagen wurden auch Lebkuchen herausgewürfelt, besonders südlich der Breusch, und zwar einzeln oder dutzendweise, auch Herzlebkuchen. Wenn der Tanz im Gang ist, macht der Meßtibursch oder sein Vertreter, so lange es hell ist, mit einem Krügel in der Hand einen Rundgang im ganzen Tanzhaus, insbesondere auch in den Kammern, von Tisch zu Tisch, oft auch im Hof und selbst auf der Straße. Er schüttelt das Krügel, daß die Würfel da-

---

[1] Gemeinderatsprotokoll vom 14. Fructidor XI (= 31. August 1803). — [2] Adam, a. a. O, S. 41. — [3] Presbyterialprotokoll vom 22. Febr. 1767 im dortigen Pfarrarchiv.

rin rappeln, und den Spielern ist diese Aufforderung wohl bekannt. Das Spiel geht vonstatten, wenn sich ein ganzer Tisch, 4–8 Personen beteiligen. Der Einsatz ist 4—10 Pf., die höchste Nummer oder der höchste Pasch gewinnt. Der Gewinner bekommt einen großen Lebkuchen oder einen «Bon» aus Blech und dann für mehrere Bons ein Stück Geschirr. Sowohl die Lebkuchen als das Geschirr wurden den Maiden geschenkt. Wer Geschirr gewinnt, bezahlt in manchen Dörfern des Kirwegebiets einen Teller voll «Hirzhörnle» für die Kameraden desselben Tisches. Der Kirwebursch liefert sie für 60 Pf. Ist der Gewinner ein verheirateter Mann, so übt er solche Freigebigkeit nicht.

In *Zellweiler* würfelt die Jugend um Kuchen und Bretzeln, früher um Kugelhopf und um gebratene Würste, eine dortige Besonderheit.

Bisweilen wird das Würfeln um Geschirr noch mehrere Sonntage fortgesetzt. Heute ist es fast allenthalben in Abgang geraten. Streit und Aufregung mögen nicht zum geringen Teil daran schuld sein. Nur in einem Streifen Land am Westrande unseres Gebiets, dessen Grenzen im vorletzten Abschnitt angegeben werden sollen, wird das Recht, «um Kuchen und um Geschirr zu spielen», versteigert, und es herrscht dort ein großer Betrieb. Lebkuchen und Geschirr werden teils in den Wirtschaften, teils an einem Stand herausgewürfelt, und der Bürgermeister gibt noch einen 3. Spieltag zu, wenn die Gegenstände in 2 Tagen keinen Absatz fanden. Mancherorts, so in *Dinsheim* und *Oberhaslach*, haben die Conscrits das Recht, Lebkuchen auswürfeln zu lassen, und sie gehen dann zu je zweien mit Sträußen und Bändern am Hut in den Wirtschaften herum.

Das Kegelspiel ist, heutzutage wenigstens, lothringische Eigenart. Es wird entweder um Geld oder um einen Gegenstand gespielt: Hammel (*Hommert*), Hahn (*Hommert*, *St. Louis* bei Saarburg), Hase, Kaninchen, Gans, Unterjacke, Foulard. In *Walscheid* pflegt man das «kleine Kegelspiel» auf der schiefen Ebene. Die Spieler müssen an den Unternehmer für jede Partie etwas zahlen. In früherer Zeit wurde zu *Zabern* eifrig gekegelt. 1750 ersuchten die Meßtagshüter den Stadtrat, zwei Kegelbuben anzustellen, «damit kein Unglück geschehe, daß man den Spielern oder Meßtaghütern schier die Beine entzwei geworfen.»[1] Noch 1849 wurde dort ein Hammel herausgekegelt,[2] desgleichen in *Pfaffenhofen* vor 1870. Das Preiskegeln in

[1] Adam, a. a. O., S. 32. — [2] Klein, Saverne et ses environs. Strasbourg, Silbermann, 1849, p. 225.

Grüneberg (1900), *Königshofen* und *Musau* (1904) hat keine sittenmäßige Bedeutung.

Ebenfalls in Lothringen, besonders in der *Dagsburger* Gegend, war das Preisschießen üblich, gewöhnlich um einen Hammel. Es kam aber allmählich ab, da die polizeilichen Vorschriften über die Beschaffenheit des Schießstandes nicht erfüllt werden konnten. Zuletzt wurde wohl 1904 in *St. Louis* (Kr. Saarburg) geschossen. Im Elsaß gab es ebenfalls hie und da aus Anlaß des Meßti ein Scheibenschießen, so öfters in *Klingenthal* um einen Hammel, ein Gewehr oder eine Uhr, in *Dorlisheim* um ein Weinfaß, in *Wisch* und in den 1840er Jahren wiederholt zu *Schwindratzheim* um einen Hammel. Bis in die 1860er Jahre schoß man vielfach um die Wette nach einer hölzernen Ente auf der Spitze des Meßtibaums.

Wettläufe von Männern und Frauen um Halstücher oder Taschentücher wurden bis 1870 vielfach veranstaltet, namentlich in *Grafenstaden* und *Hatten*.

Von volkstümlichen Glücksspielen hat das Messerspiel in Lothringen die größte Verbreitung gefunden. Mit Rücksicht auf die ausgedehnten Fleischschmausereien in der dortigen Gegend ist ein gutes Messer, das der Bauer bekanntlich bei sich trägt, besonders dienlich. So kam alljährlich auch ein Messerschmied aus dem krummen Elsaß auf den *Dossenheimer* Meßti, um in der Nähe des Tanzhauses seinen Stand aufzuschlagen. Der Spielhalter läßt in hohlen Zäpfchen verborgene, zusammengerollte Spielkarten aus einem Sack ziehen. Auf 50 leere Karten kommen 12 Bilder. Das Bild gewinnt, und die Qualität des Messers ist nach der Reihenfolge König, Dame, Bube verschieden. Gewöhnlich kostet dreimaliges Ziehen 50 Pf., 8 maliges 1 M. In gleicher Weise wird auch hie und da um Teller, Tassen und Krügeln gespielt, die der Spielhalter in einem Korbe mitträgt. Er geht damit in die Wirtschaften und in die Privathäuser. Aehnlich wurden früher zu *Schleithal* am «Lottertisch» allerlei nützliche Gegenstände durch Papiere mit Nieten in einem Sack ausgespielt. Wahrscheinlich war auch das Puppaperspiel auf dem alten *Zaberner* Meßtag[1] ein ähnliches Ziehspiel.

In *Oberhaslach* lassen die Conscrits in ihrer Tracht (weiße Hosen, Hut mit Strauß und Bändern) mit behördlicher Erlaubnis einen Gegenstand im Werte von 6—20 M. ausspielen. In *Dorlisheim* wurde 1902 eine Lotterie von 3000 Losen zu 25 Pf. ausgespielt. Der Hauptgewinn war ein großes Faß, das am Meßti-Sonntag in Begleitung von 40 stattlichen Reitern in alter Landestracht durch das Dorf gefahren wurde. In *Mundols-*

[1] Adam, a. a. O., S. 33.

heim wird regelmäßig ein Kaffeeservice, in *Wimmenau* ein Halstuch, in *Winzenheim* mehrere Gegenstände ausgelost, so 1897 ein halbböhmiges Fäßchen, ein Hammel, ein Foulard, ein Regenschirm und ein Kaffeeservice. Auch in den Arbeiterdörfern *Monsweiler*, *Eckartsweiler*, *Ottersthal* und *St. Johann* bei Zabern findet stets eine Zetteilotterie um eine Uhr oder einen Regenschirm statt. Endlich seien die anläßlich des Meßti veranstalteten Armenlotterien erwähnt in *Grüneberg* 1900 (um ein Schwein), *Illkirch-Grafenstaden* 1904, *Bischheim* 1902 (um einen Hammel), 1905, 1906 und 1908.

Besondere Ergötzlichkeiten für die Kinder sind, abgesehen vom Kletterbaum, selten. Vor 1852 verteilte einmal der Bürgermeister von *Stotzheim* Baron Josef von Andlau abends Lebkuchen, Würste und Obst unter die Dorfkinder. Eierlaufen, Sackspielen und Wurstschnappen wurden auf den Straßburger Vorortsmeßti häufig gesehen. Eine *Schiltigheimer* Besonderheit ist das Wettessen von trockenen Wecken (Semmeln) um den Siegespreis von 10 Pf. Daselbst wurden auch in den 1880er Jahren folgende Veranstaltungen getroffen. Auf einem Pritschenwagen stand ein Teller mit Mehl, worin Geldstücke lagen. Eine Anzahl von Jungen mußte, die Hände auf dem Rücken, mit dem Munde die Geldstücke herausholen. In gleicher Weise wurde ein Bippeleskäs-(Quark-)Essen abgehalten. Beim Vertilgen dieser beliebten Speise beschmierten sich die Kinder die Gesichter, bekamen auch oft Streit und bedienten sich dann des Käses als Waffe. Da diese Aufführungen während einer holperigen Fahrt durchs Dorf stattfanden, erregten sie die größte Heiterkeit der Zuschauer.

«Drei allein» tanzen.

Mitten im fröhlichsten Meßtitreiben verkündet plötzlich der Meßtibursch «drei allein!» Die Tanzgesellschaft stellt sich im Kreise herum auf, die Musik setzt ein und spielt dem angesagten Paare drei Tänze allein, gewöhnlich zwei Walzer und eine Polka. Die drei Tänze sind kurz, sie bestehen aus dem 1. Satz, dem 2. Satz und dem Trio, oft ohne Wiederholung. Dazu ist vielfach der Brauch eingerissen, daß nicht 3, sondern 2 Tänze gewährt werden, so in *Ringendorf* und *Winzenheim*, oder gar bloß einer, wie in *Dunzenheim*, vorausgesetzt daß die Allein-Tänzer es sich gefallen lassen. In *Ringendorf* haben Meßtibursch und Meßtimaide, wie es scheint in vereinzelter Weise, das Vorrecht, bei «drei allein» mitzutanzen.

Ob wir «drei allein» als Ueberbleibsel alter Tänze, insbesondere des Hahnentanzes anzusehen haben, steht dahin. Der

Gedanke, der ihm zu Grunde liegt, ist so einfach und natürlich, daß wir füglich keine abseitsliegenden Vermutungen aufzustellen brauchen, sondern die Sitte ganz gut aus sich selbst heraus erklären können. «Drei allein» sind eine Ehrung für den einen oder für beide Tänzer. Als einem Vorrechte des Meßtiburschen und des Meßtimaide sind wir dem Brauche schon begegnet. In der Regel sind es drei Tänze zu Ehren eines Maide. Der Bursche will dem versammelten Tanzvolke zeigen, wer seine Angebetete ist. In diesem Sinne ist schon 1627 vom Meßti von *Rosenweiler*[1] bei Rosheim über ein Paar berichtet, das «Einen danz drey gethan». Oder der Gast aus dem Herrenstande tanzt mit seiner Gastgeberin oder deren Tochter, und hier reichen sich Anstand und Sitte die Hand. Seltener gilt die Ehrung dem männlichen Teil, z. B. dem Bürgermeister, gewöhnlich einer Mehrheit. So werden vielfach den Gestellungspflichtigen der Jahresklasse oder den verheirateten Männern oder den Burschen aus einem Nachbarsdorfe oder den Fremden insgesamt, in *Buchsweiler* den 4 Burschen, die den Meßtihammel führten, drei allein gewährt. Auf dem *Alteckendörfer* Meßti 1906 bot mir der Meßtibursch das Meßtimaide zum drei allein tanzen an als Dank dafür, daß ich das Meßtitanzvolk mehrmals hatte photographieren lassen. Und fast auf jedem Meßti leistet sich ein Mann, selbst ein Greis, in fröhlicher Laune das Vergnügen, drei allein zu tanzen, zur großen Heiterkeit der Meßtigemeinde. Es ist zwar ein Spaß, und es wird auch eine scherzhaft aufgelegte Tänzerin dazu gewählt, aber im Grunde genommen liegt doch eine gewisse Anhänglichkeit an die alte Sitte darin.

Der Brauch hat aber auch seine praktische Seite. Denn einerseits wird die Dorfburschenschaft in der ungeschmälerten Ausnutzung ihres Tanzrechtes beschnitten, andererseits führt die Musik nach ihrer Auffassung eine Sonderleistung aus. Beide Opfer wollen entschädigt werden, und dies geschieht durch Vermittelung des Meßtiburschen, der dafür nicht selten ein besonderes Trinkgeld beansprucht, z. B. 1—2 M. Die Kosten richten sich nach den Verhältnissen. Tanzt z. B. ein Bursche mit seinem Maide drei allein, so bekommt der Meßtibursch 2—3 M., die er in Wein für die Burschenschaft umsetzt, die Musikanten haben Anspruch auf 3 Liter Wein. Oder die Burschen erhalten 5 Liter Wein und die Musikanten einen Taler, den sie verteilen. Oder der Meßtibursche läßt sich 8—10 M. oder mehr geben und befriedigt dann alle Beteiligten. Außerdem bekommt die Tänzerin unaufgefordert vom Meßti-

[1] **Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885. S. 136.**

burschen ein Dutzend Lebkuchen für 1 M. Bei einem großen Meßti war das Drei-allein-Tanzen oft ein kostspieliges Vergnügen, und die Musikanten übten nicht selten eine unerhörte Tyrannei aus. Aber der ehrbare Bursche der guten alten Zeit wäre selbst vor einem Napoleond'or nicht zurückgeschreckt. So mußte einmal ein Bursche auf der *Kleeburger* Kirwe 40 fr. bezahlen. Und die Ackerländer Burschen machten sich stets einen Stolz daraus, die Musikanten mit Champagner zu bewirten und die Pfropfen recht knallen zu lassen. Dieser Brauch war vor 1870 so eingerissen, daß pfiffige Wirte besonderen Meßtichampagner aus Apfelwein und Weinsteinsäure bereiteten. Hingegen kann man auf einem neuzeitlichen, verkümmerten Meßti schon um ein paar Glas Bier drei allein tanzen.

Wesentlich anders war das Verfahren bei den bereits früher erwähnten Gruppen von Drei-allein-Tänzern. Diese hatten schon im voraus ihr Wohlwollen für Musik und Dorfburschen dadurch bezeigt, daß sie reichlich Wein anfahren ließen, und wehe den fremden Burschen, die dies versäumt hätten! Man bewilligte dann drei allein gewissermaßen ehrenhalber.

Es ist natürlich, daß Musikanten und Meßtibursch einander in die Hand arbeiteten, und dies trug wiederum zur Befestigung des kameradschaftlichen Bandes bei.

Das Drei-allein-Tanzen hat aber auch seine Schattenseiten. Oft genug gibt es unter den Burschen Reibereien und Eifersuchtsauftritte, selbst Schlägereien. Und wenn der Meßtibursch die Gunst seiner Kameraden nicht in vollem Maße besitzt, so widersetzen sie sich dem Brauch und stören ihn, indem sie darauf bestehen, daß keiner mehr gelten soll als der andere.

Hier sei ein Vorkommnis erwähnt, das zwar ganz vereinzelt dasteht, aber von der tiefen Empfindung eines ländlichen Herzens zeugt.

Es war auf einem Meßti in oder bei *Gundershofen* 1902. Der Meßtibursch kündet «drei allein» an, die Tanzgesellschaft stellt sich im Kreise herum auf, die Musik beginnt. Aber nicht sind es die wiegenden Töne eines Walzers, es erklingt die getragene Weise einer ernsten Melodie. Totenstille! Die Festgenossen sehen einander an, es erscheint niemand zum Tanz. In einer Ecke aber steht sinnend und stillbetrübt ein junger Mann. Beim vorigen Meßti hat er auf demselben Tanzboden als glücklicher Bräutigam seine Braut im munteren Tanze geschwenkt. Stolz, dem versammelten Meßtivolke ein blühendes Maide als seine Herzensauserkorene vorstellen zu können, hat er drei allein mit ihr getanzt, und der Neider über das schöne Paar waren gar viele. Bald fand die Hochzeit statt, aber das eheliche Glück sollte von kurzer Dauer sein.

Des Todes kalte Hand streckte sich nach der jungen Frau aus und zog sie hinab in das Grab. Und nun ehrt der junge Witwer sein angebetetes Weib noch unter dem Totenkranz und läßt ihr drei allein als Trauerserenade spielen. Manches junge Herz erschauert im Andenken an die dahingeschiedene Freundin. Die Gesellschaft ist tief ergriffen, und es dauert geraume Zeit, bis Lust und Freude wieder in ihr Recht treten.[1]

Mutwille. Das Tellerzertrümmern. Mummelis in Weyersheim.

Berdellé singt im «Hagenauer Wochenblatt» vom 31. Oktober 1863:

Es gibt uf unsre Kirwe,
Wann alles luschtig isch,
Brav Fetzen un brav Schirwe
Um d'Wett uf jedem Tisch.
Wann der Win ins Hirn thuet stejje,
Gehts ans Klopfen un Verhejje,
's Geld, wo's kost't, thuet kenne ghejje . . .

So ist es in der Tat, zum Teil noch heute. Aus reinem Uebermut zerwirft der Bursche Gläser und Flaschen in allen Teilen des Meßti, beim Aufziehen, auf der Wiese, auf der Straße, auf dem Tanzboden und in der Wirtsstube. Früher gingen die Burschen noch höher dran, denn sie hatten mehr Gold als jetzt Silber.

Auf dem *Brumather* Meßti kamen einmal in den 1860er Jahren zwei reiche Burschen aus *Geudertheim* in die Wirtschaft Krebs, wo eine große Tafel gedeckt war und fertig zum Ansitzen bereit stand. Da sagte der eine zum andern: «Michel, stipper e bissel!» Ein Blick, ein Griff, — der Michel stemmte so gut, daß im nächsten Augenblick die sämtlichen Schüsseln und Teller und Flaschen samt ihrem Inhalt unter fürchterlichem Getöse auf den Boden flogen. Die Aufwärter und der Wirt eilten herbei, doch die Burschen zahlten ohne Widerrede und zogen vergnügt und stolz von dannen. Ebenfalls in den 1860er Jahren riß auf dem *Hochfelder* Meßti ein Bursche einen ganzen Stand samt seinem Inhalt an Zuckerzeug und Lebkuchen um. Lächelnd zog er seinen Geldbeutel

---

[1] Diese Begebenheit hat ein mir Unbekannter in Verse gesetzt und mir anonym zugeschickt. Leider konnte ich den Verfasser nicht ermitteln. Der Brief trug den Poststempel *Gundershofen* 12. 11. 1904.

heraus mit den Worten: «Was kost'ts?» Er zahlte bar, und noch lange nachher sprach man in der ganzen Umgegend von ihm mit der höchsten Bewunderung und mit einem dem Bauern eigenen Stolze.

Aehnliche Vorgänge kamen früher auf jedem Meßti vor. Insbesondere ist aber die Sitte des Tellerzertrümmerns verbreitet. Auch sie ist der Ausdruck eines gewaltigen Tatendranges, und der Bursche verschafft seinen angespannten Kräften nach außen Luft. Noch heute genießen die *Hördter* Burschen den Ruf unverwüstlicher Tellerzertrümmerer am Orte selbst und auswärts. Wenn sie auf einen benachbarten Meßti kommen, so hat der Meßtibursch regelmäßig einige Tische voll Teller bereit, die eigens diesem Zwecke dienen sollen, gewöhnlich alte und minderwertige oder auch die im Würfelspiel gewonnenen Teller. Gegen Ende des Tages geht es dann an die Arbeit. Die Teller werden in einer Kammer oder im Tanzsaale selbst auf den Fußboden gestellt, und nun wird darauf herumgetrampelt, daß sie in tausend Scherben gehen. Und wer am meisten zertreten hat — es waren oft mehrere Dutzend — ist stolz darauf, wie auf eine Heldentat. Natürlich muß für die angerichtete Zerstörung ganz gehörig bezahlt werden, und dies ist wiederum ein Anlaß, stolz zu sein, denn je mehr es kostet, umso lieber ist es den Burschen. Auch *Wanzenau* und *Mietesheim* waren früher als Tellerdörfer bekannt. Die Unsitte ist so in das Volksbewußtsein eingedrungen, daß ein schadhafter Teller vielfach ein Meßtiteller heißt.

Vielleicht ist es nicht müßig, in diesem Zusammenhange daran zu erinnern, daß der Kardinal-Fürstbischof Louis René Edouard von Rohan-Guémenée in den 1780er Jahren einmal im vierspännigen Wagen über die Töpferwaren auf dem Fronhof in Straßburg fuhr, daß sie in tausend Scherben gingen. Er warf dann den entsetzten Weibern Goldstücke an den Kopf mit den lachenden Worten: «Ce sont là jeux de prince!»

In *Weyersheim* wird am Meßti das Mummelisspiel (Mummel = Stier) mit besonderem Eifer gepflogen. Es besteht darin, daß sich zwei Burschen oder Männer mit den Köpfen anrennen, sei es in der freien Stube, sei es über den Tisch hinüber, wobei nicht selten Gläser zerbrochen werden und Teller in Scherben gehn. Sie Beteiligten zielen nicht nur auf den Schädel, sondern auch auf Lippe, Nase und Augen, so daß mancher mit entstelltem Gesicht aus dem Kampfe hervorgeht. Regeln gibt es dabei nicht, Preise auch nicht; es gilt bloß um die Ehre, den Gegner möglichst übel zuzurichten. Auch ist es verboten, dem Sieger böse zu sein, und trotz der erlittenen Beulen, Püffe und Stöße muß man am Ende friedlich auseinandergehn.

Die Meßtipredigt.

In vorgerückter Stunde, wenn die Tanzlust allmählich nachläßt, erhebt sich plötzlich ein besonders witziger Bursche, der über einen Vorrat von Schnurren, Fratzen und Faxen verfügt, und hält von einem Stuhl herab weithin vernehmlich eine in Knittelversen verfaßte scherzhafte Rede, eine Meßtipredigt. Namentlich waren die alten Musikanten Meister auf diesem Gebiet. Unter ihnen haben sich die *Hördter* und *Eckwersheimer* einen gewissen Ruhm erworben. Die Palme gebührt unstreitig dem bereits erwähnten Klarinettisten Martin Lorenz aus *Geudertheim*, der an witzigen Einfällen und an drolliger Beleuchtung der Vorkommnisse aus dem bäuerlichen Leben geradezu unerschöpflich war.

Die von Stöber veröffentlichte[1] Meßtipredigt, 8 Achtzeiler, ist lange Zeit die bekannteste gewesen, noch jetzt lebt sie bruchstückweise im Volksmund. Ich selbst besitze mehrere solcher Reimereien, die im äußeren Gewande des Volksliedes einherschreiten, aber mit Rücksicht auf noch Lebende einstweilen unveröffentlicht bleiben müssen. Auch französische Meßtipredigten wurden vor 1870 hie und da gehalten, gewöhnlich von ehemaligen Soldaten oder von Soldaten auf Urlaub. Sie brachten stets einen flotten Zug in den alten Dorfmeßti und erregten ungeteiltes Aufsehen und Bewunderung, auch von solchen, die kein Wort französisch verstanden.

Im allgemeinen wurden die Meßtipredigten früher sehr beifällig aufgenommen und riefen oft schallendes Gelächter hervor. An Spott und an derben Sachen fehlte es darin niemals. Die Sitte ist heute wohl gänzlich erloschen.

Die Kammern. Das Aufstecken.

Schon vor dem Anfang des Tanzes tun sich engbefreundete Burschen und Maiden, sogenannte Kameradschaften zusammen und belegen für sich getrennte Tische. Dies geschieht in den Stuben (Weißenburger Gegend) oder Kammern (sonst). Es sind dies die Privatgemächer des Wirtes einschließlich der Schlafzimmer, die nicht selten auch ausgeräumt werden. Dies verlangen die jungen Tanzpaare jedoch nicht. Oft schlafen die Wirtsleute den Meßti über auf dem Boden, in irgend einer

---

[1] Stöber, Der Kochersberg. Mülhausen. Rißler, 1857. S. 54—57. Eine Melodie dazu gibt Weckerlin, Chansons populaires d'Alsace. Paris, Maisonneuve, 1883. t. I, p. 86 ff.

Ecke, nur um möglichst viel Platz zu bekommen. In den Kammern sind lange Tische, Bänke und Stühle aufgestellt, und der Wirt führt Buch über die einzelnen Tische als Einheiten.

Will ein Bursche während des Tanzes einen Augenblick mit seinem Maide ungestört plaudern, so führt er es in die Kammer. Nimmt das Maide im Kreise Weißenburg die Einladung zum Kaffee an, so ist es ein günstiges Zeichen für eine bevorstehende eheliche Verbindung. Der Zug in die Kammern geschieht gegen Abend häufiger, und in später Stunde bei allgemeiner Abspannung hat sich allmählich die ganze Kameradschaft dort versammelt. Jedes Maide erhält dann vom Meßtiburschen ein Dutzend Lebkuchen auf Kosten seines Tänzers. Freilich verschwinden auch wieder einzelne Pärchen auf den Tanzboden oder ins Freie. In den Kammern herrscht rückhaltslose Freundschaft, keiner hat vor dem anderen etwas hehl, von Eifersucht ist keine Spur.

Die Burschen trinken Wein, die Maiden Kaffee, Syrup oder Limonade. Von Likören sind aus der französischen Zeit Anisette und Parfait-amour beliebt, in den 1840er bis 1860er Jahren trank man allgemein «Lodiolo» (de l'Eau de noyaux). Trinkt ein Maide Rotwein, was früher öfters geschah, so tut ihm der Bursche einige Stücke Zucker hinein, damit es «süßer lugt». Zu diesem Zweck steht auf jedem Tisch ein Teller voll Zucker, zwanzig Stückchen für 20 Su oder 1 Mark. Im Ackerland, wo die Sitte des Zuckerweins üppig blühte, kam früher mit jedem Liter Wein ohne weiteres ein Teller voll Zucker auf den Tisch, und der Wirt verdiente viel Geld daran. Dort schüttete der Bursche seiner Liebsten nicht selten einen ganzen Teller voll Zucker in die Tasche, in die Schürze oder hinter das Hemd in den nackten Busen. Als Zeichen besonderer Liebe steckt er ihr hie und da ein Stückchen Zucker in den Mund, und sie tut dasselbe, wenn sie seine Liebe erwidert. Seit den 1870er Jahren ist die Sitte des Zuckertellers sozusagen gänzlich abgekommen.

Gegen Mitternacht ist der Tanzsaal fast ganz verödet. Aus den Kammern ertönt der fröhliche Gesang größerer und kleinerer Gruppen. Da sehen wir einen ganzen Tisch mit lachenden und scherzenden Burschen und Maiden einträchtig beisammen. In einer Ecke sitzt ein Bursche in traulichem Gespräch mit seiner Liebsten. Er sieht sie zärtlich an und flüstert ihr Schmeichelworte zu, sie schlägt die Augen nieder und läßt es willenlos, in seligem Entzücken über sich ergehen, wenn er sie sanft umfaßt und ihre Hand drückt. In einer anderen Ecke steht ein Krakehler, den Hut im Genick, mit zerzaustem Haar. Er ist der «stärkste Mann im ganzen Dorf»

und will mit jedem Streit anfangen. Ein anderer Bursche, dem die Liebste den Laufpaß gab, geht mit finsteren Blicken hin und her und blickt neidisch auf die glücklichen Liebespaare, brütend, wie' er sich wohl an seinem Nebenbuhler rächen kann. Und wieder ein anderer Bursche stolpert lallend von Tisch zu Tisch. Er ist zu dumm, eine eigene Liebste zu besitzen, zu gutmütig, um von seinen Kameraden ausgebeutet zu werden, aber gerade gut genug, um als Zielscheibe schlechter Witze und derber Foppereien zu dienen, und darauf ist er noch obendrein stolz.

Jetzt erscheinen die Musikanten zum «Aufstecken», einer Sitte, die für das ganze 19. Jahrhundert nachgewiesen werden kann. Die Benennung kommt vom Aufstecken der Noten auf die Musikinstrumente. Das Aufstecken ist einfach eine Serenade im Stehen. Wie diese in so vorgerückter Stunde ausfällt, läßt sich leicht denken. Die Musikanten geben sich wohl alle Mühe, ihr bestes zu leisten, aber im Grunde genommen ist es ihnen bloß um eine bequeme Sondereinnahme zu tun. Andererseits hört die lustige und ausgelassene Jugend die Musik gar nicht sonderlich an, sondern läßt das Gespräch ruhig weiter gehen, singt vielleicht sogar ein Lied dazwischen. Nach der Serenade reicht einer der Musikanten den Teller herum, und die Burschen legen ihre Gaben hinein, 1 M. oder 50 Pfg. früher 1 fr. oder 10 Su. Ein beliebtes Mittel, die Einnahme zu erhöhen, besteht darin, daß sich die Musik mit einem verschwiegenen Burschen in Verbindung setzt, dem nun der Teller zuerst vorgesetzt wird und der in auffälliger Weise etwa ein Zweimarkstück darauf wirft. Natürlich will kein Bursche zurückstehen, das läßt nun einmal der Bauernstolz nicht zu, und die ganze Stube legt Zweimarkstücke auf den Teller. Wenn sich aber einer oder der andere drücken kann, so tut er es auch und verschwindet in eine andere Stube, um dort dasselbe Spiel zu wiederholen. Selbstverständlich erhält der zuerst erwähnte Bursche seine 2 M. zurück, nachdem sie ihre Wirkung getan haben. Obwohl eigentlich dieses Kunststück in Bauernkreisen bekannt ist, pflegt es doch immer wieder zu ziehen, und dazu trägt nicht am wenigsten die angeheiterte Verfassung und die Festesfreude, ja der Leichtsinn und in früheren Jahren vor allem der größere allgemeine Wohlstand bei. In manchen Dörfern wird für alle Meßtileute aufgesteckt, in anderen, so in *Mühlhausen* und *Mietesheim*, stellen die Musikanten den Teller bloß in den Kammern, wo verheiratete Leute sind. Wieder in anderen Ortschaften, so in *Weitbruch*, geht der Teller herum, ohne daß die Musikanten darauf Einfluß haben.

Außer dem Aufstecken für eine ganze Stube ist auch das Aufstecken für einzelne Personen üblich und manchmal in hohem Schwung. Und hier müssen wiederum die Fremden herhalten, denen man meist aufsteckt, ohne daß sie es verlangt haben. Der Anstand und die kluge Vorsicht erheischen, daß sie diese Ehrung nicht nur annehmen, sondern auch auf dem offen dastehenden Teller ein gutes Trinkgeld für die Musik abgeben, z. B. 2 M. Eine ganz besondere und in diesem Fall eine wirkliche Ehrung läßt ein Bursche manchmal seiner Liebsten erweisen, indem er für sie alle'n aufstecken läßt und dann in augenfälliger Weise ein großes Trinkgeld, z. B. 5 M., auf den Teller legt.

Haben die Musikanten das Aufstecken in allen Kammern beendigt, was einschließlich des damit verbundenen Trunkes mitunter 1½ Stunden dauert, so begeben sie sich wieder in den Tanzsaal, wo ungeduldige Tänzer schon sehnsüchtig auf sie warten. Nicht selten, so allgemein im Nordhanauischen, bildet aber das Aufstecken den Schluß des Tages.

Das Hin- und Herwogen vom Tanzsaal in die Kammern und der fortwährende Personenwechsel bringen es mit sich, daß Unberufene in die Kammern eindringen und schnell die Gläser und die Teller mit dem Zucker und den Lebkuchen leeren. Sogar Weiber tun dies, und der Wirt drückt beide Augen zu, denn es ist sein Vorteil, wenn bald wieder frische Getränke bestellt werden. Weniger angenehm ist es ihm aber, wenn halbwüchsige Buben rasch hereinlaufen und Messer, Kaffeelöffel und Gläser mitnehmen, um schnell wieder im allgemeinen Durcheinander zu verschwinden. Dies kam z. B. in *Vendenheim* in den 1860er Jahren bei jedem Meßti vor. Schon harmloser war früher die Gepflogenheit der *Dunzenheimer* Burschen und verheirateten Männern, den fremden Burschen den Wein und den vin-chaud auszutrinken, während diese tanzten. In *Schwindratzheim* leerte vor Zeiten gar der Meßtihüter die Teller während des Tanzes und ließ alles in eigens hergerichteten großen Taschen verschwinden.

Der Kehraus. Das Heimführen.

In der Regel geht die Abmachung mit den Musikanten dahin, daß von 2 bis 2 Uhr gespielt wird. Diese Bestimmung wird aber nie streng innegehalten, und namentlich früher dauerte der Tanz oft bis zum hellen Morgen. Da wo das Aufstecken nicht den natürlichen Abschluß zu bilden pflegt, kehren Musik und Tänzer nachher auf den Tanzboden zurück,

den nunmehr die Jugend unbestritten beherrscht. Die Verheirateten fanden es für passend, nicht bis zum Schluß auszuhalten, und die Alten haben schon längst ihren Festrausch nach Hause getragen.

In alter Zeit war das anders. Da war das nächtliche Tanzen den verheirateten Leuten vorbehalten, insbesondere durften die Maiden nicht bei Nacht tanzen. So ist vom *Rosenweiler* Meßti 1627 berichtet:[1] «In deme es Aubendt worden, daß die Maidlin heimgangen.» Am 11. November 1739 erschienen zwei Maiden von *Obermodern* vor dem dortigen Presbyterium[2] und wurden dem hochfürstlichen Konsistorium zu Buchsweiler zur Bestrafung gemeldet, «weil sie sich am Meßtag (aus wessen Erlaubnis, ist uns unbekannt) bis gegen Tag im Wirtshaus aufgehalten». Und noch 1836 mußten die Maiden auf dem *Uhlweiler* Meßti beim Läuten der Nachtglocke den Tanzplatz verlassen.[3] Im allgemeinen aber tanzen die Maiden das ganze 19. Jahrhundert hindurch unbehelligt bei Tag und bei Nacht. In *Mittelbergheim* gingen gar die jungen Leute früher überhaupt nicht bei Tag, sondern erst nach dem Nachtessen, zum Tanz.

Allmählich lichtet sich die Gesellschaft, und der «Kehraus» bildet den Schluß. Es ist ein schnell gespielter Hoppler, auf dessen Weise das Volk eine Reihe von Sprüchlein[4] singt. Wohl der älteste dieser Tanzverse, der an die alte Sitte des frühen Heimkehrens erinnert, ist dieser:

Der Kehrus, der Kehrus, die Maide g'höre heim,
Un wann se bravi Maide wäre, ze wäre se schon d'heim.

Der Kehraus wurde nach Uebereinkunft der Burschen und der Musik gespielt. Ist die Musik müde und unwillig, so macht sie kurzen Prozeß und spielt ihn aus eigenem Antrieb, wenn es sich das Tanzvolk gefallen läßt. Früher galt es für die Maiden als eine Schande, noch nach dem Kehraus auf dem Tanzboden zu bleiben, und diejenigen, die alsdann nicht nach Hause gingen, bekamen Stroh gezettelt (gestreut). Oft setzten sie sich aber über diesen Schimpf hinweg und tanzten um so unbändiger auf dem Stroh, auch ohne Musik.

Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit, über Dinge zu berichten, die sittlich zu verwerfen sind. Der Landmann,

---

[1] Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885. S. 136. — [2] Presbyterialprotokoll im dortigen Pfarrarchiv. — [3] Im Kreis Prüm in der Rheinprovinz wird bloß bis Sonnenuntergang getanzt. In Thüringen endet der Tanz um 10 Uhr. Vgl. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste Hannover, Hahn, 1878. S. 288 f. — [4] Nähere Ausführungen hierüber werden einer besonderen Veröffentlichung über Singtänze und Tanzlieder vorbehalten. Vgl. S. 272 f.

der in engem Zusammenhange mit der Natur lebt, gibt sich beim Meßti so natürlich wie er ist, wie er denkt und empfindet, und darum kommt ihm manches natürlich vor, was der verfeinerte Mensch als Verderbnis und sittliche Verkommenheit ansieht, was insbesondere den geistlichen Herren unablässig Anlaß zu Klagen gibt. Auch wir beklagen die Zulassung von Kindern auf den Tanzboden, deren Ohren und Augen noch nicht reif sind für das, was sie dort wahrnehmen müssen, wir beklagen den allzufrühen ungezwungenen Verkehr der beiden Geschlechter, die mangelhafte Aufsicht durch die Eltern und die Dienstherrschaft, die durch den Tanz und die geistigen Getränke gesteigerte, unverhüllte Sinnlichkeit. Aber wir begreifen alle diese Gepflogenheiten, die tief im Volke eingewurzelt sind und in früheren Jahrhunderten gewiß viel schlimmer waren.

Nun kommt noch ein Umstand hinzu, vielleicht der wichtigste von allen, das ist die Dunkelheit. Gerade die Finsternis und der plötzliche Uebergang aus dem rauschenden Gewoge des Tanzhauses in die stille Einsamkeit der Nacht sind besonders geeignet zur Verführung. Für den Burschen ist es um so leichter, seine letzten Wünsche zu erreichen — und sie gelten am Meßti fast als selbstverständlich —, wenn von der Familie des Maide kein allzugroßer Widerstand entgegengesetzt wird. Manche biedere Bauernfrau ist stolz darauf, wenn ihre jugendliche Tochter schon einen Freier hat und mit ihm tanzt, und durchaus nicht selten ist diese ihre Mahnung: «Daß Du ihm nichts abschlägst!» Ueber alles Unerlaubte tröstet man sich aber mit der Entschuldigung: es geht in den Meßti!

So wird denn auch das «Heimführen» der Tänzerin in später Nacht trotz der damit verbundenen Gefahren auf dem Lande durchaus nicht als unsittlich, sondern als etwas selbstverständliches angesehen, und das wahre Wort jenes Pfarrers wird mehr belacht als beherzigt: «Das Tanzen tut nichts, wenn nur das verd . . . Heimführen nicht wäre!» Die Bezeichnung «Heimführer» in folgendem Zusammenhang «dem Gretel sein Heimführer vom Zaberner Meßti» hat durchaus keinen übeln Nebensinn.

Hat ein Bursche eine «feste Liebschaft» und wohnt das Maide in einem fremden Dorf, so verschwindet das Pärchen schon frühe und wandelt innig umschlungen und langsam nach dem Heim des Maide. Ein später Meßti hat in dieser Hinsicht einen besonderen Reiz, weil es früh Nacht wird und länger dunkel bleibt. Wohnt aber das Maide im Meßtidorfe selbst, so wird gewöhnlich der Kehraus abgewartet, ehe man ans Heimführen denkt. Doch auch wenn das Maide schon in seiner

Kammer weilt, fehlt es nicht an Beweisen treuer Liebe. Ein guter Kamerad hilft dem Burschen die Leiter stellen und paßt auf, während dieser den gefährlichen Aufstieg zu der sehnsüchtig harrenden Liebsten unternimmt. Einer glücklichen Braut aber läßt der Bräutigam nach dem Weggang der Gendarmen eine Serenade bringen, wenn er vermutet, daß sie im Bette liegt, und nicht selten erhalten mehrere Maiden hintereinander Serenaden, ohne zu wissen, auf wessen Veranlassung.

Ist das Tanzwirtshaus noch offen, so treffen nachher die Heimführer wieder dort ein. Sie geben ihre Erlebnisse zum besten und schwelgen in süßen Erinnerungen und erregen oft die Eifersucht ihrer weniger glücklichen Kameraden, mit oder ohne Grund. Mancher Bursche kommt aber nicht wieder zurück. Er ist samt seiner Liebsten überfallen worden, oder er hat auf weitem Umweg sein Elternhaus glücklich erreicht, oder der auflauernde Nebenbuhler gab ihm einen Grund oder einen willkommenen Vorwand, im fremden Dorfe zu übernachten.

Streit und Schlägereien.

Der Meßti mit seinen vielfachen Aufregungen gibt nicht selten Anlaß zu Streitigkeiten. Sind einmal die Köpfe erhitzt und hat der Alkohol die Zungen gelöst, so bringen die Burschen alles aufs Tapet, was sie auf dem Herzen haben. Alle alten Sachen werden ausgekramt, Familienstreitigkeiten aufgerührt, die den einzelnen vielleicht gar nichts angehn, und dabei wird furchtbar geschrieen und in der Luft herumgefuchtelt. Schließlich ist die Schieberei da, die in Tätlichkeiten übergeht. Manchmal mischt sich ein älterer, anerkannt starker Mann in den Streit, erscheint mit einem tüchtigen Hebel oder mit geballter Faust und droht dreinzuschlagen, wenn es keine Ruhe gibt. Die Furcht vor der überlegenen Gewalt verhindert denn auch den Ausbruch manches Schlaghändels.

Insbesondere begründet die Anwesenheit der Fremden sehr oft eine gewisse Spannung. Die Dorfburschen halten an dem Gedanken fest, daß sie auf ihrem Meßti die Herren sind und daß jeder fremde Bursche bloß geduldet ist. Der Umstand daß mancher kleine Meßti, so in *Büsweiler*, *Weinburg*, *Uttenhofen*, *Merzweiler*, *Leitersweiler*, ohne die Unterstützung durch die Fremden nicht bestehen kann, kommt hier nicht in Betracht, und auch engere Dorfbeziehungen, wie z. B. zwischen *Dettweiler* und *Gottesheim* (bis 1870) werden nicht beachtet, sobald die Eifersucht des einzelnen in Betracht kommt. Die Berechnung auf den Geldbeutel und das Austeilen von Prügeln

schließen sich nicht aus. Auch junge Leute aus dem Herrenstand machen hierin keine Ausnahme, und sie tun gut, den alten Spruch zu beherzigen:

> Wer will halten seinen Schädel ganz,
> Der laß' den Bauern ihren Tanz.

Die hanauische Regierung handelte daher sehr weise, indem sie den Besuch auswärtiger Meßtage in der Kirchenordnung von 1659[1] sowie durch ein Dekret vom 21. April 1733[2] verbot und bei der Erneuerung der Presbyterien 1736 die Kirchenzensoren mit der Aufsicht auf fremden Meßtagen betraute.[3] Alles natürlich ohne Erfolg.[4]

Die Fremden wissen sehr wohl, daß sie bloß geduldet sind und manches über sich ergehen lassen müssen. Aber gerade das ist ein Sporn, einen Meßti erst recht zu besuchen. Zu Hause zu bleiben, wäre ein Zeichen der Feigheit. Wenn gar Zwistigkeiten zwischen den Burschen ganzer Dörfer bestehen, so ist es fast eine Ehrensache für beide Parteien, Vergeltung zu suchen und solche zu geben. Hier steht der Dorfstolz auf dem Spiel, mögen auch einzelne Burschen sonst persönliche Freunde sein. Ein Anlaß zu Reibereien ist bald gefunden. Sticheleien fliegen hin und her, und die Anwesenheit der Maiden ist ein Grund, möglichst herausfordernd aufzutreten und sich nichts gefallen zu lassen. Es wird aufgepaßt, mit wem der und jener tanzt oder unauffällig verschwindet, die Köpfe werden zusammengesteckt, und man hört mehr oder weniger offene Drohungen: «Hüt verwitscht se noch einer!» oder «Hinicht mueß noch einer verrecke!» Oft gibt ein kleinlicher Umstand den Anlaß zum Ausbruch der Tätlichkeiten. So waren einmal die Wickersheimer Burschen auf dem *Hochfelder* Meßti recht vergnügt und sangen nach Herzenslust. Die Hochfelder ärgerte es, daß jene mehr Strophen konnten als sie selbst. Ein Hochfelder trat hervor und rief erregt: «Was han ihr do ze singe?», und alsbald gab es eine gewaltige Prügelei. Mangels eines auch noch so nichtigen Vorwandes stellt einfach ein Bursche dem andern während des Tanzes das Bein. Das ist eine beliebte und deutliche Herausforderung. Mag der betreffende wollen oder nicht, er wird schließlich zu Falle gebracht und ausgelacht, und nun muß er reagieren.

Die Anwesenheit von Soldaten im Manöverquartier gibt

---

[1] S. 87. — [2] Pfarrarchiv von *Alteckendorf*. — [3] Pfarrarchiv von *Schwindratzheim*. — [4] Presbyterialprotokolle vom 5. Februar 1737 und 6. August 1737 in *Alteckendorf* sowie vom 5. April 1774 und von 1776 in *Obermodern*.

fast stets Anlaß zu Reibereien, so daß in den letzten Jahren einsichtige Bürgermeister in solchen Fällen den Meßti zu verlegen pflegen.

Unstreitig die häufigste, wenn auch nicht die ehrenhafteste Art der Austragung des Streites ist das «auf den Weg Stehen». Der heimkehrende, fremde Bursche wird von einem oder mehreren andern erwartet. Hinter einem Baume oder einer Brücke oder aus einem Graben hervor überfällt der Angreifer den Nichtsahnenden, und er weiß es so einzurichten, daß dieser unterliegen muß. In der neuesten Zeit werden die radfahrenden Burschen von ihren Rädern geworfen oder durch Streuen von Schuhnägeln zum Absteigen veranlaßt und dann übel zugerichtet. Der fremde Bursche ist eigentlich erst sicher geborgen, wenn er in seinem Gehöft angelangt ist. Bis dahin muß er bedenken, daß er «noch nicht vom Meßti daheim» ist. So lautet eine bekannte, auch in übertragenem Sinne geläufige Redensart.

Größere Raufereien mit schweren Verletzungen kamen vor auf dem Meßti von *Säsolsheim* 1808 und *Ueberach* 1854 sowie auf der Kirwe von *Kutzenhausen* 1874. Von Schlaghändeln mit dem Militär sind am bekanntesten die zu *Ringendorf* 1896, besonders aber in der *Ruprechtsau* 1886, die einer wahren Schlacht glich und üble Folgen hatte. Von Schlägereien mit tötlichem Ausgang sind folgende bekannt. 1597 wurde auf dem *Pfaffenhöfener* Meßti der Ingweiler Nachrichter vom Riedheimer Henker erstochen.[1] 1627 fand ein Dorlisheimer Bursche auf dem *Rosenweiler* Meßti seinen Tod.[2] 1670 wurde ein Mittelhauser Bursche auf dem *Gugenheimer* Meßti tötlich verletzt.[3] 1827, 1839 und 1874 wurden Burschen erstochen in *Wingersheim*, *Issenhausen* und *Forstheim*.

Die meisten Gewalttätigkeiten geschehen im letztem Grunde aus Eifersucht.

Der 2., 3. und 4. Tag.

Vom alten Meßti sagt ein bekannter Singspruch:

Hit isch Meßti, morjen isch Meßti, bis am Mittwoch Owe;
Wann ich zue mim Schätzele komm', sä' ich: Gueten Owe!

Er dauerte vier Tage. Die allgemeine Ordnung war die: Der Sonntag war gewissermaßen das offizielle Fest, er galt

---

[1] Begräbnisregister von *Ingweiler*, 29. Juni 1597. — [2] Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885, S. 137. — [3] Begräbnisregister von *Mittelhausen*, 28. Aug. 1670.

den Einheimischen und Fremden, am Montag war der Hahnentanz, der Dienstag brachte allerlei Scherz und lustige Schmausereien, am Mittwoch wurde der Meßti begraben. Diese Einteilung ist längst durchbrochen. Seitdem der Meßti abgekürzt und schließlich auf zwei Tage beschränkt wurde, hat sich alles zusammengedrängt. Es ist für die alten Gebräuche wenig Zeit, darum werden sie jetzt auf den Sonntag oder den Montag verlegt, so gut es eben geht. Eine strenge Trennung nach Tagen ist daher auch bei den vorliegenden Betrachtungen nicht gut möglich.

Am Montag Morgen gegen 9 Uhr erscheint der Meßtibursch mit seinem in Stand gesetzten Strauß. Er ruft die Musikanten zusammen, allmählich rücken auch die Burschen an, und nach einem kühlen Trunk im Tanzwirtshaus geht es mit schmetternder Musik unter Jauchzen und Jubeln zum Meßtimaide, welches eine Serenade bekommt, während die Burschen ins Haus treten und mit Wein und Kuchen bewirtet werden. Die Musikanten werden dabei nicht vergessen. Und nun zieht man mit Sang und Klang zum «Abholen» der Maide von Haus zu Haus. Jedes Maide erhält eine Serenade, und in allen Häusern bekommen die jugendlichen Gäste tüchtig eingeschenkt. Die Ehre ist für den Bauern ebenso groß, wenn die Magd abgeholt wird, wie wenn es seiner eigenen Tochter gilt, deren Liebster vielleicht unter den Burschen weilt. Und überall wird getanzt. Heute freilich würde es sich mancher verbitten, daß man wegen der Magd ins Gehöft eindringt und ihm «Unkosten» macht. Ist der Dorfkehr groß, so sind die Serenaden kurz, denn der Wirt will ja die Musikanten auch wieder haben. Oft hält man sich aber lange bei den Maiden auf, vergißt das Mittagessen, scherzt und tanzt und trinkt umsonst, so daß der Rundgang sich bis zum späten Nachmittag ausdehnt und alles mehr oder weniger angeduselt ist. Nicht selten sind die Musikanten schon vor Mittag völlig betrunken.

Ein sinniger Brauch wird in *Hördt* geübt. Jeder Bursche, der seine Tänzerin abholt, erhält von dieser ein Wandfürtüchel, das er den ganzen Meßti über trägt. So auch früher in *Kaltenhausen*.

In der Regel beginnt der Tanz wiederum um 2 Uhr. Wo die Maiden bereits am Morgen abgeholt wurden, erscheinen sie ohne weiteres oder am Arm des Tänzers. Ein Maide, das keine Serenade bekam, und sei es aus Versehen, fühlt sich beleidigt und erscheint nicht zum Tanz.

In manchen Ortschaften ist das Abholen der Maiden am Morgen nicht üblich. Die jungen Leute haben im Hof und Feld zu tun, füttern das Vieh, ruhen sich aus und setzen ihre

Kleider wieder in Stand. Alsdann werden sie nachmittags durch einen Aufzug der Burschen mit Musik abgeholt, das Meßtimaide zuerst. Unter der Hoftüre erwarten sie ihren Tänzer, der sie schnell mit sich fort zieht, und dann geht es ohne Aufenthalt zum Tanzhause zurück. In manchen Ortschaften wurde früher bei diesem Zuge der Hahn mitgenommen, den man am Abend heraustanzte. So in *Dunzenheim* (bis 1857), wo ihn ein Bursche auf dem Arm vorne hinaus trug, in *Waltenheim* (bis 1870), wo er auf einem Stecken festgebunden war, in *Pfulgriesheim* und *Lampertheim* (noch 1900), wo man ihn in einem Rückkorb hinten nachtrug. Diese Sitte am Meßtimontag hat in mehreren Dörfern überhaupt das Aussehen des Aufziehens angenommen, das alsdann am Sonntag nicht stattfindet, so in *Ittenheim* und *Obermodern*. Letzteres Dorf ist wohl das einzige unseres Gebiets, wo hierbei noch um die alte Dorflinde getanzt wird, ein Brauch der früher im Elsaß in größerer Ausdehnung bestand [1] und noch heute in Altdeutschland [2] hie und da geübt wird. Die Linde war ja im heidnischen Altertum die Wohnstätte des geisterartig gedachten Schutzwesens des Ortes.

Und wiederum erfüllen die berauschenden Töne der Musik den Tanzboden, und die Paare drehen sich im fröhlichen Reigen, unverdrossen und nicht mehr eingedenk der Strapazen der verflossenen Nacht.

Das große Ereignis des Meßtimontags ist der Hahnentanz, dem der folgende Abschnitt gewidmet ist. Im übrigen bietet sein Verlauf dasselbe Bild wie der Sonntag: Tanz, Gesang, Spezialtänze, Aufstecken, Kehraus, Heimführen. Die letzten Kämpen auf der Wahlstatt sind diesmal die übriggebliebenen Burschen, denen das unbarmherzige Schicksal eine Liebste versagt hat. Und wenn sie nachher eine nächtliche Runde durchs Dorf machen und einzelnen Maiden Serenaden spielen lassen, so wissen diese wohl, welchen Gefühlen diese Ständchen entsprangen, und sie ärgern sich oder lachen sich im Bette stillvergnügt ins Fäustchen.

Auch der Morgen des Meßtidienstag wird, wie der Montag, mit Serenaden im Dorf ausgefüllt. Aber es liegt nichts feierliches, kein Ernst mehr darin. Die Burschen sind nur noch zu Unsinn aufgelegt. «Sie mache Plän, taubs Dings, 's Vieh». Immer mehr reißt in neuester Zeit die geschmacklose Sitte der Verkleidungen und Vermummungen ein. Wir konnten sie

---

1 Reuss. L'Alsace au 17e siècle. II, p. 88. — 2 Pfannenschmid, Germanische Erntefeste Hannover, Hahn, 1878. S. 257, 271, 273, 284 f, 288. 292.

von *Ingolsheim* bis nach *Urmatt* nachweisen. Besonders beliebt ist Weiberkleidung und die Militäruniform. In *Wolfisheim* sind Schlaraffen üblich, in *Balbronn* lieben es die Burschen zu reiten. In *Dossenheim* ist der Brauch des Verkleidens so im Schwung, daß wohl kein Bursche den ganzen Tag über ohne Verkleidung geht.

Auch sonstiger Schabernak wird vielfach getrieben, so einmal in *Pfulgriesheim* mit dem Esel eines Budenbesitzers von Grüneberg, der einen ungeheuern Jubel hervorrief. In neuester Zeit sind Ansichtspostkarten im Schwung. Es wird sogar schon Unfug dadurch verübt, daß Burschen oder Maiden in andern Dörfern ans Telephon gerufen und durch erdichtete Liebesnachrichten und andere aufregende Mitteilungen gefoppt werden.

In den 1840er und 1850er Jahren arteten die Rundgänge bei den Maiden in wahre Raubzüge aus. Nicht nur daß Burschen und Musikanten den Kirwekuchen, den Kugelhopf und Motz vom Tische weg in einem Rückkorbe mitnahmen, es wurden auch von besonders flinken Burschen Kamine und Speisekammern durchsucht, Speck und Rauchwürste mitgenommen und nachher an langen Stecken von Haus zu Haus getragen. In *Oberrödern*, *Kleeburg* und *Schwindratzheim* blühte diese Sitte besonders üppig, und noch 1882 wurden in *Preuschdorf* Kaninchen mitgenommen oder gekauft. Es kann nicht Wunder nehmen, daß man beim Einsammeln solch freiwillig-erzwungener Gaben auch an die Eier denkt. Dies ist besonders im Kreise Weißenburg der Fall, wo es mit verschiedenartigen Gebräuchen verwoben ist, namentlich mit dem Pfingstendreck, ferner mit dem Retschen und Klappern in der Karwoche, mit dem Einläuten des 1. Mai und mit den ausgelassenen Zügen der «conscrits».

Noch 1876 wurden auf der Kirwe zu *Rott* und *Keffenach*, in *Hermersweiler* noch 1897 Eier gesammelt. In den Dörfern des Meßtigebiets ist, abgesehen von *Weitersweiler*, wo der Pfingstmontag als 1. Meßtitag galt, nur in *Dettweiler* (bis 1870) dieser Brauch nachzuweisen.

Nachher gehen Burschen und Musikanten ins Tanzwirtshaus, verteilen ihre Beute kameradschaftlich und verzehren sie. Niemals fehlt hier das beliebte Gericht der Speckeier. Dieses Schauspiel zieht regelmäßig viele Kinder und Schmarotzer an.

Von solchen Schmausereien sind die festlichen Gelage wohl zu unterscheiden, die noch anfangs der 1860er Jahren zu *Kleeburg* und bis in die 1890er Jahre zu *Hunspach* stattfanden. Es wurde in den Häusern der Maiden aufgetragen, daß die Tische beinahe brachen, die Leute überboten sich gegenseitig,

und jedermann aß, was er nur konnte, besonders Bratwurst. Zu Kleeburg bevorzugte man besonders gebratene Kastanien, Käse und Obst. Dem Wein wurde tüchtig zugesprochen. Das waren ehrliche und fröhliche Gelage, die bei Musik und Tanz bis zum späten Nachmittag dauerten, und an die alle Teilnehmer mit Wonne zurückdenken.

Auch der Meßtidienstag schließt mit dem Aufstecken und diesmal mit dem großen Kehraus.

Am 4. Tag wird der Meßti begraben, worüber besonders zu berichten sein wird. Nicht selten ziehen die Musikanten am Morgen auf eigene Faust im Dorfe herum, um noch etwas zu verdienen.

Einige örtliche Besonderheiten! In der *Walk* ist der Meßtimontag den Pfaffenhöfern, in *Dettweiler* (früher) den Zabernern vorbehalten. In *Hochfelden* gehört der Meßtidienstagabend den Hochfelder Bürgern, und die Bäcker backen kein Brot. Bis 1870 galt der Mittwoch den Aufwärtern und Dienstboten der Wirte, die mit Musik abgeholt wurden und dann gemeinsam tanzten.

Von den *Hördtern* behaupten böse Zungen, daß sie ihre Gäste am Meßtisonntag ins Wirtshaus führen, um sich bezahlen zu lassen. So viel ist sicher, daß die Hördter Maiden am Dienstag die Ehre haben, ihre Burschen zehrfrei zu halten. In früheren Jahren ging es dabei hoch her, und manches Maide wurde an dem einen Tage 100 Fr. los.

Der Hahnentanz. Das Heraustanzen. Das Hahnenschlagen.

Der Hahnentanz ist wohl ein Ueberbleibsel der Zeremonien, die der feierlichen Schlachtung des Hahnes und dem Opfermahle zu Ehren des in Hahnengestalt gedachten Vegetationsdämons vorangingen. Im Laufe der Zeit haben sich diese Gebräuche vom Ernteopfer losgelöst und fanden, in Spiele umgewandelt, Anschluß an das fröhliche Kirchweihfest.

Im Elsaß wird der Hahnentanz von Geiler von Kaysersberg und Fischart öfters erwähnt, Einzelheiten wissen wir jedoch nicht. Noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch scheint er überall im Elsaß üblich gewesen zu sein. Dann kam er langsam ab, so daß das 19. Jahrhundert nur noch seine Trümmer aufzuweisen vermag. So hat man einen leibhaftigen Hahn zuletzt gebraucht: zu *Mietesheim* in den 1820er Jahren, zu *Hunspach*, *Niederbronn*, *Merzweiler*, *Gundershofen*, *Mühlhausen*

und *Ernolsheim* bei Zabern in den 1840er Jahren, in *Walburg* 1860, in *Gries* 1862, in *Kleeburg*, *Waltenheim*, *Schweighausen*, *Kaltenhausen*, *Rothbach* und *Zabern* gegen 1870. Zu *Riedselz* wurde vor 1870 am Napoleonsfest um einen Hahn getanzt. Die Angabe Stöbers [1] aus dem Jahre 1857, daß der Hahnentanz im Kochersberg und in den angrenzenden Landschaften und sonstwo im Elsaß üblich ist, hat uns viel Mühe verursacht. Wir können sie leider, auch in dieser allgemein gehaltenen Form, nicht bestätigen. Die Verwendung eines Hahnes hatte überall schon erheblich früher aufgehört. Nach 1870 wurde noch um einen wirklichen Hahn getanzt in *Offweiler* (bis 1897), vereinzelt bis in die 1890er Jahre zu *Drachenbronn*, bis 1901 in *Weitbruch* nach einer Unterbrechung von 7 Jahren. In zwei Dörfern unseres Gebiets geschieht dies noch heute, in *Alteckendorf* und *Schwindratzheim*. Der angebliche Hahnentanz in *Dossenheim* wird unter dem Gesichtspunkte des Hahnenschlagens beurteilt werden.

Ueber den Verlauf des Tanzes um den Hahn, ist folgendes zu erwähnen.

Nach altem Brauch wurde der Hahn, den der Meßtibursch zu beschaffen hatte, mit Blumen und Bändern verziert. Letztere waren früher in den französischen Farben gehalten. Der lebendige Hahn saß auf einem Querbalken in einer Schüssel, oder ein Bursche hielt ihn auf seinem Arme fest, oder er wurde mit zusammengebundenen Füßen während des Tanzes irgendwo in der Höhe befestigt.

Auch die breitkrämpigen Hüte der Burschen wurden in den 1830er Jahren zu *Hunspach* und noch anfangs der 1860er Jahre zu *Kleeburg* mit Bändern und Rosmarin geschmückt, und zwar von den Hahnentänzerinnen. Sie waren so schwer, daß man sie mit Bändern unter dem Kinn befestigen mußte. Nach dem Kehraus hängten sie die Burschen bis zur Nachkirwe im Tanzsaal auf, und es war eine Ehre für den Burschen, wie für das Maide, den schönsten Hut zu haben.

Das Heraustanzen, das nach einem besonderen Verfahren bei Licht geschah, erfolgte im Hanauerland nach einer bestimmten Melodie [2] mit bestimmten Worten, die von den Anwesenden mitgesungen wurden. Ein besonderer Tanzschritt ist nicht nachzuweisen, jedoch ist es wahrscheinlich, daß auch der Hahnentanz früher ein Singtanz war und demgemäß einen eigenen Tanzschritt hatte. Hier die Worte, von denen mehrere Varianten vorkommen:

---

[1] Stöber, Der Kochersberg. S. 49. — [2] Vgl. die Anm. 4, S. 289.

1. Komm', komm', Bippele,[1] komm!
Ich will dir e Hämpfele[2] Fresse ge'n,
Ich hab dich jo schon lang nimm[3] g'sehn.

2. Lej' mir en Ei oder zwei,
Lej' mir's in e Hämpfele Stroh,
Wann i komm', ze bin i froh.

Während aber der Hahnentanz nach seiner eintönigen Melodie getanzt wurde, herrschte große Freude unter dem jungen Volk. Bei den Worten «Ich hab' dich jo schon lang nimm g'sehn» wurden nämlich die Maiden unter unendlichem Jubel abgeküßt, daß es im ganzen Tanzraum laut widerhallte. Die Burschen aber, die nicht tanzten, beschäftigten sich mit dem Hahn. Man reichte das Tier herum, streichelte und liebkoste es und unterhielt sich mit ihm, wie wenn es die Liebste wäre. Allgemein goß man dem Hahn Wein in den geöffneten Schnabel, zupfte ihn an den Federn und zerrte ihn am Schnabel, man kniff ihm in das Fleisch, daß er laut schrie und schonte ihn sogar nicht, wenn er sich heiser geschrien hatte. Die Freude der meist angetrunkenen Tanzgesellschaft an den Quälereien des wehrlosen Tieres ist einer der dunkeln Punkte in der Geschichte unseres Dorfmeßti, sie erinnert lebhaft an die Tierkämpfe im alten Rom. Der Gewinner nahm den Hahn in Empfang und tanzte nun, indem er ihn hoch in die Höhe hob und schwenkte, mit seinem Maide drei allein. Dieser Brauch ist alt, wie aus einem Kinderliedchen hervorgeht, das noch in *Pfulgriesheim* erhalten ist:

Papier! Papier!
d'Maidle gehn in d'Schir,
Han alli rothi Schläpplen an
Un tanze mit dem Gückelhahn.

Die «Schläpple», weit ausgeschnittene Schuhe, wurden in den 1830er Jahren Mode.[4]

In *Merzweiler*, *Gundershofen*, *Mühlhausen* und *Ernolsheim* war es in der letzten Zeit des Hahnentanzes üblich, daß der Bursche dem Maide ein Hemd mit Spitzenärmeln, dieses aber dem Burschen ein seidenes Halstuch schenkte. Da der Brauch offenbar eingeführt wurde, als diese Trachtstücke neue Bauernmode[5] waren, ist es uns möglich, die Zeit des letzten Hahnentanzes in der dortigen Gegend festzustellen, es sind die 1840er Jahre.

---

[1] Koseform = Hühnchen. — [2] Verkleinerungsform zu Hampfel = Hand voll. — [3] = nicht mehr. — [4] Vgl. Kassel, Ueber elsässische Trachten. Straßburg, 1907. S. 19 — [5] A. a. O., S. 8 u. 17.

Nach dem Hahnentanz wurde das Tier auf dem Tanzboden geschlachtet. Solange es blutete und zappelte, wurde eine Trauerserenade gespielt. Dann übergab man es dem Wirt. Der Gewinner aber bewirtete die Hahnentänzer mit Zuckerwein und hatte ihnen außerdem den «Hahnenimbs» zu spenden, worüber später. Eine feierliche Schlachtung des Hahnes scheint nicht gebräuchlich gewesen zu sein.

In *Kleeburg* ließ der Mann, der den Hahn während des Tanzes festhielt, das Tier im Augenblick des Gewinnes laufen, und der Gewinner mußte es noch selbst fangen, was jedesmal einen großen Spaß gab. In *Hunspach* und *Rothbach* wurde der Hahn nicht weiter behelligt, man ließ ihn einfach wieder los. Aus den Anfangsworten eines Tanzliedchens «Heb de Gülleri», das in den 1850er Jahren in der Gegend von *Zöbersdorf* gesungen wurde, läßt sich vielleicht schließen, daß das Fangen des Hahnes früher in größerem Umfange Sitte war.

Der Tanz um einen leibhaftigen Hahn hat sich nur in *Alteckendorf* ununterbrochen durch alle Meßti hindurch bis heute erhalten. Aber da der Meßti dort mehrfach ausfiel, so z. B. 1904 und 1905, hat die Ueberlieferung notgelitten. Es war nicht möglich, die Sitte nach dem Brauche von Nachbardörfern in ihrer alten Ausführung weiter zu vererben, und so ist es gekommen, daß ihre Bestandteile gelockert sind, und daß sie im ganzen entartet ist, weil niemand recht Bescheid weiß. Am Montagnachmittag zieht das Meßtivölkchen mit Musik vom Tanzwirtshause aus auf eine Wiese. Hinter dem Meßtihüter trägt ein Schuljunge mit weißer Schürze den blumengeschmückten Hahn, in der anderen Hand ein Schlachtmesser. Der Meßtibursch und das Meßtimaide tanzen drei allein, es folgen 3 allgemeine Tänze, dann wird nach dem unten zu schildernden Verfahren der Hahn herausgetanzt. Der Gewinner bekommt mit seinem Maide drei allein und hebt den Hahn mit der Rechten hoch empor. Dann wird die Meßtiplatte herausgetanzt. Nach dem Gewinner bekommen auch die verheirateten Männer ihre «drei allein». Unterdessen haben sich die Schuljungen zu ihrem Kameraden mit dem Schlachtmesser gesellt und den Hahn mit einem Schlage geköpft. Der Zug geht wieder ins Dorf zurück, an der Spitze der geköpfte Hahn, von Wirtshaus zu Wirtshaus und schließlich in die Tanzwirtschaft.

In früheren Jahren fand dann am Abend der Hahnenimbs statt. Heute wird das Schlachtopfer mit nach Hause genommen oder einfach im Stich gelassen. Der Gewinner verlangt ihn oft gar nicht, denn der Meßtibursch hat in der Regel ein etwas mageres Tier gewählt.

Auch in *Schwindratzheim* wurde von 1897—1907 um

einen lebenden Hahn getanzt. Dies geschah nach über 50 jähriger Unterbrechung, als Nachahmung des Hahnentanzes im benachbarten *Alteckendorf*, und zwar 1897—1906 am Dienstag Nachmittag. Der ungeschmückte Hahn wurde 1897—1899 an der Spitze des Meßtizuges, begleitet von einem als Metzger und einem als Frau verkleideten Burschen, auf die Festwiese gebracht. Drei Tänze um den Meßtibaum wurden aufgeführt, und ein Alter rief sogleich in Erinnerung an frühere Zeiten: «Pfetz'ne, daß er brüelt!» Und der Hahn wurde gekniffen, daß er laut schrie. Dann wurde ihm mit hochgezücktem Schlachtmesser der Kopf abgehauen. Man brachte ihn nachher im Triumph zum Tanzhaus zurück, wo er am Abend herausgetanzt und verspeist wurde. Seit 1900 hat sich die Sitte etwas verschönert. Der blumengezierte Hahn wird in einem sauber geputzten Käfig nach der Festwiese gebracht, wo der Meßtibursch mit dem Tiere drei allein tanzt und es dabei streichelt. Nachdem die Meßtigesellschaft, wie sonst üblich, getanzt, zieht sie mit dem noch lebenden Hahn nach dem Tanzhause zurück, wo er am Abend herausgetanzt, in aller Stille geschlachtet und gegessen wird. Seit 1907 ist in Schwindratzheim der Meßti auf zwei Tage beschränkt, und da am Meßtimontag ganz Schwindratzheim auf den gleichzeitig stattfindenden Hochfelder Meßti zieht, ist wohl das Schicksal des Hahnentanzes in Schwindratzheim besiegelt. Wohl wurde auch 1907 noch um den Hahn getanzt, aber dies konnte nur geschehen, weil der Meßti wegen starker Einquartierung verlegt wurde. Der Hahnentanz fiel übrigens nicht besonders gut aus. Dem Tanzwirt gelang es erst am Meßtisonntagmorgen, einen Meßtiburschen zu gewinnen, einen eben erst entlassenen Reservisten, und dieser entschloß sich erst am Montag um 11 Uhr, den Hahnentanz zu veranstalten, um die Leute anzuziehen.

Der Grund des allgemeinen Niedergangs des Tanzes um den Hahn war das völlige Verschwinden seiner Bedeutung aus dem Volksbewußtsein. Man betrachtete den Hahn nur noch als Gewinngegenstand. Und da es der Bauer vielfach schon längst verlernt hat, Geflügel zu essen, das ihm auf dem Markt ein gut Stück Geld einträgt, so ersetzte er den Hahn einfach durch einen anderen Tanzgewinn. So ist es gekommen, daß der Hahn abgeschafft wurde, während die Benennung Hahnentanz blieb. Namentlich ist die Bezeichnung «um den Hahnen tanzen» im Kirwegebiet üblich. Es lag nahe, nunmehr als Preis einen Gegenstand zu bestimmen, der beim Meßti in die Augen sprang und daher besonders begehrenswert war, und das war die Tracht. So wählte man denn in unserem ganzen Gebiet ein männliches und ein weibliches Trachtstück: den Hut und das Halstuch.

Dieser Umstand, insbesondere die Verbindung von Hut und Halstuch, läßt einigermaßen einen Schluß über den Zeitpunkt zu, wann der Hahn als Tanzgewinn zuerst wegfiel. Während nämlich [1] der elsässische Bauer vom Ende des 17. Jahrhunderts ab einen Hut trug, legte die Bäuerin erst in den 1780 er Jahren ein anfänglich Flor genanntes Halstuch an, das um die Mitte des 19. Jahrhunderts in kostbarer Ausführung Mode wurde. Und in der Tat berichtet uns die mündliche Ueberlieferung, daß «früher» um einen Hahn getanzt wurde oder auch, daß man seit Menschengedenken um Halstuch und Hut tanzte. Vergleichen wir damit das, was man unter Menschengedenken zu verstehen hat, nämlich die Jugenderinnerung des Großvaters des ältesten lebenden Mannes, die erfahrungsgemäß um etwa 110 Jahre zurückführt, so kommen wir gerade in jene Uebergangszeit vom Hahn zum Halstuch. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß am Ende des 18. Jahrhunderts das Heraustanzen von Hut und Halstuch zuerst üblich wurde. Als dann die für die Meßtifreuden wenig geeigneten Zeiten der Revolution und Napoleons I. vorbei waren, wurden Hut und Halstuch — hier früher, dort später — allgemein gebräuchlich und blieben es bis tief ins 19. Jahrhundert und zum Teil noch heute. Und die Blütezeit des Tanzes um das reiche Halstuch fällt genau mit dessen Herrschaft in der Bauernmode zusammen.

Statt des Halstuches und des Hutes, namentlich seitdem dieser von den 1830 er Jahren ab unansehnlich geworden war, wurden in einzelnen Ortschaften, je nach dem Stand der Tracht und der Liebhaberei der Beteiligten, auch andere Tracht- oder Kleidungsstücke herausgetanzt. Als aber das Trachtenwesen immer mehr verfiel, sah man sich nach zeitgemäßeren Preisgegenständen um und wählte ein anderes Glanzstück des Meßti, die bürgermeisterliche Meßtiplatte oder einen beliebigen zugkräftigen Gegenstand. Oder aber die Sitte des Heraustanzens ging überhaupt ein, oder sie wurde durch eine Zettellotterie verdrängt (*Winzenheim* 1897, *Wimmenau* 1904). Das sind in Kürze die letzten Schicksale des Hahnentanzes im Elsaß.

Von den zahlreichen örtlichen Verschiedenheiten, die hauptsächlich in der Entwickelungsgeschichte der Tracht begründet liegen, sind einige erwähnenswert.

Zunächst ist es auffällig, daß im Kirwegebiet, wo die Bezeichnung Hahnentanz noch heute lebt, vielfach schon längst der Brauch des Ersatz-Hahnentanzes abgekommen ist, während in den protestantischen Meßtidörfern des Elsaß noch fast aus-

---

[1] Näheres hierüber in Kassel, Ueber elsässische Trachten. Straßburg, Du Mont Schauberg, 1907. S. 12, 16, 29 ff.

nahmslos am Meßtimontag ein Preis herausgetanzt wird. So ging der Hahnentanz in folgenden Gemeinden ein: in *Winzenbach* und *Neeweiler* a. d. Lauter um 1830, in *Salmbach* in den 1830er Jahren, *Oberseebach* 1840, *Altenstadt* 1842, *Niederlauterbach* 1844, *Aschbach* 1848, *Scheibenhardt*, *Hatten* und *Surburg* 1853, *Siegen* um 1854, *Diefenbach* bei Wörth 1857, *Oberrödern* 1850er Jahre, *Niederrödern* und *Oberlauterbach* 1860, *Memmelshofen*, *Meisenthal* und *Ingolsheim* 1862, *Stundweiler* 1863, *Niederbetschdorf* 1866, *Hofen* in den 1860er Jahren (zuletzt Hut und Geschirr), *Schleithal* und *Niederseebach* vor 1870, *Hoelschloch* und *Kleeburg* kurz vor 1870, *Riedselz* und *Leitersweiler* 1870, *Weitbruch* 1876 (der Tanz um den wirklichen Hahn erst 1901), *Trimbach* um 1870, *Hohweiler* und *Oberbetschdorf* 1888, *Hermersweiler* 1893, *Hunspach* und *Kühlendorf* 1899, *Reitweiler* 1902, *Mietesheim* 1905. Das Jahr des Abkommens des Hahnentanzes ließ sich nicht mehr feststellen für *Langensulzbach*, *Mitschdorf*, *Reimersweiler*, *Rittershofen*, *Mothern*, *Kröttweiler* und *Engweiler*.

Statt des Hutes wurde früher die seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts modische, teure Pelzkappe herausgetanzt in *Oberseebach*, *Aschbach*, *Surburg*, *Stundweiler* und *Hunspach*, was den Gewinner nicht selten 40 Franken oder Mark kostete. Ferner wurden herausgetanzt: in *Altenstadt* ein Leibchen, in *Aschbach*, *Stundweiler* und *Schleithal* eine Schürze, in *Schleithal* außerdem ein teures Männerbrusttuch und ein oder zwei seidene Männerhalstücher (Flore), in *Trimbach* ein ganzes Kleid, in *Hofen* Geschirr, in *Wörth* öfters ein Kaffeeservice.

Im Meßtigebiet, das sich größtenteils mit dem Machtbereich der Schlaufkappe deckt, wird vielfach diese letztere als Tanzpreis bestimmt, so besonders im Ackerland, zu *Pfulgriesheim*, *Olwisheim*, *Mundolsheim* und *Lampertheim*. Im Nordhanauischen zwischen *Ringendorf* und *Mietesheim* schwärmt man für die modischen kleinen Halstücher oder Foulards, die jetzt das Entzücken der dortigen Trachtenleute bilden. Der belanglose Mannshut ist fast überall unbeliebt geworden. Man bevorzugt heute die Meßtiplatten, ferner Kaffee-, Wein- und Bierservice, die dann den neuzeitlichen bäuerlichen Stuben als Ausstattungsstücke dienen. In *Quatzenheim* wurde unlängst eine Stehlampe, in der *Walk* eine Taschenuhr, in *Furchhausen* und *Winzenheim* ein Regenschirm, in *Winzenheim* außerdem ein halböhmiges Fäßchen herausgetanzt.

Eigentümlich ist der Brauch mehrerer hanauischer Dörfer, außer den Trachtstücken, und zwar am Meßtidienstag, gläserne «Salzbüchsle» herauszutanzen. Um diesen Preis, ein Geschenk des Meßtiburschen, tanzen nur die Maiden. Diese Sitte besteht

noch u. a. in *Schillersdorf*, *Rothbach* und *Mietesheim*, früher bestand sie auch in *Menchhofen* und *Mühlhausen*, bis 1847 in *Wickersheim* und bis in die 1860er Jahre in *Zöbersdorf*. Weshalb gerade Salzbüchschen den Beifall der Maiden fanden und noch finden, ist schwer zu sagen.

Aber schon beginnt das Heraustanzen an sich in Abgang zu kommen, so in *Uhrweiler*, wo man 1904 die ganze Sitte fallen ließ. Im Städtchen *Niederbronn* ging sie schon 1871 ein.

Im Anschluß an den Hahnentanz muß auch der Hammeltanz erwähnt werden. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß wir im Hammel ursprünglich ein Herbstopfertier zu erblicken haben, so kommt doch dem Hammeltanz im Elsaß[1] nicht die sittenmäßige Bedeutung zu, die er vielfach in Altdeutschland und insbesondere in der Baar[2] genießt. So weit die mündliche Ueberlieferung reicht, war und ist er einfach ein Preistanz wie ein anderer. Der Hammel ist, für frühere Jahrzehnte freilich, lediglich vom Gesichtspunkte des Schmauses zu betrachten, wo wir ihm im nächsten Abschnitte begegnen werden. In neuerer Zeit ist es vielfach Brauch geworden, daß der Gewinner ihn mit nach Hause nimmt. So war es schon 1872 in *Lingolsheim* Sitte, daß man ihn am Nachmeßti-Montag dem künftigen Besitzer feierlich übergab. Das Heraustanzen eines Hammels ist noch gebräuchlich in *Lichtenberg*, *Ingweiler*, *Buchsweiler*, *Lampertheim*, *Wolfisheim*, *Winzenheim* und wurde bis in die allerletzten Jahre u. a. betrieben in *Wörth*, *Vendenheim*, *Olwisheim*, *Eckbolsheim* (1902 sogar zwei Hämmel) und *Bischheim*, bis 1862 auch in *Gambsheim*.

Die Anschaffung der Gewinngegenstände ist Sache des Meßtiburschen. In *Stotzheim* stiftete sie früher der Bürgermeister Baron v. Andlau. In *Hunspach*, wo in der letzten Zeit kein Kirweburschmehr war, schaffte der Wirt die Pelzkappe und das Halstuch an. Das gewinnende Paar erhielt beides. Die Hahnentänzer bezahlten ihren Anteil an den Anschaffungskosten, die ganze Stube aber trank auf Rechnung des Gewinners.

In einzelnen Gemeinden wurden die herauszutanzenden Gegenstände in merkwürdiger Weise zusammengestellt. So tanzte man in *Kleeburg* in den 1860er Jahren einen Hahn und ein Halstuch heraus. Zu *Alteckendorf* wird noch heute auf der Wiese der Hahn und die Meßtiplatte und nachts im Tanzwirtshaus Hut und Halstuch herausgetanzt.

---

[1] Für den Kochersberg vgl. Stöber, Der Kochersberg, S. 52. für das Oberelsaß: Pfannenschmid, a. a. O., S. 558 ff. — [2] Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden, Killinger, 1874. II. S. 214 f. — E. H. Meyer, Badische Volkskunde, S. 233 u. 237.

Auch die Verteilung der verschiedenen Preisgegenstände auf zwei oder drei Tage ist hie und da üblich. So wird in *Mietesheim* am ersten Tag ein großes Halstuch für 40—64 M., am zweiten ein oder zwei kleine Halstücher, am dritten Salzbüchsle herausgetanzt, in *Weitbruch* am zweiten Tag Meßtiplatte und Teller, am dritten Tag Hahn, Hut und Halstuch, in *Morsbronn* (bis 1882) am ersten Tag Halstuch, am zweiten ein Dutzend Teller.

Die ganze Veranstaltung wird aber schon mit verhöhnenden Bemerkungen begleitet in *Gundershofen*, wo allerdings das Meßtivolk größtenteils aus den Eisenarbeitern des Zinsweiler Werkes besteht.

Was nun endlich das Verfahren des Heraustanzens betrifft, so ist es seit Menschengedenken im großen und ganzen dasselbe. Auf einem Balken der Tanzhütte oder auf dem Musikantentisch brennt eine Stearinkerze, die mit einem Bindfaden umwickelt ist, woran ein Trinkglas hängt. Früher war es ein Talglicht in einem Laternengestell, das man an der Wand oder am Pfosten in der Mitte des Saales oder an einem Baum der Tanzwiese aufhängte. Das Licht wird angezündet, und der Tanz beginnt. Ist nun die Kerze bis an den Bindfaden herabgebrannt, so fällt das Glas zu Boden. Das ist der Augenblick des Gewinnes. Klein [1] gibt für den Zaberner Meßti vor 1849 und Stöber [2] für den Kochersberg vor 1857 das nämliche Verfahren an. Statt des Glases wurde jedoch in *Zabern* eine Flintenkugel, im Kochersberg eine Bleikugel verwendet. Trotz eifriger Fahndung nach dieser Kugel ist es uns nicht gelungen, ihr Vorkommen im Kochersberg bestätigt zu finden. Dieses Verfahren wurde von Calmberg nach Stöbers Angaben dramatisch [3] verwertet, er läßt eine faustgroße Bleikugel auf eine Blechkanne fallen. Für die von Calmberg angegebene Zeit, das Jahr 1872, trifft es aber sicher nicht zu. In *Kleeburg* hatte man früher statt eines Glases eine $^1/_4$-Literflasche. In Lothringen steckt die an der Decke befestigte Kerze in einer Flasche.

Die Bestimmung desjenigen Tanzpaares, das beim Fallen des Glases als Gewinner zu gelten hat, geschieht auf verschiedene Weise. Zunächst numeriert der Meßtibursch die Paare, entweder in seinem Notizbuch, oder durch Einhändigung von Zetteln an die Burschen (*Schweighausen, Schwabweiler, Rothbach*), in *Ringendorf* eine Zeitlang durch Kreidezahlen auf

---

[1] Klein, Saverne et ses environs. Strasbourg, Silbermann, 1849, p. 224. — [2] Stöber, Der Kochersberg. S. 49 f. — [3] Calmberg, Das Röschen vom Kochersberg, elsässisches Lebensbild in fünf Aufzügen. Leipzig und Zürich, 1875. 2. Aufl. S. 3 f. und 20.

dem Rücken der Tänzer. Nun wird getanzt, bis das Glas fällt, oft eine Stunde lang. Es ist ein aufregender Tanz, denn niemand will zurückstehn. Nach dem alten Zaberner und Kochersberger Verfahren bekam das erste Paar einen Blumenstrauß in die Hand, den es dem nächstfolgenden Paar übergab, sobald es stille stehen mußte, um Atem zu schöpfen. Wer den Strauß in der Hand hatte, als die Kugel fiel, hatte gewonnen. Die Musik spielte sehr schnell, um die Tänzer außer Atem zu bringen und einen öfteren Wechsel des Straußes zu bewirken. Nach dem jetzt üblichen Verfahren wird der Strauß nach Anweisung des Meßtiburschen alle 1—3 Runden an einer mit Kreide bezeichneten Stelle des Tanzbodens oder alle halbe oder ganze Minute durch Ausrufen der Nummern gewechselt. Dieser Strauß hat aber heutzutage wohl allenthalben die Gestalt eines Rosmarinsträußchens, des Wahrzeichens treuer Sitte, angenommen, das in den Mund gesteckt wird und manchmal mit einem roten Bändchen versehen ist. Schon 1849 wurde in *Buchsweiler* ein Rosmarinstengel verwendet, hingegen noch 1853 ein Blumenstrauß in *Hatten* und 1876 in *St. Johann-Kurzerode*. Auch im Oberelsaß war noch bis 1878 ein Strauß im Munde die Regel. [1] Nach dem Rosmarinsträußchen wurde in *Lingolsheim* (bis 1872) das Heraustanzen geradezu als Rosmarintanz bezeichnet.

Als vereinzelte örtliche Entscheidungszeichen, die von Paar zu Paar wanderten, sind zu nennen: in *Weitersweiler* und *Dossenheim* der Hut des Meßtiburschen, der ja auch einen Strauß hatte, in *Ittenheim* ein Schlüssel, in *Weitbruch* der Hahn selbst, in *Geudertheim* die Meßtiplatte.

Zu *Buchsweiler* gewann in den 1860 er Jahren das Paar, das sich beim Fallen des Glases unter dem Talglichte befand. In *Kleeburg* (vor 1860), *Memmelshofen* (bis 1862) und *Stundweiler* (bis 1863) war von einem Pfosten in der Hütte nach der einen Wand eine Stange in der Weise gelegt, daß immer bloß ein Paar zugleich darüber tanzen konnte. Wer auf der Stange war, als das Glas fiel, hatte gewonnen. Da war dann in der Nähe immer ein Gedränge. War ein Paar auf der Stange, so tanzte es möglichst lange darauf, die andern Tänzer drängten nach, und es gab eine Schieberei. Brannte aber das Licht nahe an der Schnur, so hielt man sich etwas zurück, um im entscheidenden Augenblick schnell auf die Stange treten zu können, und es gab wieder ein Gedränge. Da war es oft für die beiden Kirweburschen, die die Laterne und die Stange im Auge behielten, schwer, eine Entscheidung zu

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O. S. 559.

treffen. Nicht selten auch tanzte beim Fallen des Glases niemand auf der Stange.

Das im Elsaß übliche Verfahren beim Hahnentanz und dem aus ihm hervorgegangenen Heraustanzen hat viel Aehnlichkeit mit dem Hammeltanz zu Hornberg in Baden[1] und mit dem Hahnentanz in der Baar,[1] insbesondere in Urach, Teinach und Markgröningen.[2] Auch dort gilt das Fallen oder das schwierige Herabstoßen eines Glases als Zeichen des Gewinnes. Vielleicht ist dieser Hahnentanz aus einem deutschen Bauerntanz des 15. Jahrhunderts hervorgegangen, bei dem der Bursche ein Glas auf dem Kopf balancieren mußte. Wer das am besten tat, der erhielt als Preis einen Hahn.[3] Hahnentänze mit anderem Gewinnverfahren sind von Böhme[4] belegt für Wien 1801, bis 1840 in Höslach in Schwaben, bis 1850 in Allgäu, bis in unsere Tage im badischen Schwarzwald.[5] Auch in Teinach und Augsburg war noch 1874 der Hahnentanz üblich,[6] in Augsburg schon 1519.[7] Ob auch im Elsaß im 18. Jahrhundert oder früher die persönliche Geschicklichkeit beim Tanzen in Betracht kam, wissen wir nicht.

Wer den Landmann kennt, den wird es nicht befremden zu erfahren, daß beim Heraustanzen nicht immer der Zufall entscheidet. Es wäre aber ganz verkehrt, von verwerflichem Betrug zu sprechen, sondern List und Verschlagenheit haben mit der Zeit den natürlichen Gang des Heraustanzens beeinflußt, und die so geschaffene Veränderung ist nun selbst zur Sitte geworden. Seit einigen Jahrzehnten ist es überall gebräuchlich, daß das Glas nicht auf natürliche Weise herunterfällt, sondern daß es absichtlich heruntergestoßen wird, und zwar vom Meßtiburschen oder einem seiner Freunde oder von einem der Musikanten, denen es nie schnell genug geht. Der Gewinner aber hat vorher mit dem Meßtiburschen «geredet», und dieser hat demjenigen Burschen den Gewinn zugedacht, der ihm das größte Trinkgeld gab und am meisten Wein guthieß, z. B. 3—5 M. und 4 Liter Wein für die Musik. Die Dorfburschen kennen gewöhnlich den Gewinner im voraus, aber sie sind mit dem Ergebnis einverstanden, weil sie dafür vom Meßtiburschen tüchtig zu trinken bekommen. In der Regel

---

[1] Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. Leipzig, Barsdorf, 1898. S. 299. — [2] Gartenlaube von 1884. S. 632 ff., wo auch das Gemälde von H. Schaumann wiedergegeben ist. — [3] Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Wien, Prag und Leipzig. 1892. II, S. 495. — [4] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. Leipzig, Breitkopf und Härtel. I. S. 171 ff. — [5] E. H. Meyer, Badische Volkskunde. S. 190. — [6] Birlinger, Aus Schwaben. II, S. 213 f. und 220. — [7] A. a. O. S. 227.

ist es ein Bräutigam, der seiner Braut das Halstuch schenkt, und nicht selten hat er es vorher sogar selbst ausgesucht. Bewirbt sich ein Angehöriger des Herrenstandes um das Meßtihalstuch, so muß er gehörig bezahlen, z. B. 10 M. oder 10 Liter Wein. In einem solchen Falle zieht der Meßtibursch gewöhnlich seine Kameraden zu Rate. Bei diesem „neuzeitlichen, entarteten Hahnentanz ist es die Sorge des Meßtiburschen, das Glas möglichst schnell zu Falle zu bringen, damit dies nicht durch die «Dummheit» eines andern Burschen geschieht, und er pflegt sich dann auch nicht an eine bestimmte Reihenfolge unter den Tanzpaaren zu kehren. In *Alteckendorf* ist die Sache einfach die, daß ein Freund des Meßtiburschen auf der Festwiese ein Glas auf einen Stein wirft, wenn der richtige Bursche das Rosmarinsträußchen im Munde hat. Der Meßtibursch ruft dann: «Het, wer het?» Der Gewinner hält das Sträußchen in die Höhe und bekommt nun den Hahn. Das ist freilich schon ein Stück Hohn auf die alte Sitte.

Der Verlauf der ganzen Veranstaltung ist nunmehr folgender. Gleich nach dem Abendessen geht der Meßtibursch herum und läßt sich «setzen». Die Burschen, die sich beteiligen wollen, setzen je nach ihrer Zahl und dem Wert des Gegenstandes 20 Pf. bis 1 M., bisweilen auch 2 M. In manchen Dörfern, so in *Ernolsheim* und *Alteckendorf*, sind die Burschen zum Einsatz verpflichtet als Entschädigung für das Vertrinken des Meßti, und dort erhebt der Meßtibursch einfach $1^1/_2$—2 M. Manchmal setzen auch die Maiden «ins Halstuch». Dies ist z. B. in *Dossenheim* gebräuchlich, und in gewissen Dörfern, so in *Ringendorf*, ist es Sitte, daß bloß Maiden um das kleine Halstuch tanzen. Ebenfalls in *Ringendorf* herrscht der Brauch, daß der Meßtibursch mit einer brennenden Kerze an den unteren Rockrand der einzelnen Tänzerinnen leuchtet, angeblich um an der Bewegung der Beine zu sehen, ob sie auch gut tanzt. Dies tut er trotz seiner gebeugten Haltung und selbst tanzend mit großer Gewandheit, so daß das Licht durch den Luftzug des fliegenden Rocks nicht ausgelöcht wird. Bis in die 1860er Jahre herrschte dieser Brauch im Hanauerland, und oft tanzten mehrere Burschen hintereinander mit den Talglichtern. Sobald das Glas fällt, hört die Musik auf, und der Gewinn wird überreicht. Oft legt der Gewinner des Halstuches dieses selbst zum Scherz an, gewöhnlich hängt er es aber seiner Tänzerin um. Ist es zu heiß, oder sollen die Tanzkleider geschont werden, so kennzeichnet der Meßtibursch die glückliche Gewinnerin dadurch, daß er ihr ein rotes Band um den rechten Oberarm anlegt. Für jeden Gegenstand erhält das gewinnende Paar drei allein, und nicht selten lassen sich Meßti-

bursch und Musik dafür nach allgemeinem Brauch noch durch einige Maß Wein entschädigen.

Nicht immer gelingt es, für die Meßtigewinne Liebhaber zu finden, eben wegen der großen Kosten. Dann geht es auch wohl ausnahmsweise ehrlich zu, und nötigenfalls läßt der Wirt seine Aufwärter und Aufwärterinnen mitsetzen, damit der Meßtibursch wenigstens zu seinen Auslagen kommt. Ein besonderer Spaß ist es für die Burschen, einen angeheiterten Mann zum Setzen zu veranlassen. Oft ist es ein alter Mann, der aus seinem Rausch erst erwacht, wenn das herabrollende Glas ihm den Gewinn, aber auch die bedeutenden Unkosten des Drei-allein-Tanzens ankündigt. Mit Vorliebe bereiten die Burschen diese Ueberraschung einem vorwitzigen Fremden oder einem vertrauensseligen Tänzer aus dem Herrenstande. Auf dem *Dunzenheimer* Meßti ließ einmal in den 1850er Jahren ein Mann aus Ingenheim in fröhlicher Weinlaune seine Großmutter heraustanzen, die den Fehler hatte, zu lange zu leben. Wie vorauszusehen war, gewann er sie wieder und mußte unter ungeheurer Heiterkeit eine Menge Wein bezahlen.

Oft gibt der Hahnentanz Anlaß zum Streit. Sind mehrere Burschen mit festen Liebsten da, die alle gern das Halstuch hätten, so entstehen von vorneherein Reibereien. Beim Heraustanzen sucht dann der Anhang eines jeden Burschen das Licht samt dem Glas herunterzuwerfen, trotzdem das Halstuch bereits einem bestimmten Burschen zugesichert ist. Manchmal geht das Büchlein mit den Namen und Nummern der Hahnentänzer verloren, und es kam schon öfters vor, daß der Meßtihammel aus dem Stall verschwunden war, wenn ihn der Gewinner abholen wollte. Besonders müssen hierbei die Auswärtigen vorsichtig sein. Mehr als einmal bekam ein Fremder im entscheidenden Augenblick das Rosmarinsträußchen von einem einheimischen Burschen einfach aus dem Munde gerissen. Um diesem Schicksal zu entgehen, warf einmal ein Ernolsheimer Bursche auf dem *Dossenheimer* Meßti auf den Rat des Meßtiburschen das Sträußchen zum Fenster hinaus. Als das Glas fiel, konnte sich niemand anders melden, da keiner den Rosmarin hatte, und so erhielt der Ernolsheimer das Halstuch für seine Braut.

Eine zweite Form der Verwendung eines Hahnes ist das Hahnenschlagen. Diese Sitte ist in Deutschland weit verbreitet. Sie kommt auch im Böhmerwald[1] und in England und

---

[1] Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. 2. Aufl. Leipzig, Barsdorf, 1898. S. 370.

sogar in Madrid[1] vor. Es liegt ihr die altgermanische Anschauung zu Grunde, daß in dem Getreide auf dem Feld ein geisterhaftes Wesen in Gestalt eines Hahnes[2] haust, das durch das Abschneiden der letzten Garbe getötet wird.[3] Diese Tötung wurde in sinnbildlicher Weise mit einem wirklichen Hahn unmittelbar nach der Ernte vorgenommen. In späterer Zeit löste sie sich vom Ernteakt los und wurde als Hahnschlagen, Topfschlagen und Hahnreiten zur selbständigen Volksbelustigung in verschiedenen Zeiten des Jahres.[4] Dieses Spiel hat sich im Elsaß mit dem Kirchweihfeste verbunden oder wurde mit ihm als einem Erntefeste aus altersgrauer Vorzeit überliefert.

Das Hahnenschlagen ist im Meßtigebiet nachzuweisen in *Weitersweiler* bis 1876, in *St. Johann-Kurzerode* bis 1877, in *Neuweiler* bis 1899, in *Dossenheim* bei Zabern besteht es noch.

Die in *Dossenheim* übliche Art des Hahnenschlagens ist folgende. Am Meßtidienstag nachmittag zieht das Meßtivolk auf eine Wiese. Ein Bursche trägt den lebenden Hahn in einem Rückkorb mit. Man hängt ihn draußen an einer zwischen zwei Bohnenstangen ausgespannten Schnur auf. Nacheinander tanzen die Burschen um den Hahn herum «den Hahnentanz». Sie bekommen einen Säbel in die Hand und müssen nun mit verbundenen Augen die Schnur zu durchhauen suchen. Wem es gelingt, der gewinnt den Hahn und tanzt mit seinem Maide und dem Hahn drei allein. Wie beim Heraustanzen, war der Gewinner schon im voraus bestimmt. Das Hauen nach dem Seil ist eine Milderung der früheren Sitte des Schlagens nach dem Hahn selbst, die auch in *St. Johann-Kurzerode* üblich war und noch im Kreise Bolchen mit einem Stocke geschieht. Dann zieht die Gesellschaft nach dem Tanzhause. Vor diesem tanzt das Gewinnerpaar wiederum drei allein, wie vorher. Dann wird der Hahn geschlachtet. Solange er blutet, spielt die Musik eine Trauerserenade. Das Blut wird in einer Schüssel aufgefangen und wurde früher von den Burschen getrunken. Heutzutage wird es durch Rotwein versinnbildlicht, und der Bursche, der den Hahn geschlachtet oder ihm mit dem Säbel den Kopf abgehauen hat, begleitet die Aufforderung zum Trinken scherzweise mit der Frage: «Wer hat Courage?» Sollte dieser Brauch, der übrigens im Elsaß einzig dasteht, nicht auf ein altes Tieropfer mit Auffangen des

---

[1] Fahne, Der Carneval. Köln u. Bonn. Heberle. 1854. S. 149. — [2] Mannhardt, Die Korndämonen. Berlin, Dümmler. 1868. S. 1. — [3] A. a. O. S. 5. — [4] A. a. O. S. 16.

Blutes in einem Opferkessel und einer gemeinschaftlichen Opfermahlzeit hindeuten? In den Dossenheimer Gebräuchen ist 1906 und 1907 insofern eine Aenderung eingetreten, als der auf die Wiese mitgebrachte Hahn schon vorher geschlachtet war und dann vor dem Wirtshaus eine Scheinschlachtung stattfand.

Eine andere Form des Hahnenschlagens ist das in *Weitersweiler* und *Neuweiler* üblich gewesene «Aushauen». Zu *Weitersweiler* wurde am 2. Meßtitage ein geschlachteter Hahn mit den Füßen an einer langen Stange angebunden und zum Fenster des Tanzwirtshauses hinausgehängt,[1] in *Neuweiler* band man einen lebenden Hahn mit den Füßen an eine Platane im Hofe der Wirtschaft. Der Reihe nach hieb nun jeder Bursche mit einem Säbel und verbundenen Augen dreimal nach dem Tier. Wer den Kopf abhieb, hatte gewonnen. In ähnlicher Weise wurde früher im Kreise Château-Salins nach einem eingegrabenen Hahn, im Kreis Bolchen nach einem Ei geschlagen. In allen Fällen mußte der Gewinner den Hahn zubereiten lassen. Darüber im nächsten Abschnitt.

Die Sitte des Hahnenschlagens schließt übrigens die des Hahnentanzes, d. h. des Tanzes um Hut und Halstuch nicht aus.

Der Hahnenimbs.
Schmausereien im Wirtshaus.

Im Hahnenimbs haben wir wohl die Ueberreste eines Opfermahles zu erblicken, das abgehalten wurde, um dem im Getreide gedachten Vegetationsgeiste, dem Getreidehahn, nach

[1] Ueber die Entstehung dieser Sitte erzählt man sich in *Weitersweiler* folgende lustige Geschichte. Es flog einmal ein fremder Vogel ins Dorf, der nur immer «Kuckuck» rief. Man brachte das seltsame Tier, das niemand kannte, aufs Gemeindehaus, wo es auf Kosten der Gemeinde verpflegt wurde. Da dies aber zu kostspielig wurde, beschlossen die Räte, daß der Vogel der Reihe nach zu allen Bürgern geschickt und von diesen gefüttert werden sollte. Derjenige aber, bei dem der Vogel wegen schlechter Verpflegung verenden würde, sollte der Gemeinde die sämtlichen Fütterungskosten vergüten. Eines Tages verendete das Tier bei einem Schuster, der auch im Gemeinderat war. Um nun der festgesetzten Strafe zu entgehen, schlug der Schuster vor, der Jugend eine Freude zu bereiten, den Vogel zu töten und auf die jetzt noch übliche Weise «aushauen» zu lassen. Der Gewinner solle den Vogel zu einem Imbiß zurüsten lassen und die Kosten bezahlen. Der Rat ging auf den Vorschlag ein, und zum Andenken wird seitdem am 2. Meßtitage ein Kuckuck oder in Ermangelung desselben ein Hahn «ausgehauen». Daher stammt auch der Uebername der Weitersweilerer: die Kuckucke. Die Geschichte beweist weiter nichts, als daß die Sitte schon recht alt ist.

glücklich eingebrachter Ernte zu danken und seine Gunst weiterhin sich zu sichern.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß in der Blütezeit des Tanzes um einen leibhaftigen Hahn dieser auch von den beteiligten Tänzern verspeist wurde. Ein wirklicher Hahn wurde in den letzten Jahren nur noch gegessen in *Alteckendorf*, *Schwindratzheim*, *Lampertheim* und *Dossenheim*, ferner bis gegen 1870 in *Waltenheim* und *Kleeburg* und bis 1894 in *Weitbruch*. Mit Ausnahme von *Lampertheim* sind das lauter Dörfer, wo man auch um einen wirklichen Hahn tanzte. In *Mietesheim* wurde aber schon in den 1820er Jahren der herausgetanzte Hahn nicht mehr verspeist, in *Hunspach* ebenfalls nicht, wo man zwischen 1835 und 1840 statt dessen Gänsebraten aß. Auch in den eben erwähnten Dörfern legt man kein Gewicht mehr auf das Hahnenessen. Nur die *Dossenheimer* Jugend scheint einen guten Hahnenbraten zu lieben, denn es werden dort außer dem Preishahn noch andere Hähne dazugekauft und gemeinsam verspeist.

Im übrigen erging es dem Hahnenimbs wie dem Hahnentanz. Der Hahn verschwand vom Tische, und der Hahnenimbs hat sich allmählich zu einem gewöhnlichen Essen gestaltet, während der Name Hahnenimbs blieb. Am meisten ist er in dieser Form noch im Nordhanauischen im Schwung, etwa von *Alteckendorf* und *Obermodern* ab nördlich. In *Oberseebach* kam er schon um 1840 ab, in *Gunstett* 1869, in *Weitersweiler* 1876, in *Morsbronn* 1882, in *Hunspach*, wo man am Nachkirwe-Sonntag noch an den «Hahnentisch» ging, 1899, in *Mitschdorf* vor wenigen Jahren. Am Hahnenessen beteiligen sich diejenigen Paare, die am Hahnentanz teilgenommen haben. Nach altem Brauch muß der Bursche, welcher den Hahn bezw. das Halstuch gewonnen hat, den Imbs bezahlen, wofür er am Hahnentisch oben ansitzen darf. Den Wein liefern die Burschen selbst. Umgekehrt war der Gewinner im Hahnentanze zu *Schillersdorf* vor 1870 mit seinem Maide zehrfrei, mußte aber der Musik 5 Fr. geben.

In *Mietesheim*, wo der Hahnenimbs noch am ausgeprägtesten ist, geht er, wie folgt, vor sich. Schon am Sonntag beim Feierabend setzt der Meßtibursch jedem Maide, das an den Hahnentisch kommen soll, zwei neue Blumenteller zum Mitnehmen vor. Der Bursche muß sie bezahlen, dabei wird der Kaffee getrunken. Am Montag um Mitternacht stellt er wieder zwei Teller hin. Dann setzt man sich an den Hahnentisch. Es gibt ein «vollständiges Essen»: Suppe und Rindfleisch, Bratwürste mit Weißkraut, Kalbsbraten und Salat. Kuchen und Torte werden zum Mitnehmen «eingebunden». Am

Dienstag Abend beim Kaffee erhält jedes Maide, das am Hahnentisch war, nochmals zwei Blumenteller, so daß es nunmehr ein halbes Dutzend hat. Das Paar kostet 24 Su. Der Hahnenimbs, mit allem, was drum und dran hängt, ist also eine kostspielige Sache. Deshalb führt auch der Bursche sein Maide in der Regel nur dann an den Hahnentisch, wenn er ernste Absichten hat, und darauf wird von den andern Burschen geachtet.

Entgegen dem Hahn wird das andere Opfertier, der Hammel, wie auch anderwärts in Deutschland,[1] noch häufig verspeist, lediglich wohl nur deshalb, weil es sich für eine größere Beteiligung sehr gut eignet, was man vom Hahne nicht sagen kann.

Im allgemeinen ist sonst der Zusammenhalt der Hahnentänzer schon sehr gelockert. Doch findet man hie und da noch Reste des gemeinsamen Hahnenimbses, so in *Oberseebach*, wo die Burschen mit festen Liebschaften im Wirtshause zu Nacht speisen und für sie eigens Torten zum Mitnehmen backen lassen, ferner in *Engweiler*, wo jeder Bursche ein Kaninchen mitbringt und der Meßti mit einem gewaltigen Essen von oft 30 Kaninchen beschlossen wird, und in der *Walk*, wo sich die Jugend der benachbarten protestantischen Dörfer schon am Sonntag Nacht zusammenschließt und erst bei Tagesanbruch vom Tische aufsteht, um ans Heimführen zu denken. Diese Schmausereien beschränken sich nicht mehr auf die Hahnentänzer, doch gilt für die Burschen die untere Altersgrenze von 17 Jahren.

Aber gewöhnlich ist das Mahl im Tanzwirtshause jedermann zugänglich, vorausgesetzt daß überhaupt Sinn und Geld für solche Schmausereien vorhanden ist. *Dettweiler* und *Vendenheim* genossen früher in dieser Hinsicht weit und breit einen berechtigten Ruf. Nicht selten mußten mehrere Schweine geschlachtet werden, 60 und mehr Kugelhopfe, 30 Torten und ganze Körbe voll Hirzhörnle wurden gegessen und nachher Zuckerwein getrunken. In *Geudertheim* ist es zur Sitte geworden, daß auch verheiratete Einheimische im Wirtshaus essen. Heutzutage begnügen sich Bursche und Maide vielfach schon mit einem Paar Knackwürstchen oder einem «Serwila» (frz. cervelat) oder einem Stückchen Käse, und dazu trinkt man ein Glas Bier.

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O. S. 292, wo noch weitere Literatur angegeben ist. — Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O. S. 362.

Das Begraben, Verbrennen, Ertränken. Der Meßtibär.

Den Schluß des Hauptmeßti bilden gewisse Veranstaltungen, die in scherzhaft-feierlicher Weise verlaufen, aber ursprünglich einen tieferen religiösen Sinn hatten. Sie sind wohl als Ueberreste alter Opferfeste und Grabgeschenke an die die Vegetation schaffenden, verschiedengestaltigen Geister aufzufassen.[1] Wir finden sie in irgend einer Form, durch ganz Deutschland: Vergraben eines Roßschädels, einer Puppe, der gefüllten Kirmeßflasche, zerschlagener Gefäße oder anderer Kirchweihgegenstände, Verbrennen einer Puppe oder eines Bundes Stroh, Herumführen eines Vermummten, «der krank gewordenen Kirmeß», Versenken einer Puppe ins Wasser.[2]

Auch im Elsaß hat die sinnbildliche Beendigung des Festes verschiedene Gestalten angenommen. Sie hat sich noch bis in die allerletzte Zeit erhalten in *Westhofen*, *Garburg*. *Heinrichsdorf*, *Mundolsheim*, *Härtigheim*, *Hördt* und *Oberhofen* bei Weißenburg.

Am häufigsten finden wir das Begraben des Meßti. Am Nachmittag des letzten Meßtitages, Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag, zieht die ganze Meßtigemeinde mit Musik hinaus vor das Dorf, auf eine Wiese oder in einen abgelegenen Winkel. Ein Teilnehmer, der ursprünglich den Vegetationsgeist vorstellen sollte, ist in besonders drolliger Art verkleidet, er wird auf einem Schubkarren gefahren oder geht zu Fuß mit. In *Dossenheim* (bis 1890) hatte man ihm z. B. das Hemd über die Kleider gezogen und eine alte lothringische «Nebelskappe» oder einen Dreispitz aufgesetzt. In *Oberbronn* (1897) trug er Kaminfegerskleider oder einen alten Hut mit einer Strohschärpe. In *Weitersweiler* (bis 1876) setzte man ihn in einen Korb und gab ihm einen Kugelhopf. Auch in *Hölschloch*, *Hochfelden* und *Dettweiler* (vor 1870) ging ein vermummter Bursche mit. Sehr beliebt ist bei diesem Aufzuge die volkstümliche Gestalt des Bärs. Ein armer Teufel, dem man einige Groschen und tüchtig zu «saufen» gibt, wird in eine Verkleidung gesteckt. Man zieht ihm einen Schafspelz an oder Weiberkleider, einen alten

---

[1] Ausführliches hierüber bei Pfannenschmid, a. a. O. S. 308 ff — [2] Näheres bei Pfannenschmid, a. a. O. S. 302 ff., wo auch Literatur zu finden ist. — Rheinsberg-Düringsfeld, a. a. O. S. 362 ff. — Montanus. Die deutschen Volksfeste. Iserlohn und Elberfeld, Bädecker, 1854. S. 59 f.

mit Stroh ausgestopften Mantel, ein Hanswurstkleid, einen altmodischen Bauernrock mit dem Schippen-Aß oder ein Paar Ohrenkappen, man schwärzt ihm auch wohl das Gesicht. Als Kennzeichen des Bärs hat er einen Stock und wird an einer Kette durchs Dorf geführt. Seine Rolle, das Tanzen, Brummen, Brüllen und Fauchen, spielt er in täuschender Weise, und die Zuschauer kommen aus dem Lachen über seine drolligen Sprünge nicht heraus, besonders wenn er wegen seiner Ungeschicklichkeit vom Bärenführer noch reichlich Prügel bekommt und gar auf dem Boden herumgerollt wird. In diesem lustigen Aufzuge trägt der Meßtibursch eine Flasche Wein oder ein leeres Bierglas, zwei andere Burschen Hacke und Schaufel. Während sie ein Loch graben, spielt die Musik eine Mark und Bein erschütternde Trauerarie, und die Anwesenden stimmen in ein möglichst klägliches Heulen, Schluchzen und Weinen ein. Einer der Burschen hält dann auf den verstorbenen Meßti eine ergreifende Trauerrede, zum letzten Male wird die Flasche herumgegeben und geleert und dann in die Grube geworfen. In *Kaltenhausen* wurde früher an allen vier Ecken des Dorfes eine Vertiefung gegraben. Man nahm ein Faß Bier mit, das während der Veranstaltung geleert wurde, und goß in jedes Loch ein Liter Bier. Zum Schluß wurde dasselbe schnell zugedeckt und über dem «Grab» ein Galopp im Kreise getanzt. Dann ging es nach dem Tanzhause zurück, wo der Rest des Tages mit Trinken, manchmal auch beim Tanze zugebracht wurde.

In *Heinrichsdorf* verkleiden sich alle Burschen. Sie fahren ein Fäßchen Bier auf eine Anhöhe vor dem Dorf, wo sie den Meßti beweinen und das Bier austrinken. Dabei wird der Meßti in Gestalt eines Stückes Holz begraben.

Beim Begraben wird und wurde unseres Wissens im Elsaß ein Strohmann als Vertreter des vermummten Menschen nicht verwendet. Hingegen hat sich die Gestalt des Bärs von der Handlung des Begrabens vielfach losgelöst und wird nun zum Beschluß des Meßti durch alle Dorfgassen geführt, so namentlich in *Weyersheim* (bis 1853), in *Kaltenhausen* (vor 1890), in *Mühlhausen* (vor 1890), wo der Bär mit zwei eisernen Hafendeckeln einen Höllenlärm verführte, in *Mundolsheim* und *Hürtigheim* noch heute. Namentlich in *Hürtigheim* ist der Meßtibär noch sehr im Schwunge. Er sammelt sogar Geld auf einem Teller und macht dabei ein ganz gutes Geschäft. Und in *Schiltigheim* konnte man 1905 im Meßtizuge einen Meßtibär sehen, den sein Pelz so in Schweiß brachte, daß er bald zu seiner Haut hinausfuhr.

Eine zweite, seltenere Form der Beendigung des Meßti ist

das Verbrennen. Man verwendet hierbei einen Strohmann oder eine Puppe, die auf einer Leiter feierlich hinausgetragen wird, so in *Gunstett* (noch 1894), *Kirweiler* (noch nach 1870), *Obermodern* (bis in die 1860er Jahre). In *Melsheim* war schon in den 1840er Jahren der Strohmann zu einem Bosen Stroh verkümmert, desgleichen in *Mühlhausen* in den 1860er Jahren und in *Schwindratzheim*, wo der Meßti 1897 zum letzten Mal verbrannt wurde. Die Asche wurde nebst einer Flasche Wein in ein Loch vergraben, letztere auch einmal mit einem Gewehr zerschossen. Im übrigen waren die Gebräuche dieselben wie beim Begraben.

Das Verscharren einer Flasche Wein ist weit verbreitet, namentlich im Kirwegebiet. Da sie aber natürlich sofort nachher von andern Burschen wieder herausgehackt und geleert wird und demnach ihren ursprünglichen Zweck, die die Vegetation befördernden Geister durch ein Opfer zu erfreuen und während des Winters zu stärken, nicht erfüllen kann, so wird das Vergraben vor dem «Holen» der nächstjährigen Kirwe wiederholt, wie wir bereits früher gesehen haben.

Das «Vertränken» des Meßti steht in unserem Gebiete ganz vereinzelt in *Geudertheim* da (bis 1902). In feierlichem Aufzug wird ein Strohmann mit großem Hut an die Zorn getragen und hineingeworfen. Während er fortschwimmt, tanzt die fröhliche Gesellschaft am Ufer und zieht nachher zum Tanzhause zurück. Im Kilbegebiet herrschte derselbe Gebrauch früher in *Rufach*[1] und *Reichenweier*.[2] Um eine Stufe höher steht die gleiche Veranstaltung zu *Hördt*. Dort wird das sehr lebhaft betriebene Herumführen des Bärs dadurch beendigt, daß man ihn in die Dorfschwemme wirft, wo er gewaschen wird und «durchbaden» muß. Dieser Vorgang wurde vor wenigen Jahren einmal mit solcher Roheit ausgeführt, daß der Gendarm ein Protokoll darüber aufnahm. Nach Belehrung durch den Bürgermeister unterließ er aber die Meldung. Auch in *Andolsheim* im Oberelsaß wurde früher ein leibhaftiger Mann in eine Pfütze geworfen.[3]

Das Begraben, Verbrennen und Ertränken des Meßti ist seit der Einschränkung der Meßtidauer immer mehr zurückgegangen und auch im einzelnen verkümmert. In *Garburg* verkleiden sich am Meßtidienstag einige Burschen, setzen Schlaraffen auf, machen allerlei Sprünge und Faxen im Dorf, sammeln Eier und Geld, und das nennen sie das Begraben des Meßti. In *Hochfelden* sprangen in den 1870er Jahren

[1] Pfannenschmid, a. a. O. S. 561 f. — [2] S. 563. — [3] S. 562.

betrunkene Burschen auf der Straße herum und ergötzten sich an einem Kameraden, der bis an den Hals in einem Sack steckte. Er sprang herum, bekam Bier eingegossen und Knackwürste zu essen, wobei er unheimliche Fratzen schnitt, und die ganze Gesellschaft sang bis zum Ueberdruß, wohl hundert Mal:

O jerum, o jerum!
Der Meßti isch herum!

Wenn man heutzutage vom Meßti-Begraben spricht, so versteht man darunter: den Meßti mit einem gewaltigen Trunk beendigen. Ja dieser Ausdruck ist im Elsaß weit und breit, auch außerhalb des Meßti, geläufig im Sinne von Trinken bis zur Bewußtlosigkeit.

Diese Meßtisitte hat auch verschiedentlich Anlaß zu unliebsamen Vorkommnissen gegeben. Es liegt nahe, angesichts des Ausdruckes «Begraben» an die religiöse Zeremonie der Beerdigung zu denken und sie in der übermütigen Laune des Rausches oder des Katzenjammers nachzuahmen und noch andere kirchliche Gebräuche dazu zu verspotten. So wurde 1843 beim Begraben des *Kilstetter* Meßti die Kreuzigung Christi verhöhnt. Die Burschen führten eine Leiter auf einem Schubkarren herum. «Christus» stieg auf die Leiter, bekam Mistjauche zu trinken und sagte dann: «Es ist vollbracht!» Auf dem *Hattmatter* Meßti leitete in den 1860er Jahren ein Buchsweiler Musikant das Begraben mit einem katholischen Kirchenlied und einem protestantischen Gesangbuchvers ein und hielt dann eine seichte «Grabrede». Dieses Vorkommnis trug ihm den Spitznamen «der Vicari» ein. Vor 1870 beschimpften mehrere Burschen und Musikanten auf dem *Kirweiler* Meßti die jüdischen Zeremonien durch eine förmliche dramatische Behandlung des Bestattens. 1877 wurde der Meßti von *Weschheim* und später derjenige von *Breitenbach* bei Weiler unter Verhöhnung kirchlicher Gebräuche begraben.

In allen diesen Fällen wurden die Beteiligten zu empfindlichen Gefängnisstrafen verurteilt.

Zwar nicht am Meßti, aber doch um das Begraben des Meßti nachzuahmen, fand 1904 am Aschermittwoch zu *Bischheim* ein vollständiger Leichenzug statt. Er wurde durch einen Harmonikaspieler eröffnet, ein ehemaliger Meßdiener sang die Totenmesse, und der Verstorbene wurde durch eine Puppe auf einer Tragbahre dargestellt. Die Veranstalter kamen mit je 20 M. Geldstrafe davon.

Das Ende des Festes.

Ist einmal der Meßti begraben, so hat das weitere Zusammensein des Meßtivolkes jeden festlichen Anstrich verloren. Man ist müde und abgespännt, und mancher ist auch mit seinen Mitteln zu Ende. Hie und da finden sich noch einige Tanzpaare zusammen, wenn die Musikanten ihnen willfährig sind, aber es ist kein Ernst mehr vorhanden. Auf dem Tanzboden zeigen einige Burschen ihre Geschicklichkeit im Springen und Ringen und führen Kraftproben vor, die schon mehr als einmal in Schlägereien ausarteten. Die Zahl der «starken Männer» ist ja auf dem Lande, besonders bei solchen Gelegenheiten, immer groß, und der Ruf eines starken Mannes ein begehrenswerter Vorzug, namentlich in den Augen der Maiden. 1908 kam ein Bursche in *Mietesheim* auf den Gedanken, auf einer eisernen Verbindungsstange des Tanzsaales in 3 Meter Höhe einen Walzer zu tanzen. Er verlor aber das Gleichgewicht und brach einen Arm.

Wenn sich dann jede Ordnung von selbst aufgelöst hat und die Maiden längst in den Federn ruhen, vertreiben sich die Unverwüstlichen die letzten Stunden beim Glase, so lange sie der Wirt behält. Es erscheinen auch die Schmarotzer und die alten Unfüllbaren des Dorfes, die sich überall da zusammenziehen, wo es umsonst zu trinken gibt. Sie berauschen sich auf Kosten der Burschen und müssen sich dafür zur allgemeinen Ergötzung die derbsten Spässe gefallen lassen, in denen man ja auf dem Lande unerschöpflich ist.

Oft ist es schon heiter heller Tag, wenn die allerletzten nach Hause wanken. Noch einige Zeit «steckt ihnen der Meßti in den Rippen», und mancher findet die ganze Meßtiwoche hindurch keinen rechten Anfang zur Arbeit, bis der Nachmeßti in seine Rechte tritt.

Die Jahrmärkte.

Die Bedeutung der Jahrmärkte hängt auf das engste mit den Verkehrsverhältnissen ihrer Zeit zusammen. Während sie im 14. bis 18. Jahrhundert die wichtigste und oft die einzige Gelegenheit bildeten zum Umsatz gewisser Waren, insbesondere von Verbrauchs-, Haushaltungs- und Bekleidungsgegenständen beim Landvolk, nahm ihre Wichtigkeit mit der zunehmenden Erleichterung des Verkehrs durch gut fahrbare Straßen, durch

Eisenbahn und Post, mit der Verbesserung der Verkehrsmittel und in neuester Zeit mit der Ausdehnung des Hausierhandels stetig ab. Auf den Jahrmärkten strömten die Menschen nach Tausenden zusammen, und darum waren sie für die betreffenden Gemeinden eine ergiebige Einnahmequelle, die von der Gunst weltlicher und geistlicher Fürsten viel begehrt wurde. Diese versahen die Jahrmärkte, um ihre Einträglichkeit noch zu erhöhen, mit allerlei Vorrechten, so mit Sicherheit für Leib und Gut der Teilnehmer, mit der Befreiung von Zöllen und Abgaben, mit der Beschleunigung des Verfahrens bei Prozessen und anderen Vergünstigungen.

Die Handelsbeziehungen der freien Reichsstadt *Straßburg* mit Venedig, der Lombardei, Antwerpen, Flandern, Lyon, Reims, Nanzig, Köln, Mainz, Frankfurt, Trier, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Basel und vielen anderen Städten[1] ermöglichten es, die elsässischen Jahrmärkte mit den auserlesensten Waren und Stoffen reichlich zu versehen.[2] Aber auch an einheimischen Erzeugnissen fehlte es nicht. So wurde beispielsweise im 16. und 17. Jahrhundert die Wolle der Grafschaft Hanau-Lichtenberg diesseits des Rheins auf den beiden Jahrmärkten zu *Pfaffenhofen* feilgehalten. Die Bedeutung dieser Wollmärkte wurde dadurch erhöht, daß auf Befehl des Grafen Johann Reinhard I. von 1602 dessen Untertanen bei Vermeidung schwerer Strafe alle ihre Wolle bringen mußten und sie sonst an keinem Ort verkaufen durften.[3]

Die Jahrmärkte fanden in der Regel an Wochentagen statt. In welchem Umfange solche auch an Sonntagen abgehalten wurden, davon konnten wir keine andere Spur finden als das Zeugnis der Hanauischen vermehrten Kirchenordnung von 1659, die (S. 88) entrüstet ausruft: «Ich glaub, daß der leidige Teuffel die Jahrmärckte auff den Sontag verordnet hat, GOtt dem HErrn zu spott, daß Gottes Werck verhindert werde!» Die Jahrmärkte waren oft in eigentümlicher Weise festgelegt, gewöhnlich unter Bezugnahme auf Heiligentage oder kirchliche Festtage. Sie waren aber, wie die Kirchweihfeste, so eingerichtet, daß sie mit anderen Jahrmärkten im Umkreis von 30—40 Kilometern nicht zusammenfielen und ihnen nicht schadeten. So wurden die beiden Jahrmärkte zu *Reichshofen* auf den 2. Dienstag nach Michaelis und den 1. Dienstag nach Georgi, die zu *Hagenau* aber auf den 1. Dienstag nach Micha-

[1] Revue d'Alsace. 1850, p. 65 ff. — [2] Ueber diese Verhältnisse finden sich gewiß in manchen Archiven zerstreute Aufzeichnungen, die in volkswirtschaftlicher Hinsicht wertvoll sind. — [3] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, S. 305.

elis und den 2. Dienstag nach Georgi, jeweils auf 7 Tage festgesetzt.[1] Die *Buchsweiler* Jahrmärkte fanden vor der Revolution während 2 Tagen statt: am 1. Dienstag im März, am Dienstag vor dem Fronleichnamstag, am Dienstag vor Mariä Geburt und am Dienstag nach St. Nikolaus. Als mit der Einführung des Revolutionskalenders andere Bezeichnungen notwendig wurden, stellten sich Unzuträglichkeiten ein, und 1806 mußte der alte Zustand wiederhergestellt werden.[2] Die Verlegung der alten *Straßburger* Martinimesse auf Johanni (1414) war sogar von so einschneidender Bedeutung, daß die Stadt dem Kaiser Sigismund dafür 2000 Goldgulden (nach heutigem Geldwert 66000 M.) verehrte.[3] Und solcher Widerstreite, von denen derjenige zwischen *Hagenau* und *Bischweiler* wegen des Pfeiferjahrmarktes 1749 besonders bekannt ist,[4] fanden bis in die neueste Zeit viele statt.

Denn auch heutzutage halten die Gemeinden noch an den Jahrmärkten, trotz ihrer Nachteile, die hauptsächlich im auswärtigen Wettbewerb und oft genug in minderwertiger Ware bestehen. Manche Jahrmärkte sind durch einen jahrhundertelangen ruhmvollen Bestand so in dem Volksbewußtsein eingewurzelt, daß es schwer halten würde, sie abzuschaffen. Noch heute üben der *Buchsweiler* Maimarkt, der *Hochfelder* Meßti und der *Pfaffenhöfer* Petersmarkt eine solche Anziehungskraft aus, daß bis auf zwei Wegstunden im Umkreis alles hinströmt. Knechte und Mägde füttern des Morgens das Vieh, dann arbeiten sie nichts mehr und ziehen bereits gegen 10 Uhr in hellen Haufen zu den Jahrmarktsfreuden. Nicht selten wird diese Freiheit beim Dienstantritt ausdrücklich ausbedungen.

Ueber die Entstehungsweise der Jahrmärkte besteht kein Zweifel. Sie bildeten sich von selbst oder durch Bewilligung der Regierungen infolge der Bedürfnisse des Handels und Verkehrs, also vorwiegend in Städten und Marktflecken, nur vereinzelt in Dörfern. Mit Ausnahme von *Straßburg* setzten sie sich wohl überall an die Meßtage und Kirchweihen dergestalt an, daß sie mit ihnen eine größere Veranstaltung von mehrtägiger Dauer bildeten, die eine kirchliche Feier, weltliche Vergnügungen und Handelsgeschäfte umfaßte. Der Jahrmarkt ging in dieser Veranstaltung ganz auf, die die Gesamtbezeichnung Meßtag oder Kirchweih behielt. Das geht u. a. aus einem

---

[1] Gemeindearchiv zu *Reichshofen*. — [2] Stadtarchiv von *Buchsweiler*, Gemeinderatsbeschluß vom 27. 1. 1806. — [3] Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsaß. Straßburg, 1843. B. III, S. 102. — [4] Auszüge aus den Archiven der Stadt *Bischweiler*. Bischweiler, Posth., o. J., S. 11.

Kanzleiprotokoll der Buchsweiler Regierung von 1565 hervor,[1] wonach man «in allen ämtern, da kein jarmarkt sind, die meßtag abstellen soll, und bleiben meßtäg zu *Buchsweiler*, *Neuweiler*, *Pfaffenhofen*, *Obermodern*, *Westhofen* und *Hutten*.»

Da wo mehrere Jahrmärkte stattfanden, wurde der eine mit Meßtag oder Kirchweih bezeichnet, der oder die anderen nach der Jahreszeit oder einem Heiligen, z. B. in *Buchsweiler* Halbfasten-, Mai-, Meßti- und Christkindelsmarkt. Erstere Benennung blieb auch für die mit der weltlichen Kirchweih verbundenen Jahrmärkte derjenigen Gemeinden, wo seit dem 19. Jahrhundert das kirchliche Kirchweihfest als Patronstag gefeiert wird. So werden im Volksmunde die Kram-, Zwiebel- und Viehmärkte zu *Zabern* und *Wasselnheim* von Alters her unter dem Namen Meßti zusammengefaßt. *Brumath* hält 1603 «Meßtag uf Invocavit und uf Bartholomäi Jahrmarkt.»[2] Noch heute richtet sich der Brumather Meßti nach Bartholomäi, der Jahrmarkt findet 4 Wochen später statt. Die *Niederbronner* Kirwe wird zusammen mit dem Spätjahrsjahrmarkt am Theresentag abgehalten. Alle diese Veranstaltungen, wie sie auch benannt werden, verlaufen unter demselben äußeren Bilde. In den wenigen Städten, wo kein Meßti oder keine Kirwe nachgewiesen werden kann, so *Barr* und *Weißenburg*, gibt es nur «Jahrmärkte». Der Begriff Meßtag wurde aber erklärlicherweise auch hie und da dem Begriff Jahrmarkt gleichgesetzt. So lesen wir in einer Ordnung von 1544, daß Graf Philipp IV. der Gemeinde *Pfaffenhofen* «auf das Standgeld an beiden Jahrmärkten Peter und Paul und St. Lucä gegen 1 ß von jedem Meßtag übergab.» Und in *Brumath* gibt es einen Meßti schlechtweg und einen G'hansmeßti, in *Hochfelden* einen Meßti und einen Pfingstmeßti.

Der älteste Jahrmarkt[3] scheint der von *Straßburg* zu sein,

---

[1] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, S. 44. — [2] A. a. O. S. 141. — [3] Die Angabe von Charles Gérard (Revue d'Alsace, 1850, p. 67), daß *Andlau* im Jahre 1004 das Privileg eines Jahrmarktes bekommen habe, der somit der älteste nachweisbare Jahrmarkt des Elsaß wäre, ist nicht richtig. Die bei Grandidier (Histoire d'Alsace, p. CXCVII) abgedruckte Urkunde betrifft vielmehr einen Wochenmarkt. Wenn man über den Sinn der Worte «mercatum sive emporium» streiten könnte, so ist jeder Zweifel durch die Lettres Patentes Ludwigs XIV. ausgeschlossen, worin gesagt ist (Ordonnances d'Alsace, t. I, p 159): « . . un Marché public . . . . comme il lui a été accordé par l'Empereur Henry II en l'an 1004, et selon que les Abbesses de ladite Abbaye en ont joui jusqu'à présent.» Ein Jahrmarkt besteht übrigens in *Andlau* heute nicht und scheint auch in jüngerer Zeit nicht bestanden zu haben.

er ist schon 1153 erwähnt. Gregor IX. erneuerte das Recht, eine Messe abzuhalten, 1228.[1] Sehr alt ist auch der Jahrmarkt von *Zabern*. Zwar wissen wir nichts über seine Entstehung, aber die große räumliche Ausdehnung, die er schon am Anfang des 14. Jahrhunderts hatte, und die günstige Lage Zaberns für den Handel berechtigen uns zu dem Schlusse, daß er schon lange vorher bestanden haben muß. Etwas genauere Angaben besitzen wir über *Lauterburg*, das bald nach 1254 das Recht erhielt, zwei große Jahrmärkte abzuhalten.[2] *Reichshofen* bekam zugleich mit der Erhebung zur Stadt durch Rudolf von Habsburg 1286 zwei Jahrmärkte von je 7tägiger Dauer. Aus der Verleihungsurkunde, die der Stadt Reichshofen dieselben Rechte wie *Hagenau* zuteilt, erfahren wir, daß damals in Hagenau bereits zwei Jahrmärkte bestanden.[3] 1310 erhielt Hagenau durch Privileg Heinrichs VII. zwei Jahrmärkte von je 14 Tagen.[4] 1336 folgt wieder *Straßburg*,[5] dem Kaiser Ludwig der Bayer eine 4wöchige Messe bewilligte. Sie wurde 1379 durch Wenzel und 1413 durch Sigismund bestätigt. 1436 wurde ihre Dauer auf 14 Tage beschränkt und also von Kaiser Friedrich III. durch Urkunde von 1441, 1442 und 1452 bestätigt. Das war die berühmte G'hansmesse, die 1869 einging. Der St. Gallen-Jahrmarkt von *Oberehnheim* wurde 1440 durch Kaiser Karl IV. bewilligt.[6] *Weißenburg* erhielt 1471 drei Jahrmärkte von je 14 Tagen, wozu 1570 noch weitere Verleihungen durch Maximilian II. kamen. In *Bischweiler* läßt sich der eine der beiden Jahrmärkte[7] schon 1499 nachweisen. Er wurde 1603 erneuert und von Ludwig XIV. durch Lettres Patentes von 1687 mit dem Pfeifertag vereinigt.[8] *Buchsweiler* wurde 1503 durch Maximilian I. mit einem Jahrmarkt begabt.[9] Die beiden Jahrmärkte von *Pfaffenhofen*[10] sind zum ersten Mal 1544 erwähnt, 1578 bat die Gemeinde um einen dritten, der jedoch erst 1738 bewilligt wurde. Für *Hochfelden* erlaubte die österreichische Regierung in Ensisheim 1596 drei Jahrmärkte, die von Kaiser Ferdinand II. bestätigt wurden.[11] Durch kaiserliches Dekret vom 16. März 1807 behielt es nur noch einen

---

[1] Stöber, Neue Alsatia, Petry, 1885. S. 256. Daselbst über die Straßburger Messen: S. 253—265. — [2] A. Meyer, Geschichte der Stadt *Lauterburg*. Weißenburg, Ackermann, 1898. S. 17. — [3] Stadtarchiv von *Reichshofen*. — [4] Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Straßburg, Heitz, 1901—03. III. S. 381. — [5] Revue d'Alsace, Colmar, 1850. p. 66. — [6] Gyss, Urkundliche Geschichte der Stadt *Oberehnheim*. Straßburg, 1865. S. 120 f. — [7] Auszüge aus den Archiven der Stadt *Bischweiler*. Bischweiler, Buchdruckerei Posth, o. D., S. 11. — [8] Ordonnances d'Alsace, t. I. p. 166. — [9] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg, Heitz, 1890. S. 30. — [10] A. a. O., S. 304 f. — [11] Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, C. 120.

Jahrmarkt,[1] zu dem aber seit 1875 wieder ein zweiter, der Pfingstjahrmarkt, gekommen ist. 1603 bestimmte Graf Johann Reinhard I. den *Brumather* Jahrmarkt auf Bartholomäi.[2] Auch der *Rosheimer* Jahrmarkt ist alt.[3] Der Jahrmarkt von *Selz*, der seit unvordenklicher Zeit bestand, wurde durch kaiserliches Dekret vom 16. März 1807 und durch königliche Ordonnanz vom 3. März 1825 erneuert.[4] In *Ingweiler* wurden durch königliche Ordonnanz vom 17. Februar 1819 drei Jahrmärkte bestimmt, wozu durch Bezirkspräsidial-Beschluß vom 27. Dezember 1897 noch ein vierter hinzukam.[5] *Niederrödern* endlich bekam einen Jahrmarkt durch königliche Ordonnanz vom 6. Dezember 1826.[6] Ueber das Alter der Jahrmärkte von *Pfalzburg*, *Niederbronn*, *Beinheim*, *Hatten*, *Lembach*, *Wörth*, *Sulz u. W.*, *Drusenheim*, *Maursmünster*, *Wasselnheim*, *Molsheim*, *Mutzig* und *Barr* fehlen uns geschichtliche und archivalische Nachweise.

Im Laufe der Zeit hat sich natürlich manches an den Jahrmärkten geändert, sowohl an der Zeit ihrer Abhaltung wie an ihrer Zahl, ja an ihrem Bestehen überhaupt. So wird uns z. B. von der alten *Straßburger* G'hansmesse berichtet, daß sie 1831 ganz bedeutungslos war.[7] 1855 hatte sie wieder einen kleinen Aufschwung genommen.[8] In einem Schreiben an den Grafen Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg vom Jahre 1544 melden die Einwohner von *Pfaffenhofen*, daß von ihrem Flecken das Sprüchwort gehe, «daß seines gleichen, nit an Reichthum, sondern einen tapferen aufrüstigen Markts zwischen Bingen und Basel nit funden werde».[9] Von der Bedeutung des *Buchsweiler* und des *Zaberner* Meßtages zeugt eine Bestimmung der Roßhirtenordnung von Dossenheim (Kr. Zabern) vom Jahre 1612. Demnach durfte man die Pferde von Pfingsten bis zum Buchsweiler Meßtag nicht einspannen. «Da fahrt man wider an vnndt spannet die Pferdt biß vf Mariä Geburt dz Ist Zabern Meßtag.»[10] Und in der «Fleischtax von Dossenheim» vom Jahre 1603 ist bestimmt, daß das Lamm- und Hammelfleisch vor dem Buchsweiler Meßtag 6 Pf., nachher 5 Pf. kosten soll, das Schaffleisch vorher 5 Pf., nachher 4½ Pf. das Pfund.[11]

---

[1] Gemeindearchiv von *Hochfelden*. — [2] Bostetter, Geschichtliche Notizen über die Stadt *Brumath*. Straßburg, 1896. S. 83. — [3] Revue d'Alsace, 1850. S. 67. — [4] Gemeindearchiv von *Selz*. — [5] Gemeindearchiv von *Ingweiler*. — [6] Gemeindearchiv von *Niederrödern*. — [7] *Strasbourg*, ses monuments et curiosités. Strasbourg, Lagier, 1831, p. XXII. — [8] Annales du Journal d'Alsace-Lorraine 1905, Nr. 24. — [9] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg, 1890. S. 304. — [10] «Schnallenbuch» im Gemeindearchiv von *Dossenheim*. — [11] Daselbst, S. 71.

Andererseits sind die um Adelphi und in der Osterwoche[1] stattfindenden *Straßburger* Jahrmärkte jedenfalls schon vor der Revolution zugrunde gegangen, die Kirchweihe vom Jungen St. Peter gar schon 1481;[2] und nur der Christkindelsmarkt, der zuerst 1611 nachgewiesen ist, blüht noch heute. Auch der Nonmeßtag und der Herrgottsmeßtag zu *Zabern* sind schon längst vergessen.[3]

Von heute noch vielbesuchten Jahrmärkten sind hauptsächlich zu nennen die Meßti in *Zabern*, *Buchsweiler*, *Hagenau*, *Hochfelden*, *Brumath*, *Wasselnheim*, *Mutzig* und *Niederhaslach*. Letzterer hat sich an das mit einer Wallfahrt verbundene kirchliche Florentiusfest angesetzt. Die hervorragendsten Zwiebelmärkte mit oft 100 Wagenladungen finden statt in *Zabern*, *Buchsweiler*, *Ingweiler*, *Niederbronn*, *Hagenau*, *Brumath*, *Hochfelden*, *Wasselnheim*, *Maursmünster* und *Mutzig*. Starken Besuches erfreuen sich ferner die Rindviehmärkte in *Zabern*, *Wasselnheim*, *Sulz u. W.* und *Weißenburg*, die Schweine- und Ferkelmärkte in *Zabern*, *Ingweiler*, *Hagenau*, *Wasselnheim* und *Mutzig* sowie die Pferdemärkte von *Hagenau*, *Wasselnheim* und *Zabern*. Großen Zulauf hatten im Hinblick auf ein gutes Weinjahr die spätfallenden Meßti wegen der Böttcherwaren und Leitern. «Der Holzmann kommt, jetzt Geld heraus!» rief dann der Bauer in weitem Umkreis aus. Der Wollmärkte zu *Pfaffenhofen* wurde bereits gedacht. Alle diese Märkte bilden einen Teil der allgemeinen Jahrmärkte. Ihre Dauer und den Zeitpunkt ihrer Abhaltung übergehen wir hier als außerhalb des Rahmens der Arbeit liegend.

Aber die Jahrmärkte sind nicht allein Märkte für Bedürfnisse des Handels und der Haushaltung, sondern sie bieten auch einen breiten Raum für die Schaulust, für Merkwürdigkeiten aller Art, für das Vergnügen und für die Bedürfnisse des Magens. Daher bilden sie den Sammelpunkt der Kinder und der tanzlustigen Jugend wie der Erwachsenen, die mit der Abwickelung der Geschäfte auch ein Stündchen des Frohsinns verbinden. Seit Jahrhunderten war es so und wird mutmaßlich noch geraume Zeit so bleiben.

Da sehen wir «Ständ» oder Buden, die aus Holz und Leinwand aufgebaut sind und die im Wechsel der Zeiten verschiedenartige Dinge vor Augen führen oder zum Verkauf ausstellen. Da sind die verschiedenen Zuckerwaren- und Lebkuchenstände, das Entzücken der Kinder. Hie und da weht

---

[1] Revue d'Alsace. 1850. p. 66. — [2] Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885. S. 262 ff. — [3] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, 1901. S 57 ff.

uns der Duft heißer Knackwürste entgegen, eines Lieblingsgerichtes des Bauern. Schon 1536 machten auf dem *Zaberner* Meßti die Brätler gute Geschäfte.[1] Dann sehen wir das Heer der Spielwaren für Kinder, dazu eine Anzahl von Geschirrständen. Letztere sind oft mit Spielrädern versehen, die sich durch zahlreiche Nieten auszeichnen. Dann finden wir die verschiedenen Schießbuden mit Flobert- und pneumatischen Gewehren. Der Kraftmesser mit dem Holzhammer oder «Michelhau-druf» und die Puppen, die man mit Bällen umwerfen kann, locken namentlich jüngere Burschen an, die ihre Knopflöcher mit den leicht gewonnenen Erinnerungsmedaillen an längst verklungene Ereignisse und mit bunten Sträußchen schmücken. Dann kommen die Panoramen, die Hänneschentheater, neuerdings auch «Elsässische Theater» genannt, die Photographenstände, die Kinematographen, Grammophone und Schiffsschaukeln, die weissagenden Vögel, welche gedruckte Glücksverheißungen aus einem Korbe herauspicken. Ferner ist die große Zahl der verschiedenen Theater zu erwähnen, der Zirkus, die Menagerie, die Kunstarena, die Ringkämpfer, die Riesendamen, die Seiltänzer, hie und da sogar ein Luftballon. Eines regen Zuspruchs erfreuen sich von altersher die verschiedenen Glücksspiele mit mehr oder weniger Betrug und Spitzfindigkeit, worauf die Polizei ein wachsames Auge hat, Blanc-et-noir, das Spiel mit dem Lederriemen, das Ringewerfen nach aufgespießten Messern, früher auch die elektrischen Kraftmesser, womit vorwitzige Bauernburschen regelmäßig hereinfielen. Es gibt auch hie und da Buden, hinter deren Zelttüchern recht zweideutige Darbietungen stattfinden, die nicht alle das helle Tageslicht vertragen.

Sehr alt sind die «Mordtaten», große, mit Oelfarben gemalte Darstellungen blutiger Szenen, deren Erläuterung dem staunenden Zuschauer in Worten und durch herzerweichenden Gesang gegeben wird. Ihre Besitzer machen gute Geschäfte durch Sammeln von Geld und durch Verkauf der Beschreibungen, die der Landbewohner auch später noch gern liest und sorgfältig aufbewahrt. Schon 1675 wurden in Altkirch Mordtaten ausgestellt.[2]

Von der allergrößten Bedeutung ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das «Caroussel», im Volksmunde Ringelspiel, Rösselspiel, Meßtirößle, Meßtikütschle und Kütschle genannt. Jung und Alt, kleine und große Kinder geben sich dem Ver-

---

[1] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 11. — [2] R. Reuß, L'Alsace au 17e siècle. Paris, Bouillon, 1897—98. T. I, p. 675.

gnügen des Karusselfahrens hin, in längstvergangenen Zeiten, wo das Fahrzeug durch ein starkes Pferd gezogen und nachts mit bescheidenen Oellichtern erleuchtet wurde, mit eben solchem Eifer wie in unsern Tagen, die uns wahre Prachtstücke vor Augen führen, mit elektrischer Beleuchtung und Kraftbewegung und aller möglichen Bequemlichkeit und Abwechselung. Bis in die 1870er Jahre wurde das Ringelstechen dabei betrieben. Die äußere Reihe der Reiter bekam je einen Holzstab, womit während der Fahrt ein eiserner Ring «gestochen» werden mußte, der an einem Gestell lose befestigt war. Der Gewinner bekam sein Fahrgeld zurück.

Bei gutem Wetter ziehen Hunderte von Wagen und Tausende von Fußgängern auf den Jahrmarkt. Da sieht man lauter fröhliche Gesichter und zufriedene Menschen, die Alten mit ihren Pfeifen oder Zigarren, die Frauen mit dem Blumensäckchen, die Burschen mit der Zigarette, die jungen Mädchen mit geröteten Wangen, mit dem Excusekörbchen oder dem «réticule». Gar manches Liebesabenteuer bereitet sich da vor, gar manche Verbindung fürs Leben wird geschlossen. Und alle stürzen sich in den Strudel des Meßtitreibens. Durch das dumpfe Gewoge der Menge erklingen die Töne der verschiedenen Drehorgeln, von Zeit zu Zeit Trompetenstöße und Trommelwirbel, der ohrenbetäubende Lärm der tönenden Kinderspielzeuge, das schmetternde oder heisere Kreischen der ihre Leistungen anpreisenden Budenbesitzer: «Immer herein, meine Herrschaften!» — «Rappeltikatz! Wers gewinnt, der hats!», dann wieder die dröhnenden Schläge des «Michel-haudruf», das Geknatter der Flobert- und Luftgewehre und das Brüllen des Löwen im Schießstand, der heitere Gesang ausgelassener oder halbtrunkener Menschen auf den Straßen und in den Wirtshäusern, hie und da auch Streit und Zank.

Ein neuzeitlicher Meßti bietet besonders bei Nacht einen zauberhaften Anblick. Die Buden sind schon zu wahren Budenpalästen geworden, die, mit Gold- und Silberzierwerk übergossen, einem gleißenden Lichtmeere von Azetylen und Elektrizität gleichen, in ihrer Art wahre Meisterstücke des leichten Holzbaus. Dieses Bild übt einen unwiderstehlichen Zauber auf den Landbewohner aus, und gerne gönnen wir es auch dem armen Teufel, wenn er sich ein Mal im Jahre, sein Liebchen im Arm, auf dem Rösselspiel im Kreise wiegen kann und sich dann eben so glücklich dünkt wie der reiche Stadtherr, dessen Geld auch nicht runder ist als das seinige. Das Volk ist ja eigentlich schon mit bescheidenen Darbietungen zufrieden. Wahre Kunst und Gediegenheit wird man vergeblich in den Jahrmarktsbuden suchen, und manche Waren sind auch nicht ge-

rade erster Qualität. Das ist auch nicht nötig. Das Kind des Landmanns vergnügt sich eben so mit veraltetem Spielzeug wie mit hochmodernem, und der einfache Landmann staunt einen elenden Kinematographen, der einem die Augen zugrunde richtet, genau so an, wie einen tadellos neuen.

Zu den ständigen Sitten gehört es, daß der auswärtige Meßtibesucher seinen zu Hause gebliebenen Kindern und Angehörigen einen «Meßtikram», ein kleines Geschenk, mitbringt. Schon 1521 bekamen auf dem *Zaberner* Meßtag der Unterschultheiß, der Stadtschreiber, beide Lohnherren und beide Büttel von der Stadt einen «Meßtagkram», nämlich ein Dutzend Nestel.[1]

Ist es auf dem Jahrmarkt schlechtes Wetter, so bietet sich dem Auge ein überaus trauriges Bild dar, und nicht selten wird ein Stand durch den Wind umgeworfen oder gar vom Regen weggeschwemmt. Fremde Händler packen dann bald ein und ziehen fort.

Der *Buchsweiler* Jahrmarkt ist dadurch bekannt, daß es gewöhnlich regnet. Der Volksüberlieferung nach hat dies seinen Grund in folgendem Vorkommnis. Vor langer Zeit wurden einmal einer Buchsweiler Familie silberne Löffel von großem Wert gestohlen. Die Magd geriet in den Verdacht des Diebstahls und wurde zum Tod am Galgen verurteilt. Vor der Hinrichtung auf dem Bastberg, die zum abschreckenden Beispiel am Jahrmarkt stattfand, rief sie: «Wenn sich niemand über mich erbarmt, mag sich der Himmel über mich erbarmen!» Da geschah es, daß es vom heiteren Himmel regnete. Später fanden sich beim Abdecken eines Daches die Löffel, welche von Elstern gestohlen worden waren. Und seitdem regnet es an jedem Jahrmarkt. Der Volksmund meint, der Himmel wolle dadurch noch heute bezeugen, daß jene Magd unschuldig gehenkt wurde.

Besondere Gebräuche waren und sind mit dem Jahrmarkt nicht verbunden. In *Reichshofen* brachte die Stadtkapelle, so lange sie bestand, dem Bürgermeister ein Morgenständchen. In *Mutzig* wird der Meßti durch die Stadtmusik «aufgezogen». Der Polizeidiener schreitet vorne her und verkündet von Zeit zu Zeit, daß der Jahrmarkt eröffnet ist und jedermann kaufen und verkaufen kann. Das ist alles.

Meßtizüge.

Wenn von Meßtizügen die Rede ist, denkt jeder Elsässer und zumal jeder Straßburger sofort an *Schiltigheim*. Die «See-

---

[1] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 51.

stadt» Schiltigheim ist seit zwei Jahrhunderten ein beliebter Ausflugsort für die Straßburger, heute kann sie wohl schon als Vorstadt Straßburgs betrachtet werden.

Die Schiltigheimer sind sehr stolz auf ihre Festzüge. Man begegnet dort vielfach der Meinung, daß sie bis in die graue Vorzeit zurückreichen. Wir erblicken in den Schiltigheimer Meßtizügen einfach Ableger der Aufzüge, die die altstraßburgischen Handwerkszünfte aus Anlaß ihrer besonderen Feste in Straßburg veranstalteten. Es ist begreiflich und natürlich, daß sich diese den Straßburgern vertrauten und durch die Revolution weggefegten Züge mit den auf dem Land und also auch in Schiltigheim blühenden Meßtiaufzügen verschmolzen. Dies mag am Anfang des 19. Jahrhunderts geschehen sein. Dafür spricht der Umstand, daß der älteste uns bekannte Festzug vom 11. August 1839 ganz einem Zunftaufzuge glich. Uebrigens bestanden auch in *Wasselnheim* und in *Buchsweiler* um jene Zeit ähnliche Festzüge, so daß es nicht einmal sicher ist, ob Schiltigheim das Erstlingsrecht zukommt.

Die Beschreibung des eben erwähnten Zuges[1] entrollt uns ein schönes, farbenreiches Bild. Die Landwirtschaft und alle Gewerbe ziehen in ihren Trachten und mit ihren Werkzeugen an uns vorbei. Der Zug wird, mit Musikern und Trommlern an der Spitze, durch eine Abteilung der Nationalgarde eröffnet und beschlossen. Die beiden Schlußgruppen sind, wie folgt, beschrieben : «23. Weißgekleidete Mädchen, mit Escharpen, eine große und lange Eichen-Guirlande tragend, in dessen Mitte die Autoritäten, Maire und Adjunkten, die Munizipal-Mitglieder, die Offiziere der Garde National gehen, und zu beyden Seiten achtbare Bürger von jedem Stande und Gewerbe, zum Beweise daß alle gleichen Schutz genießen. — 24. Der Meßtag-Herr wird begleitet von Meßtag-Burschen, und junge weißgekleidete Mädchen, welche in kleinen weißen Körbchen Blumen tragen.»

Solche Züge fanden in den 1840er bis 1860er Jahren von Zeit zu Zeit statt. Sie hatten immer denselben Grundgedanken : Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie im malerischen Rahmen der friedlichen Gemeinschaft und des altväterlichen Idealismus. Stets ging der Bürgermeister im Festzuge mit, und die Garde nationale fehlte nicht bis in die Kaiserzeit. Ein Meßtizug in den 1840er Jahren wurde von einem Kreise weißgekleideter Jungfrauen eröffnet, die eine Guirlande trugen und mit weißen Schäferhütchen bedeckt waren, an denen blau-weiß-rote Bänder flatterten. Im Kreise schritten der Bürgermeister und der Beigeordnete mit der Amtsschärpe, dahinter der Gemeinderat,

---

[1] Gemeindearchiv von *Schiltigheim.*

dann die Burschen mit weißer Schürze und in weißer Zipfelmütze mit blau-weiß-roter Kokarde. Hinter den Handwerkern kam die Schuljugend. Die Buben trugen graue Blusen, schwarze Ledergürtel und weiße Hüte mit Trikolore. Die Mädchen hatten weiße Röcke mit dreifarbiger Schärpe, sie streuten aus ihren Körbchen Blumen und verteilten Zuckererbsen (dragées).

Fand aber kein Gewerbezug statt, so setzte der Meßtisteigerer auf einen bekränzten Wagen einige Musikanten und einen drollig gekleideten Spaßmacher, der dem staunenden Publikum zurief: «Kommen, ihr Lüt! In Schilken isch Meßti!» Und es ging auch, und die Leute kamen und vergnügten sich.

Nach dem Krieg fanden wieder Gewerbe- und Industriezüge statt 1873, 1875 und 1878. In den beiden erstgenannten wurden aus der Eisengießerei von G. Rhein Meßti-Denkmünzen unter die Zuschauer geworfen. 1878 wurde ein Brunnen mit drei Ausflußröhren mitgeführt, woraus Wasser, Bier und Wein flossen. An Bier und Wein wurden je 50 Liter unentgeltlich abgegeben. Noch 1889 fand ein großartiger Industrie- und landwirtschaftlicher Zug mit 80 Gruppen statt, worunter sich der Schah von Persien und als letzte Gruppe die «leichtsinnige» und die «liederliche Arbeitsklasse» befand. Nach diesen stellenweise witzigen Ansätzen entstand plötzlich 1890 ein Meßtizug unter einem scherzhaften Leitgedanken. Der damalige Präsident der «Fanfare», Gemeinderatsmitglied Alfred M ü h l e i s e n, hat diesen Zug ersonnen und geleitet. Und nun folgen jedes Jahr jene humorvollen Meßtizüge, die Schiltigheim eine gewisse Berühmtheit eingetragen haben und ihm alljährlich einen großen Fremdenstrom zuführen. Die meisten von ihnen hat gleichfalls Herr Mühleisen offiziell organisiert.

Folgendes sind die Leitgedanken der letzten Meßtizüge. 1890 Zusammentreffen von Stanley mit Emin Pascha in Afrika, Negermusik, Negervolk, 200 Personen. 1891 verschiedene Musikkorps auf Wagen und die Schiltigheimer Vereine. 1892 kein Zug. 1893 die Meßtigöttin und die vier Jahreszeiten. Wettrennen von Orgelmännern und Sackträgern, Last: 1 Doppelzentner. 1894 Blumenkorso, Blumen- und Confettischlacht. 1895 als Parodie der Straßburger Industrie- und Gewerbeausstellung: eine Industrie-, Gewerbe-, Kunst-, Altertums-, Blumen- und Hundeausstellung. 1896 Besuch Li-Hung-Tschangs mit Gefolge auf seiner Rundreise bei den europäischen Höfen. Während seiner Anwesenheit darf nur chinesisch gesprochen werden. 1897 landwirtschaftlicher und industrieller Zug. 1898 Triumphzug der Frauenemanzipation (Weibermeßti). Alles geht als Dame. Man sieht auch Frauen mit Haaren auf den Zähnen und sogar die verschleierte Dame aus dem Dreyfus-Prozeß.

1899 Meßtikomitee mit Gefolge, Musik und Vereine. 1900 Bauernhochzeit in der Tracht von Uhrweiler, 300 Personen. 1901 Preis-Blumenkorso. 1902 Verhaftung der Millionenschwindler-Familie Humbert-d'Aurignac durch die Schiltigheimer Geheimpolizei. Sie werden in einem Käfig durch Hunderte von Schutzleuten bewacht, sogar eine Schutzleute-Musik ist da. Die Gebrüder Crawford, zwei Strohpuppen, werden im Landauer nachgefahren. Die Hundertmarkscheine fliegen packetweise den Leuten an den Kopf. Beim Nachmeßti kommt Präsident Emile Loubet mit glänzendem Gefolge, um im Namen der französischen Republik zu danken. 1903 Preis-Blumenkorso, veranstaltet durch den Velo. klub. 1904 Einzug des letzten Lehnsherrn Georg von Schiltigheim mit den Häuptern des elsässischen Adels und sonstigem Gefolge und Troß. 1905 im Anschluß an die Zigeunerplage: Hochzeitszug des ungarischen Zigeunerfürsten Attila VII und einer italienischen Zigeunerprinzessin. Bersaglieri-Musik. Alle Zigeuner des Landes sind als Gäste da. Gendarmen schieben die ganze Gesellschaft zu Schiltigheim hinaus und lösen so die Zigeunerfrage — für Schiltigheim. 1906 Besuch der Friedenskonferenz von Marokko auf Einladung des Vertreters der «Daily News of Shiltigheim» in Algeciras. Es erscheint auch der in seiner Fürstenehre gekränkte Kaiser der Sahara, Jacques I, um gegen seine Nichteinladung Einspruch zu erheben. Alle Mächte, dargestellt durch hübsche Damen in den Landestrachten, huldigen der Friedensgöttin. 1907 Gewerbe- und Handwerkszug, 53 Wagen. 1908 naturgetreues Abbild des Schiltigheimer Meßtiaufzuges von 1820.

Alle diese Züge boten ein malerisches Farben- und Trachtenbild und verschafften der Gemeinde und den Geschäftsleuten reiche Einnahmen. Was wunders, daß sie auch in den andern Ortschaften Anklang und Nachahmung fanden? So wurde im Nachbarsdorfe *Bischheim* schon in den 1840er Jahren ein Gewerbezug in den hergebrachten Meßtiaufzug hineingewoben. Merkwürdig war u. a. ein mit reifen Trauben behangenes Gartenhäuschen, worin weißgekleidete Mädchen mit dreifarbigen Schürzen saßen. Auch sonst kam der vaterländische Gedanke durch die französischen Farben zum Ausdruck: die berittenen Burschen trugen weiße Hosen, blaue Gilets und rote Bänder an den Mützen, die weißgekleideten Maiden hatten blaue Schürzen und rote Halstücher. Gewerbezüge, in denen namentlich die Landwirtschaft und die Tracht zur Geltung kamen, wurden vor 1870 öfters in *Wasselnheim* abgehalten, ferner hie und da auf Dörfern, so in *Mittelhausbergen* 1894, *Grafenstaden* 1904, *Ittenheim*, *Breuschwickersheim*, *Hangenbieten* und *Herlisheim* 1900, *Eckbolsheim* 1902. In *Lingolsheim* finden öfters Züge

der Berufsstände, in der Gärtnervorstadt *Ruprechtsau* Gärtnereiumzüge statt.

Immer mehr aber machen sich scherzhafte und spottende Umstände geltend. Man sucht es Schiltigheim nachzumachen, es gelingt aber nicht immer. So brachte der «Bruemtersträßler-Meßti», ein Sondermeßti in der abgelegenen Brumatherstraße zu *Schiltigheim*, 1905 den Gegenbesuch des Sultans von Marokko, 1906 den Besuch des Königs Sisowath von Kambodscha, 1907 die friedliche Zusammenkunft der Armeen sämtlicher Länder. In *Bischheim* sah man 1902 einen geschäftlichen Festzug, vom 15. Jahrhundert ab, in dem u. a. die Zukunft durch einen dicht verhüllten Wagen dargestellt war, 1904 einen alten Bauernmeßti, 1905 als nachträgliche Schillerfeier das «Lied von der Glocke» in 21 lebenden Bildern, 1906 die vier Jahreszeiten in lebenden Bildern, 1907 heitere Bilder aus der Menschen Streben während der 7 Wochentage, 1903 ein buntes Allerlei von Ernst und Scherz. *Kronenburg* brachte 1906 u. a. das Glückhaft Schiff mit einer Wurstwurfmaschine und die Friedenskanone vom Haag, welche Wecken und Zuckererbsen schoß, 1907 Raisuli und seine Braut auf der Flucht, *Illkirch-Grafenstaden* 1905 Bilder aus dem russisch-japanischen Krieg, einen Storchwagen, den Wildwest, eine Prägeanstalt, die unentgeltlich (papierene) Zuschlagspfennige ausgab, *Breuschwickersheim* 1901 einen Koch, der Knödel kochte und unentgeltlich verteilte, einen Zigeunerwagen und den Karren des Handelsjuden. Im *Buchsweiler* Meßtizuge von 1902 sah man u. a. den Menschen, der die Arbeit erfand, am Galgen baumeln; auf einem Ochsenwagen zechend die durchgefallenen Gemeinderatsmitglieder; zwei Burengenerale, die dort ihre Pension verzehren; fünf Männer, die noch keine Sünde begangen, nämlich die Wirte. Endlich wurde 1904 in einem Dorfe, das besser ungenannt bleibt, ein Zug zur Verhöhnung des Ortspfarrers veranstaltet. Und auf dem Lande ist noch sonst mancherlei Derbes und Ungehöriges in die Meßtizüge hineingeflochten worden.

Es ist anzunehmen, daß im Zeitalter des Verkehrs und der Zeitungen scherzhafte Meßtizüge auch auf dem Dorfe einen noch größeren Umfang annehmen werden. Die sinnige Sitte geht zurück, die Vergnügungssucht nimmt zu. Leider!

Das neuzeitliche Fest.

Es wurde im Vorhergehenden fast auf jedem Blatte vom örtlichen und zeitlichen Rückgang des Meßti berichtet, so daß sich die Frage nunmehr aufdrängt: Was ist im großen und

ganzen vom alten Meßti übriggeblieben? Die Antwort lautet kurz: Es sind nur noch die Trümmer eines ehrwürdigen und stolzen Gebäudes, und darin teilt der Meßti das Schicksal aller ländlichen Eigenart.

Wenn wir die Dörfer übersehen, wo noch Meßti gefeiert wird, so stehen sie im einzelnen auf einer verschiedenen Stufe der Verkümmerung. Dieser allgemeine Rückgang nimmt gewöhnlich folgenden Verlauf. Allmählich ziehen sich die verheirateten Leute zurück, die sich unter den tanzenden Knechten und allzu jugendlichen Burschen nicht mehr wohl fühlen. Der Meßti schrumpft auf zwei Tage zusammen. Statt der großen Musik gibt es bloß noch eine Harmonika, der Meßtibursch verschwindet, die Fremden bleiben weg. Der Meßtimontag dient noch eine Zeitlang als besserer blauer Montag. Manchmal tanzt man noch in einem Privathaus oder in einer Scheune. Dann fällt der Tanz auch am Sonntag weg, den einige leichtfertige Burschen und Männer in Erinnerung an den alten Meßti im Wirtshaus verbringen, nachdem man zu Hause ein besseres Essen eingenommen hat. Schließlich erinnert sich kaum noch ein Alter, daß an dem betreffenden Tage früher Meßti war, und endlich erlischt auch diese Erinnerung.

Außer dieser Verkümmerung des Meßti ist in jüngster Zeit eine andere Beeinflussung seines sittenmäßigen Verlaufes aufgetreten, nämlich das Uebergreifen des städtischen Meßtitreibens auf das Land. Obwohl wir vom volkstümlichem Standpunkt aus diese Erscheinung als eine dorffremde Einpflanzung auffassen müssen, läßt sich doch nicht leugnen, daß mancher wankende Meßti durch sie eine willkommene Stütze erhielt und mehr als ein verwelkter Meßti zu neuem Leben erblühte. Es ist dies eine der vielen Erscheinungen, die im Wandel der Zeiten von der Stadt aus in die ländlichen Gemeinden wandern, und denen sich der neuzeitliche Bauer durchschnittlich nicht mehr abgeneigt zeigt. Das Bild dieses Meßti, der das Grab der traulichen Tanzbodenpoesie und der kameradschaftlichen Eintracht der Dorfjugend wurde, ist ein wesentlich anderes. Es ist kein Dorf so klein, in das nicht das Karussell und die verschiedenartigen Schießbuden, Zucker- und andere Stände ihren Weg fänden. Fahrende Leute besuchen auch sonst im Laufe des Jahres die Landgemeinden, und die Dorfbürgermeister lassen sich gar oft erweichen, den Karussells, Schiffsschaukeln und allerlei «Theatern» die Betriebserlaubnis zu erteilen, mehr als nötig wäre. So hat sich der Begriff des Vergnügens auch auf dem Lande langsam geändert. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß solche neuzeitlichen Vergnügungsmittel sich schon vielfach an die katholischen Patrons-

tage angesetzt haben, ja daß der Trinitatissonntag, an dem der zuständige Pfarrer von Hägen in der der hl. Dreifaltigkeit geweihten Kapelle auf dem *Hoh-Barr* eine Messe liest, geradezu der Hoh-Barrer Meßti heißt und seit einigen Jahren viel besucht und auch mit Tanz zugebracht wird.

Die Hochburg dieses modernen Meßti, bei dem auch die Kinder auf ihre Rechnung kommen, und der jetzt allgemein als «Volksfest» bezeichnet wird, bilden die Straßburger Vororte *Ruprechtsau*, *Neudorf*, *Königshofen*, *Kronenburg*, *Musau* und der «Benjamin» unter den Vorortsmeßti: *Grüneberg*. Man kann ihnen in den letzten Jahren auch die Meßti von *Bischheim*, *Hönheim*, *Schiltigheim*, *Eckbolsheim* sowie den *Bruemtersträßler* Meßti hinzurechnen. Letzterer wird seit 1904 von den Ein- und Anwohnern der Brumatherstraße zu Schiltigheim gefeiert, die vom Schauplatz des dortigen Meßti abgelegen sind und etwa $^1/_3$ der Gemeinde ausmachen. Die übrigen Vorortsmeßti bekamen, mit Ausnahme von Schiltigheim, ihre jetzige Bedeutung erst seit den 1870er Jahren, nachdem 1869 zugleich die alte G'hansmesse und eine Art Meßti eingegangen war, der einige Jahre hindurch vom Napoleonstag ab 14 Tage lang auf dem Lenôtre-Platz stattfand.

Wir können nun in unserem Gebiete heute mehrere Formen des Meßti unterscheiden, denen allen einige Stände, Wirtshausbesuch und zu Hause ein besseres Essen gemeinsam ist.

Zunächst der «Standmeßti», auch die kleine Kirwe genannt. Außer den erwähnten Merkmalen wird er durch einen formlosen Tanz, meistens mit einer Harmonika, und im Kirwegebiet durch das Maienaufstecken gekennzeichnet. Er ist üblich in dem Gebiet rheinabwärts von *Weyersheim* und *Gambsheim*. Die Grenze läuft über *Rohrweiler*, *Oberhofen* und *Schirrhein* dem Hagenauer Forst entlang, dann von *Schwabweiler* und *Reimersweiler* über *Hohweiler*, *Stundweiler* und *Trimbach* bis zur Pfälzer Grenze bei *Salmbach*. Als vereinzelte Dorfgruppen sind zu nennen: *Oberhofen* bei Weißenburg, *Rott* und *Weiler*; *Drachenbronn*, *Birlenbach*; *Obersteinbach*, *Neunhofen*, *Dambach*, *Windstein*, *Jägerthal*; *Kindweiler*, *Bitschhofen*. Der Tanz wird von der Geistlichkeit stillschweigend geduldet. Wollten die Bürgermeister ihn abschaffen, so erhöbe sich Widerspruch. Hie und da gibt es sogar große Musik, so z. B. in *Offendorf*, wo 1901 in vier Wirtschaften gespielt wurde und zwei Tanzhütten erbaut waren.

Der «Spielmeßti» ist an der westlichen Grenze des Meßtigebiets gebräuchlich, und zwar von *Eckartsweiler* und *St. Johann* bei Zabern südwärts mit folgenden östlichen Grenz-

dörfern: *Monsweiler, Ottersweiler, Singrist, Koßweiler, Dinsheim, Klingenthal, Goxweiler, Burgheim* und *Mittelbergheim*. Sein Kennzeichen ist das vorwiegende Herauswürfeln von Lebkuchen und Geschirr und das Auslosen von Gewinnen. Manchmal tanzen auch einige Paare zwischen den Tischen und Stühlen der Wirtsstube nach den Klängen einer Ziehharmonika. Auf der «*Ottersweiler* Höhe» wird am dortigen Meßti mit Rücksicht auf die nahe Zaberner Garnison mit großer Musik getanzt. Dazu wird südlich des Haselbachs und im lothringischen Teil Gastfreundschaft in außergewöhnlichem Maß geübt, im Elsaß ist außerdem der Geschenklebkuchen gebräuchlich. Hie und da überwiegt der Wirtshausbesuch, und alsdann müssen sich die jungen Mädchen mit Karussell und Buden begnügen, so in *Harzweiler* und *Haselburg*.

Der «Tanzmeßti» ist in den meisten protestantischen Dörfern zwischen dem Gebiete des Standmeßti und des Spielmeßti üblich, also hauptsächlich im Ackerland, im Kochersberg, im Hanauerland und im Kreis Weißenburg, wo er die große Kirwe heißt. Sein Kennzeichen ist die große Musik und ein mehr oder weniger sittenmäßiges Bruchstück der alten Tanzbodenherrlichkeit mit Auf- und Umzügen. Wo der Tanz im Vordergrund steht, sind Karussell und Stände vorwiegend auf die Kinderwelt angewiesen. Dieser alte sittenmäßige Meßti geht von Jahr zu Jahr zurück. Es ist merkwürdig, wie seine einzelnen Bestandteile oft wegen geringfügiger, ja lächerlicher Vorkommnisse losbröckeln. So kam z. B. 1889 das Aufziehen in *Dossenheim* ab, weil das junge Volk dem Bürgermeister bei schmutzigem Wetter die Stube zu sehr verunreinigte. Aus demselben Grunde nahm der *Rothbacher* Bürgermeister in den 1890er-Jahren den Lebkuchen nicht mehr an. In *Hunspach* kam der Hahnentanz ab, weil die Burschen, die an der Reihe waren, beim Militär dienten. Die jüngeren Burschen konnten den Hahnentanz nicht tanzen, und die älteren wollten es nach ihrer Rückkehr nicht. Wenn durch solche Vorfälle die Ueberlieferung mehrere Jahre unterbrochen ist, wenn auch die Dorfmusikanten, diese festen Säulen alter Sitte und Art nicht mehr raten können, weil man ihnen die Militärmusiker vorzieht, so streift der Landmeßti allmählich alles Sittenmäßige ab.

Der heutige Meßti ist nur noch ein Schatten des alten. «Es gibt keinen Meßti mehr!» hört man leider nur zu oft sagen. Ein Bollwerk des alten Meßti nach dem andern wird niedergelegt. Immer größer wird die Liste der ehemals vielbesuchten und blühenden Kirwen und Meßti, wo es früher noch am Donnerstag hoch herging und die heute nur noch in der Erinnerung der Alten fortleben: *Schleithal*, *Oberrödern*,

Preuschdorf, Dürrenbach, Walburg, Morsbronn, Uhlweiler, Weitersweiler, Uttweiler, Wickersheim, Hattmatt, Griesbach, Imbsheim, Prinzheim, Gottesheim, Furchhausen und andere. Noch größer ist die Zahl der entarteten, so *Obersteinbach, Kleeburg, Oberseebach, Schweighausen, Niederschäffolsheim, Dauendorf, Weyersheim, Wanzenau, Still* und viele andere. Am treuesten hat sich das Meßtiwesen nach altländlicher Art noch erhalten in *Lembach, Görsdorf, Hunspach, Mietesheim, Obermodern, Büsweiler, Ringendorf, Alteckendorf, Geudertheim, Hördt, Melsheim, Ingenheim, Dunzenheim, Fürdenheim, Quatzenheim, Ittenheim, Enzheim, Klingenthal.*

Ausblick in die Zukunft.

Langsam, aber unaufhörlich wird dieser alte Bauernmeßti vom neuzeitlichen Geiste durchdrungen, die kernhafte Sitte wird durch andere Belustigungen und andere Genüsse verdrängt, die dem ländlichen Freudenfeste ein ganz anderes Aussehen verleihen. Und der Bauer, vorab die Jugend, wird sich dabei auch ganz glücklich fühlen. Ein vergebliches Unterfangen wäre es, diese Entwickelung der Dinge, die sich auch auf anderen Gebieten des Dorftums wie ein Naturgesetz vollzieht, auf die Dauer aufhalten zu wollen. Wollte man etwa dem Meßti das duftende und schimmernde Gewand des alten Brauches wieder anziehen, die Alten hätten ihre helle Freude daran und würden in wehmütiger Begeisterung schwelgen, aber bei der Meßtijugend wäre er bald der Lächerlichkeit verfallen, jenem sicheren Grabe alter Sitte. Wohl könnte aber hie und da in den bekannten Dörfern, die sich auch sonst noch der alten Sitte geneigt zeigen, eine verständige Obrigkeit und der wahre Volksfreund den jetzigen Stand des Festes noch eine Zeitlang erhalten und dadurch der Landflucht und anderen unerfreulichen Erscheinungen der Neuzeit steuern.

Im allgemeinen wird aber das 20. Jahrhundert die Ueberlieferung vieler Jahrhunderte aus dem blühenden Volksleben in den Besitzstand von Forschung und Wissenschaft verbannen.

XII.

Chronik für 1907.

4. Januar: stirbt in Brighton Alfred Touchemolin, geb. 9. Nov. 1829 zu Straßburg, Schlachtenmaler, beteiligt an Piton. Strasbourg Illustré.

19. Januar: stirbt in Straßburg Heinrich Loux, geb. 20. Febr. 1873 zu Auenheim, Maler elsässischer Dorfszenen (s. Jahrb. 23, 134).

7. Februar stirbt Victor Henry, geb. 17. Aug. 1850 zu Colmar, Professor an der Sorbonne zu Paris, Sprachforscher, auch um elsäss. Dialektkunde verdient.

27.—30. April: Der Kaiser in Straßburg und auf der Hohkönigsburg. Die Brücken hinter der Garnisonskirche, mit Standbildern von dem Bildhauer Marzolff, werden dem Verkehr übergeben.

1. Mai: Eröffnung der Bergbahn Münster-Schlucht.

14. Mai: Elsässisches Museum zu Straßburg eröffnet.

25. Mai: stirbt zu Freiburg i. B. Freiherr Franz v. Roggenbach, geb. 1825 in Mannheim, badischer Staatsminister, Organisator der neuen Universität zu Straßburg.

1.—3. Juni: II. Elsaß-lothringisches Musikfest in Straßburg.

2. Juni: stirbt zu Straßburg Kommerzienrat Dr. Karl Ignaz Trübner, geb. zu Heidelberg 6. Juli 1846, seit 1872 in Straßburg als Buchhändler; erwarb die Manessische Liederhandschrift für Heidelberg zurück.

9. Juni: Einweihung des Denkmals für J. M. Moscherosch zu Wilstädt.

16. Juni: Jahresversammlung des Vogesenclubs in Oberehnheim.

1. Juli: Musikfest in Mülhausen.

4.—8. August: 38. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Straßburg.

10. August: stirbt zu Paris der Blumen- und Genremaler Gabriel Thurner, geb. zu Mülhausen i. E. 1840.

7. September: stirbt Adolf Seyboth, Museumsdirektor in Straßburg, 59 Jahre alt (Verf. des «Alten Straßburg»).

9.—11. September: Deutscher Gewerk- und Handwerkertag in Straßburg.

30. September: Der bisherige Kaiserliche Statthalter Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg tritt zurück. Seine Stelle übernimmt Graf Karl von Wedel.

XIII.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 17. November 1907, vormittags 10 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Beemelmans, v. Borries, Euting, Huber, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Renaud, Chr. Schmitt, Stehle, Walter, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, v. Schlumberger.

Der Vorsitzende teilt mit, daß ein Abzug des Jahrbuchs an Se. Exzellenz den Herrn Staatssekretär abgegeben und der übliche Beitrag zu den Druckkosten des nächsten Jahrbuches wieder in Aussicht gestellt worden sei. Ferner schlägt er vor, wie bisher so auch in Zukunft dem abgehenden Fürsten Statthalter von Hohenlohe-Langenburg alljährlich das laufende Exemplar unsres Jahrbuches gebunden zugehen zu lassen und verliest das Begleitschreiben, welches dem fälligen Bande beigefügt werden soll. Der Vorschlag wird einstimmig angenommen.

Es werden sodann die eingelaufenen Schriften und Drucksachen verschiedener auswärtiger Vereine und gelehrter Gesellschaften zur Kenntnisnahme vorgelegt, u. a. die Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, ferner eine Einladung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zur Hauptversammlung nach Mannheim im September 1907, sodann ein Flurnamenverzeichnis mit Kartenskizze der Gemarkung Riedselz im Unter-Elsaß, sowie eine Einladung zur achten Tagung für Denkmalpflege am 19. und 20. September. Die Erledigung dieser Angelegenheiten durch den Vorsitzenden wird nachträglich gutgeheißen.

Die für das nächste Jahrbuch bereits vorliegenden Beiträge werden kurz besprochen und zur Begutachtung an einzelne Vorstandsmitglieder verteilt.

Der Kassenwart gibt darauf eine Uebersicht über den Stand der Kasse und wird ermächtigt, sich mit dem Buchhändler Herrn Heitz in Verbindung zu setzen wegen des Preises, der von letzterem für seine dem Umschlag des Jahrbuches regelmäßig beigedruckten Verlagsanzeigen zu zahlen sei.

Zum Schluß berichtet der Vorsitzende über die Schritte, die er gemäß dem ihm in der Märzsitzung erteilten Auftrag betr. den Kostenpunkt bei der Herstellung des Jahrbuches getan hat, und zeigt, daß und warum es sich empfiehlt, den Druck auch fernerhin durch die Firma Heitz und Mündel besorgen zu lassen.

Es folgt darauf um 11 Uhr die

Allgemeine Sitzung,

welche der Vorsitzende mit einer Begrüßung der Anwesenden eröffnet, an die sich der Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr anschließt. Aus demselben ist ersichtlich, daß sich im Gegensatz zum Vorjahre die Finanzlage des Vereins dank einem erhöhten Zuschusse aus dem Dispositionsfonds des Statthalters wesentlich gebessert hat. Die weitere Besserung soll für das nächste Jahr insofern angestrebt werden, als das Jahrbuch im Umfang verringert und von 22 Bogen auf etwa 17 herabgesetzt werde, so daß der augenblicklich vorhandene kleine Ueberschuß erhöht und für das folgende Jahr wiederum ein umfangreicheres Jahrbuch in Erwägung gezogen werden könne. Sodann zeigt der Vorsitzende an, daß die zu Beginn der Sitzung von den Mitgliedern HH. Adrian Meyer und Direktor Dr. Hertel vorgenommene Rechnungsprüfung vollendet und richtig befunden worden sei, wofür er ihnen sowie dem Kassenwart den Dank des Vereins ausspricht.

Unter Hinweis auf den in der Märzsitzung vom Vorstand gefaßten Beschluß, über die Möglichkeit einer Ermäßigung der Druckkosten des Jahrbuches Untersuchungen anzustellen, legt der Vorsitzende die Gründe dar, nach denen es durchaus wünschenswert sei, die geschäftlichen Beziehungen zur Druckerei Heitz und Mündel nicht zugunsten einer anderen zu lösen, zumal da dieselbe neben dem Druck auch noch die nicht unerheblichen buchhändlerischen Geschäfte mit erledigt. Die Versammlung ist mit seinen Ausführungen einverstanden, und es erhebt sich auch kein Widerspruch gegen seinen Vorschlag, mit Rücksicht auf den zu erwartenden Mitgliederzuwachs statt der bisherigen 3000 Abzüge von nun ab bis auf weiteres 3200 herstellen zu lassen. Für den nächsten Band stellt er eine dem 12. entsprechende Inhaltsübersicht der Bände 13—24 in Aussicht.

Vor der Neuwahl des Vorstandes spricht Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande den Dank des Vereins für seine Geschäftsführung aus und schlägt die Wiederwahl des alten Vorstandes durch Zuruf vor. Da sich kein Widerspruch dagegen erhebt, nimmt der Vorsitzende namens des Gesamtvorstandes die Neuwahl an und dankt der Versammlung für das bewiesene Vertrauen.

Hierauf erteilte der Vorsitzende das Wort Herrn Prof. Dr. Henning, der in längerer Auseinandersetzung über seine Tätigkeit bei der Sammlung der elsässischen Volkslieder berichtet, worauf der Vorsitzende dem Herrn Berichterstatter vorschlägt, die Volksliederkommission zur nächsten Märzsitzung einzuladen. Herr Prof. Henning erklärt sich damit einverstanden.

Zum Schluß hielt Herr Prof. Follmann den angekündigten Vortrag über «Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen und ihre Verwandtschaft mit den Moselfranken».

Schluß der allgemeinen Sitzung: 12 20 Uhr.

2. Vorstandssitzung

am 4. März 1908, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren v. Borries, Harbordt, Kassel, Lempfrid, Lienhart, Luthmer, Martin, Renaud, Chr. Schmitt, Stehle. — Entschuldigt die Herren Beemelmans, Euting, Huber, Menges, Wiegand.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des früheren Statthalters Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, in welchem der Dank des Fürsten für das erhaltene Jahrbuch ausgedrückt ist; ferner ein Schreiben des jetzigen Statthalters Grafen v. Wedel mit der Mitteilung, daß zur Deckung eines Teiles der Unkosten des neuen Jahrbuchs ein Beitrag von 600 M. bewilligt worden sei.

Der Vorsitzende legt weiterhin einige Druckschriften vor, u. a. von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten zu Prag, welche um unentgeltliche Ueberlassung eines Exemplars des Jahrbuchs bittet: wird einstimmig bewilligt. Die Société archéologique de Namur will mit dem Verein in Schriftenaustausch treten: das soll nach dem Beschluß des Vorstandes vom nächsten Jahrbuch ab geschehen.

Es folgt sodann die Besprechung der für das neue Jahrbuch eingelaufenen Beiträge sowie die Feststellung der Chronik.

Es erfolgt zum Schluß ein lebhafter Gedankenaustausch über die Frage, wie das Unternehmen in betreff des elsässi-

schen Volksliedes, dessen wissenschaftliche Bearbeitung und Veröffentlichung vor Jahren von Prof. Henning im Verein angeregt wurde, zu fördern sei. Allgemeine Zustimmung fand schließlich der Antrag Luthmer, nach welchem an den derzeitigen Vorsitzenden des Liederausschusses Herrn Prof. Dr. Henning das Ersuchen zu richten sei, eine Sitzung des aus der Mitte des Vereins gewählten Ausschusses zusammen zu berufen, um über den Plan der weiteren gemeinsamen Arbeit zu beraten und über das Ergebnis dieser Beratungen in der nächsten Novembersitzung Bericht zu erstatten.

Schluß der Sitzung: 4^{15} Uhr.